

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

Erste Woche.

Zum Neuen Jahre.

S Herr Famine! wie doch die Zeit dahin läuft! Ist mirs doch, als wären ohngefehr sechs Wochen, als wir zum erstenmal 1775 schrieben. Und das Jahr wäre Ihnen sobald verschwunden, komt Ihnen so kurz vor? Ist es Ihnen nicht eben so, Herr Clovis? Mein gar nicht Madame. Aber ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, daß mir die Zeit so kurz wird? Ich habe sie doch gleichwohl so gut durchlebt als andre Leute.

Das ist noch die Frage!

Die Frage? bin ich denn etwa drey Viertel und mehr vom Jahre todt gewesen?

Vielleicht.

Vielleicht? Kommen Sie schon wieder mit Ihrem paradoxen Wischjewasche an? oder haben Sie etwa Lust, mir wieder Sottisen ins Gesicht zu sagen?

Wenn die Wahrheit Sottise ist.

Hören Sie, Herr Clovis, wissen Sie wohl, daß Sie kein Mensch mehr ausstehen kan, seitdem Sie sich herausnehmen, uns allerhand Grobheiten zu sagen?

Hab' ich Ihnen welche gesagt Madame?

Man sehe doch! Freilich mir nicht allein, sondern über alle Leute haben Sie was zu sagen: Meynen Sie nicht, daß ich Ihre Sti-

chelenen im Intelligenzblat wüßte? Ich habe sie schön gefühlt — Sie müssen ein böses Herz haben.

Das war freylich nicht gestichelt, Madame, sondern deutsch von der Leber weggesprochen. Vielleicht wärs in meinem Munde gar eine Grobheit gewesen; allein ich bin galant genug, es bey Ihnen nicht so zu nennen.

Man sehe die Herrn der Schöpfung! Ich glaube gar nach Ihrer Uebersetzung ist Galanterie ein gewisses Mitleiden mit uns schwächern Menschen.

Wir wollen nicht zancken Madame! Ich wünschte bey Ihnen in bessern Credit zu stehen, und wenn ichs mit dem neuen Jahre erhalten könnte, ihr Vertrauen zu haben, so hätte ich Ursache, mich glücklich zu schätzen, denn ich liebe Sie.

Eine Liebeserklärung, Herr Sittenrichter?

Ja! aber eine von meinem Schlage; sie gilt auch bey Personen meines Geschlechts.

O! nun hör' ichs. Sie wollen predigen.

Wenn Sie mich nicht zu Worte kommen lassen; so werden wir uns nie verstehen.

Nu! nu! wohlweiser Herr!

Ohn' Instanzen, wenn ich bitten darf.

Gut! was haben Sie also dabey zu erinnern, daß mir das Jahr so kurz geworden ist?

Zum ersten freu' ich mich für Sie darüber, denn Gott muß es Ihnen recht wohl haben gehen lassen, weil Ihnen die Zeit so geschwinde verfliegen, und ich hoffe, der heutige Tag wird Ihnen ein Tag des Dankens seyn, denn Gott hat es nun Sie verdient.

Ich komme eben aus der Kirche, Herr Clovis, und hab' an einer Predigt satt.

Madame! Der Biß gehört Ihnen eigenthümlich zu, und Ihr Herz ist nicht so verdorben, als Sie michs gern aus einem Mordbetrieb, zuschimmern, auf Kosten unsrer Gewissensruh zu schimmern, bereben wolten.

Nu gut! ich habe Gott für das genossene Gute mit der Gemeinde gedankt, was soll ich mehr?

Sich ein wenig prüfen, was Gott für Sie gethan hat! und wie viel Sie ihm schuldig sind! Sie wissen es, da Sie mich so gut kennen, daß ich Ihnen nicht heucheln kan, und ich kan es keinem Menschen, erwarten Sie es also nicht, daß ich gegen Ihre Fehler einen Bückling mache, und das Böse gut heisse.

Ich bin mir keiner Laster bewußt, und weil ich mich meiner Jugend freue; so wird dies in ihren Augen, wie in allen Augen der Alten, wohl ein Laster seyn, darnum bekümmere ich mich aber nicht.

Mein! unschuldige Ergöckungen gönn' ich jedem Menschen, und ich murre nicht über diejenigen, die ich nicht mehr mit genießen kan. Aber die wichtige Fragen: wie weit sind Ergöckungen unschuldig? Verdiente mehr Aufmerksamkeit, als man ihr weihet.

Wenns Ihnen gefällig ist; so wollen wir diese Frage einmal vornehmen. Es komt mir fast selbstn vor, als wenn der Leichtsin schlechte Rechnung macht.

Wie lange schlafen Sie?

Eilf, bis zwölff Stunden.

Und der Bauer, der im Schweiß seines Angesichts sein Brodt ißt, braucht nur höchstens sieben. Können Sie es verantworten, im Jahr 1460 Stunden mehr zu schlafen, ohne jemals müde zu werden, als der arme Tagelöhner, der sich den Dast aus den Hän-

den arbeitet, sich, sein Weib und seine Kinder ehrlich zu ernähren, und Ihnen zu dienen?

Warum soll' ich nicht die Zeit verschlafen, da ich doch nicht weis, wozu ich einmal die übrigen Stunden verwenden soll? mit der Langenweile kan ich mich nicht zum Besten vertragen.

Und wie verwenden Sie denn Ihre Stunden?

Weil Sie denn doch Gewissensrath seyn wollen, so wil ichs Ihnen sagen. Um 8 oder 9 Uhr seh' ich auf, trinke, und lasse mir im Nächstzuge die Zeit lang werden, wenn ich keine Besuche bekomme. Bisweilen versuch' ichs, zu lesen, aber was sol man lesen? Die Nouvelles du jour der Pariser fehlen uns in Deutschland ganz, und unsre Deutschen schreiben so steifes abgeschmacktes Zeug, daß ich eher ein Stück Pompernickel herunter kriegen kan, als ihren Biß.

So haben Sie wohl schon alle deutsche Schriften verflucht?

Das eben nicht. Man bekommt ihrer gar zu bald satt.

Und Sie sind in Paris gewesen? oder bekommen die dortigen Nouvelles nebst der Mordpuppe monatlich?

Das auch nicht. Bisweilen schleicht sich doch noch etwas bey dem Quarantainenstapel unsrer Patrioten vorbei.

Ich wil Ihnen ein Erröthten ersparen, es kan geschehen, wenn ich weg bin. Indessen wünsch' ich zu wissen, warum Sie lesen?

Warum? Mich zu amüsiren oder zu desennähren.

Und das wär' es alles? Hören Sie! mir fällt was ein. Sie geben den Ton doch in den meisten Gesellschaften an, und ihre meiste Bekantinnen und Bekante eifern Ihnen nach, sich so zu amüsiren und sich so zu desennähren wie Sie. Komman! Ich wil Sie in Zeit von 4 Wochen Arabisch lesen lehren. Sie bringen diese Nacht unter Ihre Gesellschaften, ich verdiene bey der Sache etwas, einen jungen, hoffnungsvollen Menschen auf Universitäten zu unterstützen, an den Niemand denkt, und Sie geben Ihr Geld für was Nüßliches

aus. Ich wüßte für Sie kein besseres Amusement, und Sie sollten sehen: daß sich unsre Schönen, und wohlbeduderte Stutzerköpfe mit dem Arabischlesen bis zur Frühlingszeit so herrlich amüsiren sollen, daß sie gewis im künftigen Winter noch Chinesisch wollen lesen lernen. Ich hab' in beyden Sprachen eine Chrestomathie, aus der ich Ihnen die Kleidung der Araberinnen und Chineserinnen erklären kan, und dann erfindet Ihr Cammermädchen eine Mode à l'Arabique, oder à la Chinoise, und Sie ernten davon die Ehre allein.

Es sey Satyre oder Ihr Ernst, so gefällt mir doch der Vorschlag. Man muß wirklich auf was Neues denken, wenn man nicht von langer Weile untkommen soll. Was haben wir vor Zeitvertreib? Alle Jubeljahr einen Ball oder ein Piquenique, wo es nach Pöbel stinkt, selten ein Concert, und da wird wol gar eine deutsche Arie aus Lotchen am Hofe, oder der Jagd gesungen, bey der man ohne Eau de Venise in Ohnmacht fallen müste. Selbst an des Königs Geburtstage geht alles so steif und deutsch her, daß ich beynabe eben so lieb in der Kirche sitzen mügte, als einem solchen Feste beywohnen. Wir wollen also Arabisch lernen. Aber blos Lesen wäre doch zu wenig?

Mein, es ist genug. Sie lesen ja die deutschen Bücher auch um zu lesen, nicht, sie zu verstehen, oder sich gar daraus zu bessern.

Ich verspreche Ihnen, aus deutschen Büchern zu lernen, aber zeigen Sie mir eins, das sich der Mühe verlohnt, gelesen zu werden.

Wovon sol es handeln?

Das weiß ich zwar nicht — z. E. einmal Gedichte. Haben wir wohl solche allerliebste Sachen, als die Franzosen?

Bessere, Madame. Wielands Grazie hat noch kein Franzose erreicht, bey Klopstocks Mesiasde bekommen sie den Schwindel; Kramer ist für ihren weichlichen Magen zu Ebnigt-Römisch; Lessing und Weiße verbieten ihre Muster zu seyn.

Und was sagen Sie von Gleim u. Jacobi? Daß sie alle tändelnde Franzosen übertreffen.

Und wir übersezen doch immer die Franzosen.

Ja! aber jezt nicht so stark mehr, weil die Franzosen uns übersezen. Indessen trau' ich Ihnen so viel Stärke des Geistes zu, Madame! daß Sie wohl noch stärkere Kost, als Gedichte vertragen könten. Was deucht Ihnen vom Religionsunterrichte?

Daß ich im Labyrinth irre. Unser Pastor spricht bald von der Grundsprache, und die versteh' ich nicht, und wie mein Mann spricht, so kan ja Niemand mehr aus der Religion klug werden, der sich nicht auf hebräisch oder griechisch balgen kan. Bald sagt unser Pastor ja auch: daß alles auf Morgenländisch verstanden werden müste, da komm' mir einmal jemand zu rechte.

Den Ausweg kan ich Ihnen zeigen. Er heißt: Die 3 letzten Lebensjahre Jesu von seß. Und ist es Ihnen ein Ernst, so wil ich Ihnen Bücher genug aufgeben, die alle Einwürfe heben sollen.

Ich kan nicht sagen, daß ich von der Religion sehr überzeugt bin.

Und wollens auch nicht seyn?

Sie fragen auch, als wenn Sie mich zum Tode bereiten wolten.

Ich wünschte, daß Sie sich in der Einbildung recht lebhaft diesen Zeitpunkt vorstellen könten.

Ich wil ein andermal daran denken, aber wir kommen von unserm Zwecke. Ich wil nun bis zur Toilette, und selbst bey der Toilette lesen, wie füll' ich aber die andre Stunden des Tages aus?

Wir wollen noch sobald nicht zur Toilette. Wann stehen ihre Kinder auf?

Was weiß ichs? ich glaube gar um sechs.

Wie, wenn Sie es auch so machten. Sie könten da ein paar Stunden mit Ihren Kindern plaudern, Sie Weisheit lehren, und untersuchen: ob sie in guten Händen wären, Ihre Kinder würden sich an Sie gewöhnen, statt daß sie jezt sich nur wie Marienketten mechanisch vor Ihnen neigen, und Ihnen nach dem Tact die Hand küssen, und bis Vergnügen ging' Ihnen gewis über alles, wenn

Sie Ihrer Natur nur einmal wieder die Erlaubniß gäben, Natur zu seyn.

Das fehlte noch, in die Kinderstube zu gehen. Dies kan man dem Pöbel überlassen.

Ich wüßte aber wohl eine gewisse Dame, die anders denkt.

Und wie heißt denn die Dame, die sich die Ohren so gern voll schreyen läßt?

Sie ist eine grosse Königin, und wie glücklich würde sich eine C*** M*** geschätzt haben, wenn sie in ihrer Kinderstube hätte sitzen können!

Die Beispiele sind verführerisch.

Die Natur noch mehr, und ich mag es Ihnen nicht sagen, was ich von den Müttern denke, die sich von Königinnen und Thieren beschämen lassen.

Ich fühl' es, daß Sie recht haben, sie sollen mich das nächste mahl da finden. Aber immer kan man nicht in der Kinderstube seyn.

Sie haben ja auch eine Haushaltung. Die besteht ohne mich.

Aber wie lange? Engel müßten Ihre Domestiken seyn, wenn sie ohne alle Aufsicht treu seyn solten, und solche Engel sucht Diogenes mit seiner Leuchte vergebens.

Sie machen mich unruhig. Wenn ich es nur so könnte, es mögte wohl gut seyn, wenn ich Ihnen folgte. Aber meine Erziehung war nicht nach Ihrem Leisten.

Noch ist nicht alles verlohren. Ich habe eben Mörsers Patriotische Phantasien bey mir. Ueberwinden Sie sich, sie mit Nachdenken durchzulesen, besonders die Stücke, die in unser Fach schlagen, und gefallen Sie Ihnen; so kan ich Sie mit einem Frauenzimmer bekannt machen, das die Kunst gelernt hat, in ihrem engen Cirkel zufrieden, und glücklich zu seyn, und vielleicht kan sie diese Kunst auch andern lehren. Aber prüfen Sie sich wohl: ob Sie im Sommer um 4 Uhr aufstehen können? obs Ihnen möglich wird seyn, um 5 Uhr mit Ihren Kindern im Garten zu spazieren, und sich mit ihnen von der schönen Natur

F.

und dem grossen Schöpfer zu unterhalten? ob Sie ohne Vapeure ihre Heerde werden sehen, und selbst in den Keller gehen können? ob Ihnen ein Bund Schlüssel nicht eine zu schwere Last seyn wird? Ob Sie sich damit abgeben können, ein Tagebuch von Ihrem Haushalt zu führen? und endlich ob Sie auf Ihrem Landgute nicht zufriedener seyn könnten, als in der Stadt?

Das letzte wird schwer halten.

Ich hoff' es nicht. Wenn wir erst Lust bekommen, die Bibel zu lesen, und über uns selbst nachzudenken; so ist die Einsamkeit kabsal. Die Gehirnlosen Pflastertreter, die ihren Ruhm darinnen suchen, die Eheliche Treue wankend zu machen, und die größten Vudenstücke ohne Erndthen zu verüben; die aus der Religion ein Kinderspiel machen, und der Tugend spotten; die sich viel damit wissen, ohne Ueberlegung den alten Sänder auf Ferney nachzuketten, und ohne Seele zu leben — ach! Madame! wie jämmerlich klein werden uns diese Dünstlinge, wenn uns das Nachdenken komt.

Ich muß gestehen, daß ich Ihrer Meinung zu sagen anfangte — aber man kan sich nicht losreißen. Wir leben doch einmal in Gesellschaften, und es giebt gewisse Verbindungen.

Sie sollen in keine Felsenhöhle. Nehmen Sie Sich nur wenigstens fürs erste Zeit, nachzudenken; setzen Sie voraus, daß ein besserer Plan des Lebens für Ihre Glückseligkeit und Ruhe möglich — nöthig ist; widersetzen Sie Sich Ihrer Zufriedenheit nicht, und wir wollen sehen: ob Sie übers Jahr nicht mit mehrer Heiterkeit ein zurückgelegtes Jahr übersehen werden, als heute. Zum Anfange des neuen Jahrs hab ich ihnen ein Paar Gedichte mitgebracht, die ich für Sie abgeschrieben habe. Nach Ihrem gethanen Aeußerungen werden Sie mich keiner hämischen Absichten mehr fähig halten. Die Verse sind komisch. Mögen Sie doch, wenn Sie den Star stechen und sehend machen!

E.

(Die Gedichte künftig.)

Mindensche Beyträge

zum
Nuzen und Vergnügen.

2te Woche.

Frühlingslied eines gnädigen Fräuleins.

(Poetische Blumenlese, Lauenburg 1776.)

Sie lange soll die Brunnenzzeit
Der gnädgen Laute dauern?
Man muß in dieser Einsamkeit
Ja ganz und gar versauern!
Sie wird von Einfalt und Natur
Mich noch zur Närrin schwären!
Was schiert mich Hain und Quell und Fluß,
Und andre solche Frazen!

Des Abends hört man die Musik
Der Frösch und Heimchen schallen,
Und das abscheuliche Gequiek
Der dummen Nachtigallen.
Von Mücken wird man dann gepurrt,
Und wälzet sich im Bette;
Der Hanshahn kräht; der Hofhund knurrt,
Und bellt und zerrt die Kette!

Und liegt man kaum im ersten Schlaf,
Da geht es an ein Luten!
Da brüllt der Och! da blöckt das Schaaf
Da wiehern Hengst und Stuten!
Dann poltert Laute vor der Thür,
Fängt heiser an zu krähen:
Auf, Fräulein, auf! du mußt mit mir
Der Sonnen Aufgang sehen!

Da gibts nicht Kaffee oder Thee,
Noch Butterbrodt mit Braten;
Ganz nüchtern und im Negligee,
Muß man den Thau durchwatzen.
Zwo Stunden wenigstens muß ich
Durch Dorn und Disteln rennen,
Und von der Sonnenhitze mich
Zur Mohrin lassen brennen!

Und läutet man Klock zwölf zu Tisch
So gibts nur Gras und Kräuter,
Nur saure Milch und Stückchen Fisch,
Ein Eychen und so weiter.
Der Grobian von Sudelkoch,
Weiß nichts von Leckerbischen!
Zum Nachtsisch kommt aufs höchste noch —
Ein Keller voll Radieschen.

Kein einzig Wörtchen hört man hier
Von Triptrak, Dam und Karten!
Zum Zeitvertreibe schlendern wir
Ein Weilchen in den Garten.
Hätt' ich nicht noch den Amadis
Mich zu besennühiren,
Ich müßte schier vor Aergerniß
Und langer Weil krepiren!

Oft schleppen Ihre Gnaden gar
 Mich zu der Baurkanaille
 Zu Kerls mit unfrisirtem Haar,
 Und Menschen ohne Taille.
 Besonders wenn das Lumpenpack
 An Feiertagen legelt!
 Da stinkt es vdn Schwizenttaback!
 Da wird was rechts geflegelt!

Und in der Kirche gar zu seyn,
 Das ist nun ganz abscheulich!
 Der Pfaffe predigt so gemein!
 Das Volk thut da so heilig!

Was macht man da mit Stoff und Uhr,
 Mit Schminck' und Demanttringen?
 Hans Hagel glaubt, man sey da nur
 Zum Beten und zum Singen.

Vermaladentes Einerley!
 Wirst du denn ewig dauern?
 O laß mich, lieber, böser May
 Zurück zu jenen Mauren!
 Ach seht doch, in der blauen Fern,
 Wie schön der Rauch sich hebet!
 Du liebe Stadt voll junger Herrn!
 Ach! wie das Herz mir hebet!

Uhorn.

Wiegenlied an unsere Schönen.

(von Michaelis.)

Schlumre mein Herzchen! was gackert im Stall?
 Heute war Cränzchen und Morgen ist Ball.
 Lebten und webten die Hühner wie du,
 Sicher, noch ließ' uns ihr Gackern in Ruh.

Schlumre mein Herzchen, am Fenster zu stehn,
 Pöschchen zu knütten und Näschen zu drehn;
 Schnipchen zu schlagen, von Becken umgast
 Braucht man Erquickung, und Schlummer gibt Kraft.

Schlumre mein Herzchen! Die Lante mag schreyen.
 Läßt sie das hässliche Schmählen nicht seyn —
 Kochen verstehst du, die Betten sind da:
 Nim dir ein Aeschen — und werde Mama!

Etwas von der grassirenden Viehseuche.

Aus den Duisburger Anzeigen No. 46.

Seit zwey Jahren habe ich mich bemühet
 Wahrnehmungen, wegen dieser leidli-
 gen Seuche, die in der Zeit fast ohne aufhd-
 ren gewesen, zu machen, Mittel zu gebrau-
 chen, Vorschläge der Behandlung zu thun
 — aber noch nichts sicheres.

Die Krankheit des Viehes ist und bleibt
 eben dieselbe, wie sie vor 30 Jahren den
 Anfang gemacht, überall einerley. Was
 der Hr. Professor Eryleben zu Göttingen in
 seinem zweiten Theil seiner Vieharzneykunst
 1771. davon deutlich genug abgehandelt,

könte einem jeden Landmann sehr nützlich seyn.

Vor Jahr und Tag habe ich Vieh, welches an der Krankheit krepirt war, sehen öfnen: und vor einiger Zeit habe Gelegenheit gehabt, Vieh, welches im Anfang, in der Mitte, wie auch fast aufs äufferste der Krankheit geschlachtet worden (um Haut und Fett vom Eigenthümer zu nutzen) zu betrachten, und vor und nach gefunden, daß die Hauptursache an Verstopfung des sogenannten Königskopfs nur allein gelegen, der zweite und dritte Magen ganz leer, wie auch die Gedärme weich — und nur voller Schleim — daß also clistiren nichts nutzen können — der Pansen mittelmäßig voll — die Galle sehr groß — und das Geblüt in die äussern Theile des Fleisches getrieben, beym Schlachten die Blutadern wenig von sich gelassen, Leber, Herz, Nieren, frisch und schön, die Lunge sehr rein, doch hie und da rothe Flecken, der Gaume — die Zunge rein — und das Gehirn gut: Ich urtheile daraus, wann das Vieh die Krankheit bereits auf dem Leibe hat, daß alle, auch die allerbeste Mittel und 100 Recepte nichts und im geringsten wirken noch helfen können, denn der sogenannte Königskopf ist dermassen verhärtet, daß nichts passiren kan, und in der Mitte und Letzte der Krankheit, die darin liegende Falten verbrennt, auch grosse Hitze darin angetroffen wird, und von aufsen mit der Haut wie ein Regelball anzufühlen.

Meine Gedanken gehen also dahin: bey Annäherung der Viehseuche präservative Mittel zu gebrauchen, die ich im vorigen Jahr einigen Landleuten angerathen habe, welche sich sehr gut dabey befunden, es war solches nicht mühsam, nemlich: wenn sich die Seuche einer Gegend nähert —

- 1) Eine gute Portion Blut lassen;
- 2) Täglich auf jedes Stück Vieh eine Handvoll Küchensalz auf dem Kurzen-

futter streuen, auch zuweilen Vermuth ein- oder zweymal in der Woche gegeben, wenn das Vieh auf den Ställen ist, die Fütterung ein wenig abziehen, auch wo möglich, weiche treibende Fütterung — Rübenschlacken zu füttern, die Erdze mit Theer ein oder zweimal in der Woche beschmieren, und dann das näherende Elend abwarten.

Die Krankheit wird deswegen nicht ausbleiben (dennoch habe ich Exempel, daß ein Landmann zwischen allen übrigen, welche es betroffen, aber den Vorschlag wie oben gemeldet, gebraucht hat, davon frey geblieben ist) die Erfahrung hat es gezeigt, daß sehr viele, ja von 33 Stück 16 bey einem Landmann wieder gebessert sind; welcher seit 30 Jahren siebenmal die Seuche unterm Viehe gehabt, und ihm vorher fast alles dahin gefallen war, mithin zuletzt selbst als ein Ungläubiger bekennen mußte, daß er auf diese Art der Fütterung, jezt ein Vertrauen setzte.

Eine andere Probe mit dem Salz füttern von 4 Stück auf einem Stall — wobey täglich dem Salz füttern zugesehen — Endlich kam die Krankheit auf den Stall, sie kamen aber alle 4 Stücke durch. Drey verworfen die Kälber und blieben gesund.

Ich bin ein Freund der Weiderey, und habe im verwichenen Jahr, wie auch dis Jahr Steinsalz im Troge auf den Weiden gefüttert — ich bin noch, Gott sey Dank! verschont geblieben, ob schon die Nachbarschaft insiciret war.

Bey der Krankheit selbstem habe angemerkt, daß man das Vieh oft und wenig auf einmal muß trinken lassen, das Maul oft mit Salz reinigen und reiben. Wann selbige krank werden, und kein Wasser mehr zu sich nehmen wollen, so nimt man alle zwey Stunden eine Bouteille mit Eßig und Was-

fer angefällt, und gieffet solches dem Vieh in den Hals.

Auf dem Rücken vom Kopf bis zum Schwanz mit geballter Faust die Haut stark zusammen ziehen — sie mögens leiden wollen oder nicht, und sich noch so unbändig stellen. Diese Probe habe an 2 a 3 Stücke gemacht und gesehen, daß, da es balde mit dem Vieh zum Ende gehen wolte, und sich, seiner Schwäche wegen, der Natur übergab — die Ohren ganz kalt waren, und durch einen Einschnitt mit einem Messer kein Tropfen Blut mehr zum Vorschein kam, das Vieh auch mit einem Stock aufgeprügelt wurde, den Rücken mit Gewalt gekniepen, daß das Blut endlich wieder in Bewegung gesetzt wurde, und aus dem Durchschnitt häufig floß — Abgang — und Urinlassen folgte — und von Stund an sich zur Besserung schickte, und wirklich besser wurde. Es ist aber bey mehreren Versuchen nicht allemal erfolgt — die Proben sind jedoch unschädlich.

Auch hat man Proben, daß durch Einbohrung in die Hörner dem Vieh eine Empfindung gemacht worden. Man weiß, daß da das Vieh schon vom Landmann mit Stroh bedeckt und verlohren gegeben war, vom Schmerz auffprung — Abgang bekam — Urin ließ — von Stund an besser wurde, nach Stroh leckte, und auch die Krankheit ig überstanden hat.

Uebrigens ist bekant, daß nach überstandener Krankheit das Füttern langsam, und wenig seyn muß; weiche Speisen, kaltes Wasser, und das Maul oft mit Salz reinigen, ist sehr gut befunden worden.

Von der Inoculirung ist sehr viel, sowohl von Holländern als von Dänen geschrieben, aber bisher noch nicht viel gewisses, dennoch habe ich Proben von zwey Kälbern gesehen, die 3 bis 4 Wochen alt, denen mit Tränkung der Milch von einer kranken Kuh, so zu reden die Krankheit inoculirt, nächstdeme aber wieder mit guter oder gesunder Milch getränkt wurden. Sie bekamen den 4ten oder 5ten Tag die wahre Viehkrankheit, kamen gut durch, und wurden beyde besser, und ich glaube, daß sothane Besserung bey Kälbern die Hauptsache seyn wird, daß der sogenannte Königs-kopf noch mit keinem harten Futter beschweret, und also die Krankheit nicht so angreifen kan, inzwischen ist eine Probe die nachzunahmen wäre, weil der Verlust an Capital nicht groß — und dem Lande dadurch sehr viel gebessert Vieh verschaffet würde, denn allem Anschein nach wird die Viehseuche wohl nie aufhören, eben wie die Pocken bey Menschen.

Dennoch ist diese Seuche in in einigen hiesigen Gegenden dieses Jahr weit gelinder wie sonst, indem einige von 15-12, von 12-7, und von 8-7 Stück durchbekommen haben.

Nachricht.

Von dem Nicolaischen Neuen Testamente, mit Inhalt, Erklärungen und Gebetern aus dem Inhalt jedes Capitels gezogen, das Hr. Förster in Bremen verlegt, sind bey Unterschriebenem noch 2 Exemplare auf Pränumeration, jedoch zu einer halben

Pistole, in Commission. Liebhabere belieben sich alsobald zu melden. Um Ostern kommt die zweite Hälfte heraus, und der Ladenpreis ist nach Neujahr 4 Rthlr. wovon meine beiden obgedachten Exemplare nur ausgenommen sind.

Töllenbeck.

Schwager.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

3te Woche.

Brief eines Bau'rweibes an ihren Vater.

W ich habe es euch doch früh genug gesagt, daß ich unglücklich seyn würde, wenn ich meinen Mann nähme, und nun seht ihrs doch, daß ich recht gehabt habe. Gott vergebe es euch, daß ihr mich so erschrecklich ins Elend gestürzt habt, und rechne euch die Thränen nicht an, die ich nun schon seit 6 Jahren um eure Härtigkeit habe vergiessen müssen. Ihr fragtet nichts darnach, daß ich den Kerl, wie den Tod haßte, und gern den Nachbar Albert Hinrich gehabt hätte. Ihr sagtet immer: du kömst da anf einen Hof mit sechs Pferden, ich habe dich für so einen kleinen Hof, als Albert Hinrichs nicht groß gezogen. Aber nun könnt ich mich doch beym Albert Hinrich satt essen, und meines Lebens froh werden, statt daß ich jetzt auf dem Hofe mit sechs Pferden, mir den Tod wünsche, und mit meinen drey Würmchen verhungern muß. Ja, wir haben nicht das liebe Brodt mehr im Schranke, keine Kuh mehr, die aufstehen kan, und kein einziges Pferd, das fünf Thaler werth wäre. Ich liege mit meinen armen Kindern auf dem Stroh, und habe keinen Menschen, dem ich meine Noth klagen könte, als unsern Pastor, und euch. Mein Mann wißt ihr wohl, lag

schon gern in den Krügen, als ich ihn kriegte, und wenn ich das euch sagte, so hieß es: er wird sich wohl bessern. Ja, das Gott erbarm, es ward noch immer schlimmer. Lieb hat er mich nie gehabt, und er hätte mich gewiß nie genommen, wenn ich ihm nicht 800 Thaler, einen schdnen Brautwagen und aller Theile achte zugebracht hätte. Als ich bey ihm kam; so ging es schon über mein Geld her, und was er nicht ans Amt für Prozesse brachte, das brachte er ins Wirthshaus. Wenns ihm dann nicht alles nach seinem Kopfe ging, so kam er betrunken nach Hause, und schlug mir meine Knochen, die ich von Mädigkeit nicht rühren konte, halb zu Schanden. Ihr sagtet immer, ich solt ihn karesiren, aber es hat sich gut karesirt, wenn man mit so einem Branteweinschweine zu Bette gehen muß. Wenn ich freudlich that, oder weinte, und ihn bat, sich zu bessern, bat'sch hatte ich eins mit allen Fünfen ins Gesicht, daß mir Maul und Nase bluteten. Ich habe gearbeitet, daß mir das Blut unter den Fingern her kam, aber was hats geholfen. Das Prozeßsen und das Liegen in den Wirthshäusern hat uns nun um den

Ⓢ

Hof gebracht, denn der Gutsherr wil uns herunter schmeissen, weil wir ihn nicht bezahlen können, und wenn er auch noch ein Jahr Gedult hätte; so kans doch nicht helfen, weil wir kein Saatkorn, keine Pferde, die was tangen, nicht einmal einen guten Pflug mehr haben, und kein Gesinde wieder bekommen können. Ach Gott, wie manchmal hab ich den Gutsherrn gebeten, meinen Mann im Saume zu halten, als es noch Zeit war, aber er kehrte sich an nichts. Wenn ich das Meine kriege, sagte er immer, so geht mich das andre nichts an, und dafür wil ich schon sorgen. Seht, wie ihr euch vertraget. Ich ging zu unserm Pastor, der frigte meinen Mann vor, in Güte und im Ernst, aber da wars noch schlimmer. Warte, sagte mein Mann, als er nach Hause kam, ich muß dir lohnen, daß du mich beym Pfaffen verklagt hast. Der mag seine Nase in die Bibel stecken, und nun gabs Schläge. Wenn der Pastor es einmal auf der Canzel mit anzog, daß es Sünde sey, alles zu verschleimen, und im Ehestand als ein Paar Teufel zu leben, dann mußte ich das Bad austrinken, weil er meinte, ich hätte ihn wieder verklagt. Jetzt ist es nun gar nicht mehr auszustehen. Nun hat er immer den Kopf voll, und ich muß immer herhalten. Neulich hat er mich so geschlagen, daß mirs unrichtig ging, das ist doch wohl keine kleine Sünde. Wenn doch der liebe Gott der Obrigkeit die Augen öffnen wolte, solche Weiberschänder und Bancautirer tüchtig zu bestrafen, andern zum Exempel; so verdiente sie einen Stuhl im Himmel, und wenn das früh gnug bey meinem Manne geschehen wäre; so ging es uns ja wohl nicht so schlecht. Wir armen Weiber sind doch auch Gottes Geschöpfe, die man nicht so unbarmherzig unter die Füße treten solte, und der Pastor sagt doch auch nicht, wenn er beym Zusammengeben spricht: er sol dein Herr seyn, er sol dir die Haut über die Ohren ziehen, du magst was gethan haben, oder nicht. Ich meine,

das müste die Obrigkeit nicht leiden. Aber wie soll es die Obrigkeit erfahren? Wir armen Weiber dürfen nicht klagen, und sonst thuts Niemand. Wenn eins das andre im Eifer ein Bißchen anschilt, oder unsre Schweine einen Fußbreit über die Schnat gehen, gleich sind Untervogt u. Schützer beym Mute und geben es an. Aber wenn ein armes Weib halb todgeschlagen wird, oder der Mann bringt sie an den Bettelstab, da kräht nicht Huhn noch Hahn darnach, das Gott erbar. Und was sol ich nun mit meinen Kindern anfangen? Mein Mann broht, er will nach Ostindien gehen, und wenn er auch hierbleibt, so bin ich dadurch nicht gebessert. Wenn ihr euch meiner nicht annehmt; so muß ich betteln. Nehmt mich doch mit meinen Kindern in einen Kotten auf euren Hof, und gebt mir ein Bißchen Flachs zum Anfange; so will ich sehen, wie ich noch mit Ehren mein Brodt habe. Philip, der älteste Junge kan mir schon ein wenig helfen, denn er kan des Tages schon ein Stück Moltgarn spinnen, und wenn der liebe Gott die beyden andern heran wachsen läßt; so helfen sie mir ja wol durch die Welt. Ich wil mich gern behelfen, wenn ich nur Brodt und Wasser habe, aber Gott weiß, bey meinem Manne kan ich nicht bleiben, wenn ich mich nicht auch noch um den Himmel, meine einzige Hofnung bringen sol.

Antwort.

Komm, arme Tochter! du hast mich recht zum Weinen gebracht. Ich bin Schuld an deinem Unglücke. Der Teufelsstolz, dich hoch ans Brett zu bringen, hat dich unglücklich gemacht. Du solst wieder meine liebe Tochter seyn, so lang ich noch auf dem Erbe bin, und dann mit mir in die Leibzucht. So lang ich was habe, solst du was mit haben, aber dein Kerl sol mir nicht unter die Augen treten. Du solst von ihm geschieden werden, so lange wil ich lassen. Es ist doch noch Recht im Lande.

Unterricht wie man allerley Arten von Ethern, vermittelst einer brennenden Lampe ausbrüten lassen kan.

Man findet hin und wieder verschiedene Vorschriften, wie man Eyer auf eine künstliche Art ausbrüten lassen kan. Einige schlagen hierzu einen besonders darzu gemachten und eingerichteten Ofen vor, davon die Erfindung eigentlich aus Egypten herkommt, wo selbiges stark im Gebrauch ist, wie solches glaubwürdige Augenzeugen versichern. Ohnweit Paris ist ein berühmtes Cartheuser Kloster, wo die Mönche ebenfalls, vermittelst eines Ofens, eine grosse Anzahl Eyer ausbrüten lassen, welches ich selbst gesehen habe. Andere schlagen andere Mittel vor, um dieses zu bewerkstelligen, welche sämtlich hier anzuführen, zu weitläufig seyn würde. Alles dieses brachte mich auf die Gedanken, ob nicht ein ganz leichtes und einfaches Mittel ausfindig zu machen wäre, dieses ebenfalls zu Stande zu bringen. Es beruhet alles darauf, daß man eine beständige egale Wärme zuwege bringen kan, die stark genug ist um die Ausbrütung zuwege zu bringen, die aber auch sehr abgemessen seyn muß, weil ein zu starker Grad der Hitze alles verderben würde. Verschiedene Versuche, die ich hierüber anstellte, schlugen fehl, wie es die mehreste Zeit bey den ersten Versuchen zu geschehen pflegt. Endlich ließ ich mir einen viereckigten hölzernen Kasten, 1 und einen halben Fuß im Quadrat, machen, ich ließ in demselben oben in der Mitte ein rundes Loch einschneiden, welches ohngefähr so groß war als die Weite eines grossen Bierglases; um dieses Loch ließ ich drey Pföde im Dreypack, ohngefähr 1 und ein halben Zoll hoch, befestigen, um darin den darauf zu setzenden irdenen Topf fest zu machen. Unten in diesem Kasten ließ ich eine Schieblade, ein halben Fuß hoch anbringen, um darin nach Bequemlichkeit eine gläserne kleine Kam-

pe, recht mitten unter dem obersten Loche setzen zu können. In die Lampe that ich erst etwas Wasser, und alsdann füllte ich sie vollends mit Baumöhl an. Um einen Dacht zu haben, der zu allen Zeiten egal dick wäre, damit die Hitze nicht einmal grösser würde, als zur andern Zeit, worauf alles ankommt, nahm ich von den Winsen, welche aller Orten im Felde auf kalkgründigen Stellen wachsen, und machte mit einem Federmesser den inwendigen Mark heraus, welches sehr leicht angeht. Die Bauren auf dem Lande wissen diß, und gebrauchen es zu ihren Lampen. Ich ließ selbiges wohl trocknen, und verwahrte es an einen trocknen Ort. Bey diesem Dachte war ich gewiß, daß er allezeit gleich dick wäre, folglich auch die Hitze egal werden müste. Gerade über der Lampe befestigte ich in den Kasten ein dünnes eisernes Blech, so daß es ohngefähr 2 Zoll hoch über die Lampe zu stehen kam, damit die Flamme daran zuerst anschlagen müste; hierdurch wurde die Gefahr des Anzündens abgewandt.

Hiernächst nahm ich einen irdenen Topf, dessen untere Ründung oder Boden so groß war, daß er auf den 3 Pföden über das Loch erhoben stehen konte; ich füllte auf dessen Boden ohngefähr 3 Zoll hoch wohlges wuschene und getrocknete Grandsand, dessen Sand bedeckte ich mit einem wollenen Tuch, über diesem Tuche legte ich in Form eines Nestes, ein gut Theil feines Moos; (man kan auch anstatt des Mooßes Pelzwerk darzu nehmen) hierauf zündete ich meine Lampe an, setzte den Topf auf seine Stelle, und ließ es stehen, damit aller Orten die Wärme durchbringen, und alle in den Topf vorhandene Feuchtigkeit ausdünsten konte. Hierauf nahm ich 15 ganz neulich gelegte frische Eyer, (alte Eyer müssen es nicht seyn)

legte selbige neben einander ganz ordentlich hin, so wie man sie unter die Bruthennen legt, deckte selbige mit verschiedenen Stücken von alten Pelzwerk zu, und so ließ ich es 8 Tage stehen, und gab nur acht; die Lampe öfters mit frischem Oele zu versehen. Alsdann nahm ich die Eyer heraus, hielt jedes Stück besonders gegen ein brennendes Licht, um zu sehen, ob sie alle angekommen wären. Zwey darvon waren ganz durchsichtig, und folglich verdorben, also warf ich sie weg, die andern aber waren ganz

dunkel, und hatten angefeht. Ich legte sie wieder ordentlich in den Topf, und nach Verlauf von 3 Wochen hatte ich das Vergnügen, 13 junge Küchlein auf diese Art ausgebrütet zu haben.

Nachdem sie abgetrocknet waren, gab ich ihnen seine Grütze zu fressen, und setzte ihnen Milch zu trinken vor; sobald sie satt waren, setzte ich sie wieder in den Topf. Dies continuirte so lange, bis sie so groß waren, daß sie die freye Luft ertragen konnten.

Sch.

Nachricht an die Leser des Deutschen Merkurs.

Ich habe im letzten Monatsstücke (October Seite 95.) mich anheischig gemacht künftig vom Jahr 1776. an zu jedem Quartal des Deutschen Merkurs ein in Kupfer gestochnes Bildnis eines merkwürdigen Mannes aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert zu liefern.

Es kan dem Publico nicht unangenehm seyn, zu vernehmen, daß ich mehr halten werde, als ich versprochen habe. Mein Verlangen, den Merkur von so vielen Seiten als mir nur immer möglich ist, interessant zu machen, wird immer über jede Schwierigkeit siegen, wobey es nur auf meinen Willen ankömmt.

Anstat Vier solcher versprochenen Bildnisse wird also künftig jeder Jahrgang des Deutschen Merkurs mit Zwölfen geziert, und jedem derselben, in dem Monatsstücke dem es vorgefetzt wird, eine Nachricht von dem Leben und den Werken oder Thaten des denkwürdigen Mannes, den es darstellt, eingeschickt werden. In der Wahl dieser Bildnisse werde ich mich weder bloß auf Gelehrte und Künstler noch lediglich auf Deutsche einschränken; besonders in Absicht des an außerordentlich grossen Menschen so fruchtbaren 16ten Jahrhunderts.

Ich wil mich voritzt hierüber nicht näher erklären: Genug, daß man im Deutschen Merkur kein Gesicht sehen soll, das nicht um sein selbst willen eben so sehenswerth seyn wird als um des Mannes willen, dem es angehört hat.

Weil aber bekantermassen von einer gestochenen Platte nicht wohl über 2000 gute Abdrücke gemacht werden können, und nicht zu erwarten ist, daß ich von jedem Bildniß zwey Platten auf blosses Gerathewohl stechen lasse; so ergibt sich von selbst, daß nur diejenigen, welche sich auf den Merkur abonniren, Exemplare mit Kupfern erhalten können.

Jedoch da der Mois hievon den Liebhabern so späte zukömmt, sol dieser Vortheil allen denen zu gut kommen, welche sich vor Anfang des Monats März 1776. auf die bereits allgemein bekannte Art entweder bey ihren nachstien Postämtern oder Intelligenzcomtoirs u. s. f. abonniren werden.

Der Abonnementspreis bleibt, wie bisher, eine halbe Pistole, wofür der ganze Jahrgang, monatlich und franco bis an die Grenzen von Teutschland geliefert wird. Wieland.

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

4te Woche.

Die Theorie des Tuchwalkens, in einer freyen Uebersetzung
nach dem Französischen des Hr. Albert, der Königl. Academie
zu Montpellier Mitglied. A. d. S. A.

Das Tuchwalken ist eine der wesentlichsten Operationen in der Tuchfabrik, weil dadurch das Tuch seine Decke bekommt, indem die Wollhärchen, die vorher in den Faden eingedreht waren, nunmehr die Oberfläche ganz bedecken, die eigentlich sein Wesen ausmachen. Wenn ein Tuch gut gewalket ist, so ersetzt dieses die Fehler, die bey dem Weben vorgehet, es erhält dadurch seine gehörige Güte, und wird geschickt gemacht, die Farben anzunehmen.

Vermöge der Manufacturgesetze muß die Operation sehr sorgfältig angestellt, und es dürfen keine solche Thaten gebraucht werden, die die guten Eigenschaften der Wolle verschlimmern können. Da zuweilen bey dem Gebrauch schlechter Ingredienzien, Mühe und jederzeit Kosten erspart werden; so pflegen sich ihrer die Tuchwalcker gewöhnlich zu bedienen.

Die meisten handeln hiebey bloß wie Maschinen, und gebrauchen lächerliche Kunstgriffe, von denen sie weder angeben können, wie, noch warum sie von statten ge-

hen; daher es denn auch kein Wunder ist, daß sie Hülfsmittel von ganz entgegengesetzten Wirkungen anwenden, weil sie weder deren Natur noch Eigenschaften kennen.

Noch niemand hat diese Leute in der Naturlehre unterrichtet, und Zeit und Erfahrung am wenigsten hat ihnen die nöthigste Einsicht verschaffen können, weil sie nicht mit einer solchen Aufmerksamkeit arbeiten, daß sie daraus ganz natürliche und zuweilen gar nicht verdeckte Folgerungen zu ziehen im Stande wären. Die Theorie, die zur Aufnahme einer jeden Kunst so nöthwendig ist, würde auch gewiß das Tuchwalken vollkommener gemacht haben, wenn sie den Tuchwalkern die Gründe, worauf es beruhet, gelehret hätte. Sie würden richtiger geurtheilet, und ihre Arbeiten zuverlässiger eingerichtet haben.

Ich war hievon überzeugt, und die widersprechenden Versuche, welche 1749. bey Gelegenheit eines Befehles, welches den Gebrauch der schwarzen Seife verbot, angestellt wurden, munterten mich noch mehr auf, die Theorie dieser wichtigen Operation

zu entdecken. Die Beobachtungen, welche ich bey diesen Untersuchungen gemacht habe, sollen der Inhalt dieser Abhandlung seyn.

Ich habe mich vorher von allen, was diese Operation betrifft, unterrichten lassen. Ich habe die verschiedenen practischen Künste, welche in den Walkmühlen dieses Reichs im Gebrauch sind, weitläufig untersucht, und habe mit den verständigsten Fabricanten und geschicktesten Tuchwalkern darüber öftere Unterredungen gepflogen. Ich habe mir hierauf eine Walkmühle angelegt, und darin eine große Anzahl Versuche angestellt, von welchen mir jederzeit die mit der weißen Seife am besten gelungen sind. Weil man aber in der Naturlehre öfterer das Wahrscheinliche für das Wahre ansiehet, so habe ich auch hier dem ersten Anschein nicht getrauet, sondern ich habe, ehe mich für die weiße Seife zu erklären, dieselben Versuche öfterer wiederholt und auch verändert angestellt. Auch habe ich mich nicht, wie es die Walker thun, bloß mit dem Erfolge begnügt, sondern auch die Ursachen auf das genaueste untersucht, und, nachdem ich die verschiedenen Mischungen der Seifen entdeckt gesehen, was sie zur Mechanik des Tuchwalkens beytragen. Ich habe immer gefunden, daß die weiße Seife sich besser dazu schicket als die schwarze,*) weil sie die

Wolle und das Tuch schonet, und die Mechanik, welche die Wolle auf dem Tuche hervorbringt, erleichtert.

Diese Beobachtungen werden wahrscheinlich eben die Vorurtheile zu bestreiten haben, welche der obgedachte Befehl hat erfahren müssen: ob zwar gleich damals verständige und aufrichtige Personen, bey denen vom Conseil anzustellen verordneten Versuchen gegenwärtig gewesen sind; so waren dem ohngeachtet die Versuche nicht richtig, und die über mehrgedachten Befehl und über ihre eingesehene betrüglichen Vortheile aufgebrachten Tuchwalker verursachten, mehr aus Bosheit als aus Unwissenheit, daß die Versuche einen widrigen Erfolg haben mußten.

Mit desto mehreren Gründen behaupte ich dieses, je wahrscheinlicher die aus dem damaligen Wortstreiten gezogene Folgen, und je weniger sie mit denjenigen übereinstimmend waren, was in der Mechanik zur Hervorbringung der Wolle des Tuches zu geschehen pflegt. Da die Gesetze dieser Mechanik weder verwickelt noch schwer sind; so kan man sich von diesem Vorgeben leicht überzeugen.

Man darf nur zu dem Ende kleine Stücken Tuch durch ein Vergrößerungsglas betrachten, so wie sie gewalket und abgeschnitten werden, und sie alle halbe Stunden mit einander vergleichen, bis das Tuch

*) Es ist dieses in der verschiedenen Art der Verfertigung der schwarzen und weißen Seife gegründet. Aus der weißen Seife wird, wenn das Fett, woraus sie bestehet, in einer caustischen Lauge völlig aufgeloßt worden, die darin überflüssige, durch den Zusatz von Küchensalz abgeschieden; da man hingegen das Fett oder Dehl, woraus eine schwarze Seife gemacht wird, mit mehr caustischer Lauge, als erforderlich ist, dieses aufzulösen, beladet, weil, je mehr dieses geschehen kan, je ansehnlicher der Vortheil für den Seifensieder ist. Da man nun, wie bekant, in einer concentrirten caustischen Lauge die Wolle gänzlich auflösen kan, wie solches bey der Haarfarbe geschieht, welche nichts anders als eine sehr stark tingirte aufgeloßte Wolle ist, und diese, wenn sie auch sehr verdünnet ist, dennoch die Wollfäserchen spröde macht: bey der Walke aber erforderlich ist, die Wollhärchen weicher zu machen, als sie für sich nicht sind; so folget hieraus natürlich: wie die weiße Seife für der schwarzen in diesen Betracht den Vorzug habe. Anmerk. des Uebers.

die verlangte Stärke und Dicke erhalten hat; und man wird deutlich sehen, daß es lauter einzelne Fäserchen von den Haaren der Wolle sind, die von der Gewalt der Hämmer auf verschiedene Weise gegen einander gedrückt und gestoßen sind, sich über einander hingekrümmt, in einander geschlungen und sich dergestalt vereinigt haben, daß daraus eine einförmige Wolle von gewisser Dicke entstanden ist, welche der Weber auf dem Webstuhl anfängt zu bilden, indem er in die Aufzugsfäden, vermittlest des in der Lade befindlichen Blates so viel Einschlaggarn als nur möglich, einschlägt, welches er noch überdies anfeuchtet, damit es desto besser nachgebe. Man wird auch mit Vergnügen wahrnehmen, daß diese verschiedene Stücke Tuch in sonst nichts verschieden sind, als daß die Haare der Wolle in einem dichter sind, und sich in mehr Punkten als in dem andern berühren. Untersucht man nun ferner Tücher von verschiedener Stärke und Feine eben so aufmerksam, so wird sich ergeben, daß ihr Unterschied bloß hierauf beruhe.

Die Mechanik des Walkens ist also sehr einfach, weil sie, wie aus vorstehenden abzunehmen, bloß darauf beruhet, die Haare der verschiedenen Arten der Wolle nahe und häufig genug zusammen zu bringen, je nachdem ein Tuch gut werden sol, und daß dieses auf den Stoß der Hämmer vorzüglich ankomme.

Jedoch dieses Stampfen der Hämmer, welches mit dem Wasser ganz allein vermögend ist, in die Länge, auch so gar grobe Tücher zu walken, würde dennoch nicht hinreichen, das Tuch gleichförmig breit und gut zu machen, wenn man ihm nicht mit einer Auflösung der Seife zu Hülfe käme, welche die Fäserchen der Wolle einfeuchtet, erweicht und hindert, daß sie sich nicht so sehr zusammen ziehen können. Dadurch werden sie geschickt gemacht, sich über einander hinzuschlingen, da der Schlag nichts weiter bewirkt, als daß er sie näher zusammen bringt, wodurch auch die

anziehende Kraft, die sie ohnedem besitzen, mehr verstärkt wird, und geschwinder wirkt.

Es erwarte niemand von mir, daß ich die noch unbekante Ursache dieser anziehenden Kraft hier erklären sol. Ich würde nur wiederholen müssen, was schon in so vielen andern Schriften davon gesagt ist. Mir ist es genug, daß jederman weiß, daß unter den Theilen einiger Körper eine anziehende Kraft statt finde, welche verursacht, daß sich diese Theile einander nähern, und sich mit einander verbinden, die Ursache sey, welche sie wolle; daß ferner diese Kraft nur in gewissen Entfernungen wirke; daß sie in der Berührung sehr stark, und zwischen den ähnlichen Theilen elektrischer Körper am offenbarsten sey. Ich führe nur noch an, daß diese Art der elektrisch-anziehenden Kraft sich auch bey dem Tuchwalken nach ihren verschiedenen Gesetzen zu offenbaren scheint, und daß die bey dem Tuchwalken beobachtete Verschiedenheit, die von der Schwere der Hämmer und der sie bewegendem Kraft auch von der verschiedenen Beschaffenheit der Wolle herrühret, den deutlichsten Beweis hievon, und zugleich eine Theorie an die Hand giebt, die desto gründlicher ist, je unveränderlicher und gewisser die Erfahrungen sind, worauf sie sich gründet.

So wie man bemerkt, daß sich in gewissen Körpern die Electricität nach dem Verhältniß des Reibens vermehret, so beobachtet man auch, daß in den Walkmühlen, wo das Wasser dem Hammer mehr Kraft mittheilet, es sey vermöge einer größern Geschwindigkeit oder der Schwere, wenn alle übrige Umstände gleich sind, das Walken geschwinder bewirkt wird, weil sodann die stärker gestampften und gegen einander gedrückten Wollfäden geschwinder in die erforderliche Weite gebracht werden, daß sie sich an einander reiben, ihre anziehende Kraft gegen einander äußern, und ihre Theilchen sich zusammen vereinigen und verwickeln können.

Zufolge eben dieses Gesetzes bemerkt man, wenn man statt der kleinen Hämmer größere nimmt, eben denselben Erfolg, weil in diesem Fall der Stos und folglich auch die Bewegung und das Reiben vermehret wird. Wenn man daher Tücher sehr dicke walken wil: (wie z. B. Filze, deren sich die Papiermacher bedienen müssen,) so begnügt man sich nicht allein, die Menge der Wolle bey dem Weben des Tuches zu vermehren, sondern man beschweret auch die Hämmer noch, indem man Stücken Bley an ihren Kopf befestiget.

In meiner Mühle habe ich die nemliche Beobachtung gemacht, indem ich Hämmer von verschiedener Schwere verfertigen ließ, als auch, wenn ich die Tröge weniger in ihrer Lage verändern ließ, damit der Schlag derselben und folglich auch das Reiben verstärket wurde,

Das Reiben ist so nothwendig, daß man allezeit bemerkt, daß das Walken einen besondern Erfolg hat, wenn das Tuch den Trog recht ausfüllet, weil sodann die Haare der Wolle mehr zusammengedrückt werden, und sich in mehr Flächen berühren, wovon das Reiben stärker, und die anziehende Kraft wirksamer wird.

Eben so hat man auch beständig anmerket, daß alles, was die durch das Reiben der Wollfäserchen hervorgebrachte Wärme bis auf einen gewissen Grad vermindert, auch das Walken verzögert und verhindert, wie z. B. die kalte Luft und allzuvieles Flüssiges bey dem Walken.

Daher rühret es, daß im Sommer und in verschlossenen Trögen das Walken geschwinder von statten gehet, als im Winter und in offenen Trögen, wenn anders die übrigen Umstände einerley sind. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß hierauf ein

sehr beträchtlicher Unterschied in der Geschwindigkeit des Walkens beruhet.

Es erhellet ferner hieraus der Irrthum vieler sonst verständiger Personen, welche den Filz des Tuches mit der Stärke verwechseln, die es erhält wenn es fertig ist, und sich einbilden, daß die Beschaffenheit des Wassers das vornehmste dazu beytrage; da es doch blos auf die größere oder geringere Bewegung, welche es den Hämmer mittheilet, und auf das Reiben der Wollfäserchen beruhet, welches dadurch bewirket wird, denn es giebt Walkmühlen, welche blos vom Winde oder von Pferden getrieben werden; und während des Walkens findet sich nichts weiter im Troge, als entweder die nöthige Seifenauflösung, oder gefaulter Urin, dessen flüchtig kalisches Salz mit der in dem Tuch enthaltenen Fettigkeit sich vereiniget, wodurch eine Art einer Seife entsteht.

Das Tuch wird also alsdann gewalket, wenn das Wasser vermöge der verschiedenen Grade seiner Kälte, den Filz wieder stärker und elastischer macht, weil er in den Haaren der Wolle erschlaffet. Hiedurch aber werden sie in die gehörige Entfernung von einander gebracht, so, daß sie sich reiben, krümmen und in einander schlingen können.

Wir wollen nun noch ferner sehen, wie die übrigen Gesetze der anziehenden Kraft bey dem Tuchwalken gleichfalls statt finden.

Die größte Aehnlichkeit der Theile von einerley Art gewisser Körper, ist die Ursache der unveränderlichen Beobachtung, daß die Tücher von einerley Wolle im Eintrage und Aufzuge sich in allen Absichten besser walken lassen, und sowol dichter als dauerhafter sind, als diejenigen, dazu man zum Aufzuge eine stärkere Wolle nimt als zum Einschlage, um im Ausmessen den Vortheil davon zu haben.

(Der Beschluß künftig.)

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

5te Woche.

Die Theorie des Tuchwalkens, in einer freyen Uebersetzung
nach dem Französischen des Hr. Albert, der Königl. Academie
zu Montpellier Mitglied. A. d. G. A.

(Beschluß.)

Alle Fabrikanten kommen hierin überein, und es erhellet daraus, daß sich der Verfasser der Abhandlung, von den verschiedenen Eigenschaften der zu den französischen Manufacturwaaren geschickten Wolle geirret habe, indem er sagt: es sey ein Fehler der spanischen Wolle, daß die daraus gefertigten Tücher bey dem Walken gegen solche aus allen übrigen Arten von Wolle gefertigten gerechnet, weit mehr in der Breite verlohren als an der Länge. Es ist dieses vielmehr eine gute Eigenschaft dieser Wolle, die sie nicht besitzen würde, wenn sie nicht so fein und biegsam wäre, und die man noch durch den Gebrauch der Seife bey dem Walken an ihr zu vermehren, an den andern Arten von Wolle aber, die spröder sind, dadurch zu ersetzen sucht, daß man die Menge derselben vermehret, und ihnen in der Walke mehrere aufgeldste Fettigkeit zusetzet.

Es ist daher an der spanischen Wolle kein Fehler, daß sie sich nach allen Seiten

gut auswalket, weil eben dieses dem Tuche den Filz verschaffet; sie hat dieses mit jeder feinen und weichen Wolle gemein, und vermehret sich die Eigenschaft nach dem Verhältniß, wie ihre Biegsamkeit und Feine zunimmt.

Man muß jedoch gestehen, daß diese Eigenschaft, die dem Tuche so zuträglich ist, im Ausmessen nachtheilig wird: denn indem das Maas dadurch verkürzet wird, so hat der Fabrikant zu befürchten, wo nicht zuweilen Schaden daran, doch keinen Gewinn zu haben: da nun aber die Feine der Wolle zur Güte der Tücher nothwendig ist, so muß auch deren hoher Preis den Aufwand unterhalten und vermehren.

Diese Betrachtungen leiten uns auf das Gesetz der anziehenden Kraft, nach welchem sie in kleineren Entfernungen stärker würket als in grösseren, und nach Verhältniß der Berührungspuncte zunimt. Es offenbaret sich dieses Gesetz sehr deutlich in der viel gröfs-

seren Leichtigkeit des Walkens der schönen spanischen und aller feinen und weichen Wolle.

Die Fäserchen dieser Wolle sind weicher und biegsamer, als diejenigen der gemeinen Wolle, sie weichen der Gewalt des Stosses der Hämmer besser aus, und krümmen sich mehr über einander; sie reiben sich besser an einander, und ziehen sich folglich auch desto stärker an, je unmittelbarer sie sich berühren; daher sie sich auch viel geschwinder vereinigen, als die Fäserchen der gröbern und stammhärigen Wolle.

Aus diesem Grunde nehmen einige Fabrikanten zum Einschlage in wohlfeile Tücher die Kaufwolle, die weich und geschmeidig ist, welche einige noch überdis mit Lammwolle versetzen, und zur Kette stärkere die spröder ist, und sich nicht sehr in die Länge einwalket, da hingegen die Kauf- und Lammwolle sich stärker in die Breite einwalket, daher das Tuch desto leichter sein gesetztes Maass erhält, und den Fabricanten im Ausmessen zum Vortheil gereichet.

Aus vorstehenden ergibt sich, daß, um dem Tuche eine gute Walle zu verschaffen, man der Wirkung des Stosses der Hämmer mit einer öhlichten Auflösung zu Hülfe kommen müsse, welche die Sprödigkeit der Wolle vermindert; ohnbeschadet ihrer natürlichen Beschaffenheit.

Da nun nach dem allgemeinen Eingeständnisse aller Kunstverständigen die weisse Seife schmeidiger als die schwarze ist, so dienet sie zu Erreichung des Endzwecks, wozu man sie hier gebraucht, auch weit besser. Es ist daher nicht zu verwundern, daß bey allen meinen Versuchen das Walken damit besser von statten gegangen, und das Tuch seine gehörigen Eigenschaften erhalten hat. Die auf Befehl des Ministers Louvois vor ohngefähr 80 Jahren angestellten Versuche, die Mechanik, so ich jetzt erkläre habe, und der in den besten Fabriken Europens eingeführten Gewohnheit, zu weissen Tüchern auch weisse Seife zu gebrauchen, unterstützen insgesamt meine Versuche.

EDICT,

wegen schleuniger Rettung der, durch plöbliche Zufälle, leblos gewordenen, im Wasser oder sonst verunglückten und für todt gehaltenen Personen.

De dato Berlin, den 15ten November 1775.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden König von Preussen, Marggraf zu Brandenburg, des H. R. Reichs Erzcammerer und Churfürst ic. ic.

Thun kund und fügen hiermit zu wissen, wie Wir aus landesväterlicher Fürsorge für Unsere Unterthanen, um die öfters mögliche Rettung der durch plöbliche Zufälle leblos ge-

wordenen und durch einen sich selbst zugefügten oder sonst gelittenen gewaltsamen Tod umgekommenen, oder der auf ein oder die andere Art im Wasser verunglückten, wie auch der erfrorenen, durch schädliche Dünste erstickten, erdroffelten oder erhenckten Personen, in alle Weise zu befördern, allgeruädigst ersolvoiret haben, alle nur mögliche Vorkehrungen deshalb zu treffen und zu veranstalten

Wie Wir nun des Endes zubörderst die aus alten Zeiten und Gebräuchen herrührende, einer gesunden Vernunft und Religion entgegen laufende lieblose Vorurtheile des gemeinen Mannes, daß nemlich die von einem oder andern dergleichen verunglückten Personen zu leistende Beyhülfe, derselben Ehre einen Nachtheil verursache und zuziehe, hiermit gänzlich abzustellen nöthig finden: Als verordnen und befehlen Wir dahingegen hiermit in Gnaden, daß

I.

von nun an ein jeder, ohne Ausnahme des Standes, der solche todtscheinende Körper antrifft, ohne den mindestnen Verzug, und ohne daß es in diesen Fällen einer gerichtlichen Aufhebung und Feyerlichkeit bedarf, selbst gleich hülfliche Hand leisten, oder wenn solches von ihm nicht allein geschehen kan, sich der Hülfe anderer auf das schleunigste herbey zu rufenden Menschen bedienen, und selchergestalt einen Erbenkten sogleich los zu schneiden, und den Strick oder das Band vom Halse abzulösen, einen im Wasser Ertrunkenen sogleich heraus zu ziehen, einen auf öffentlichen Landstrassen, anderen Wegen, oder in den Waldungen angetroffenen Erfrornen ohnverweilt aufzuheben, sodann in den nächsten Ort oder das nächste Haus zu schaffen, schuldig und gehalten seyn solle.

II.

Ist, so bald diese erste Hülfe geleistet worden, der Vorfall der Obrigkeit des Orts, von einem der gegenwärtigen Personen anzuzeigen, mit Anwendung der in der Beylage vorgeschriebenen Rettungsmittel, ohne die Ankunft der Gerichtspersonen, oder der des Ortes befindlichen Aerzte und Wundärzte zu erwarten, sofort der Anfang zu machen, damit nach den Vorschriften zu verfahren, und zu versuchen, ob der Verunglückte dadurch wieder zum Leben zu bringen seyn möchte.

III.

Muß eine jede Obrigkeit, welcher zuerst die Nachricht von solchergestalt verunglückten Personen hinterbracht wird, es mögen selbige unter deren oder einer anderen Obrigkeit Jurisdiction gefunden werden, daferne es nicht inzwischen bereits geschehen, bey Vermeidung ernstler Abndung, die zur Aufhebung oder Abnehmung derselben, nicht minder zu Anwendung der erforderlichen Mittel, um dergleichen Verunglückte wieder zum Leben zu bringen, nöthige Veranstellungen, alsobald, ohne irgend einigen Aufschub vorkehren, und daß hierunter nichts verabsäumt wird, genaue Acht haben und behdrige Obsicht führen, und soll solches der Jurisdiction derjenigen Obrigkeit, wo der Körper gefunden und aufgehoben worden, zu keinem Nachtheil gereichen, vielweniger aber als ein Eingrif in die, einer andern Obrigkeit zustehende Gerichtsbarkeit angesehen, noch als ein Actus possessorius gegen selbige angeführet werden.

IV.

Soll demjenigen, welcher eine für ertruncken, erfroren, erstickt oder erdroffelt gehaltene Person zuerst antrifft, und solche in dem zunächst gelegenen Ort zu weiterer Besorgung untergebracht hat, im Fall der Verunglückte dadurch und durch die mit ihm angestellten Versuche wieder zum Leben gebracht wird, ein Douceur von Zehen Thaler, wenn aber die angewandte Bemühung diesen Erfolg auch nicht gehabt hat, dennoch ein Douceur von Fünf Thaler aus Unsern respect. Creiß- oder Krieges-Cassen jeder Provinz, gegen die jedesmal darüber beyzubringende obrigkeitliche Bescheinigung ausgezahlt werden; wie denn auch

V.

die bey der Aufhebung eines solchen verunglückten Menschen verwandte, oder durch den Gebrauch der vorgeschriebenen Mittel

verursachte Unkosten, nach deren jedeßmaligen Bescheinigung und Vergewisserung, daß die verordneten Mittel auch wirklich zur Rettung des Verunglückten angewandt worden, im Fall solche aus dessen Vermögen nicht erfolgen können, ebenfalls aus obbemeldeten Unsern Creys- oder Krieges-Cassen erstattet und bezahlet werden sollen. In den Fällen aber, wo gleich Anfangs bemerket wird, daß bey einem dergleichen verunglückten Menschen keine Mittel mehr helfen können, als wenn unter andern die Person schon seit einigen Tagen verunglückt ist, und wohl gar bereits in die Verwesung gehet, bleibet es in Ansehung der Aufhebungskosten bey der bisherigen Verfassung.

VI.

Behalten Wir Uns vor, diejenigen, welche diesem Edicte zuwider handeln, sich in der darinnen anbefohlenen Hülfleistung säumig finden lassen sollten, oder etwas vernachlässigen, mit nachdrücklicher, und befürderten Umständen nach mit Leibesstrafe zu belegen, wie dann ausdrücklich hiemit festgesetzt wird, daß von nun an die Rettung der oberwehntermassen Verunglückten sowohl, als das Abschneiden der Erhenkten, niemanden an seiner Ehre und guten Namen irgends zum Schaden oder Nachtheil gereichen soll, auch diejenige, welche denen Personen, die Ertrunkene aus dem Wasser gezogen, Erfrorene oder Ersticke aufgehoben, oder einen Erhenkten abgeschnitten, dieferhalb Wormürfe zu machen sich unterfangen sollten, mit empfindlicher Leibes- auch nach Befinden mit Zuchthaus- und Bestungsbaustrafe belegt, ingleichen, daßerne ganze Innungen, Gilden, Zünfte oder Gemeinben sich dergleichen Angebührnisse zu Schulden kommen lassen, diese, aller ihrer Privilegien, Rechte und Freiheiten verlustig, auch hierüber annoch die einzelne Mitglieder derselben, so die andern dazu angereizt

oder verleitet, gleich andern mit vorbestimmten Strafen angesehen werden sollen; nicht minder die Hauswirthe und Einwohner, welche die Pflichten der Menschlichkeit so gar dergestalt vernachlässigen dürften, daß sie in dergleichen unglücklichen Fällen denen Hülfleistenden, in Ansehung der Aufnahme der Verunglückten, unerhebliche Schwierigkeiten zu machen sich erdreisten sollten, und ihnen wohl gar die vorräthige Hülfsmittel, Keinenzeug, Feuerung und Lagerstätte versagen, mit nachdrücklicher Leibesstrafe belegt, dahingegen aber denjenigen, so sich hierunter willig finden lassen, eine billigmäßige Vergütung deshalb angedeyhet soll.

Wir befehlen demnach so gnädig als ernstlich, allen und jeden Unserer Unterthanen, sich hiernach auf das genaueste zu achten, insonderheit aber Unseren hohen und niedrigen Krieges- und Civilbedienten, Krieges- und Domainen-Cammern, Magisträten in den Städten, Beamten und allen andern Gerichtsobrigkeiten auf dem Lande, den Richtern, Schulzen und Schöppen in den Dörfern, und dem Officio fisci, mit allem gehörigen Ernst und Nachdruck über dieses Edict, dessen Befolgung ohnedem die ersten Pflichten der Menschlichkeit erheischen, zu halten, die, so dawider handeln, respect. anzuzeigen und zur verdienten Bestrafung zu ziehen.

Damit sich auch niemand mit der Unwissenheit entschuldigen möge; So sol dieses Edict nicht allein für jezo von den Kanzeln einmal nach der Predigt öffentlich verlesen, sondern auch überdem sowohl in den Städten als auf den Dörfern, an öffentlichen Orten angeschlagen und angehangen werden.

Urkundlich unter Unserer Höchstseigenhändigen Unterschrift und beygedruckten Rdn. Innsiegel. So geschehen und gegeben zu Berlin, den 15. Nov. 1775.

(L.S.)

Friedrich.

v. Blumenthal. v. Derchau. v. Zedlig.

v. d. Schulenburg. v. Görne. v. Gaudi.

(Der Unterricht hiezu folget künftig.)

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

6te Woche.

Unterricht

durch welche Mittel plötzlich verunglückte, todtscheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können.

Die Aerzte sind aus oft wiederholten sichern Erfahrungen überzeugt, daß die meisten im Wasser verunglückte, erhenkte, durch schädliche Dämpfe betäubte, oder vor Kälte erstarrte Personen ins Leben zurück gebracht werden können, wenn ihnen schleunige, vernünftige und anhaltende Hülfe geleistet wird.

Unwissende halten dergleichen Personen vor todt, weil sie nicht mehr Athem holen, unempfindlich sind, wenn sie auch gerüttelt, mit Wasser oder starkriechenden Feuchtigkeiten angesprenget, gebrannt u. s. w. werden, und weil nicht der geringste Pulsschlag, weder in einer äußern Ader, noch am Herzen bey ihnen gespüret wird, auch wohl bey der ersten Aderlaß kein Blut kommt. Aber diese vermeinte Todeszeichen sind alle trüglisch, und man hat bewährte Hülfsmittel, wodurch der scheinbar Tobte, wenn auch die gedachten Anzeigen alle vorhanden wären, dennoch oft gerettet worden.

Einige dieser Hülfsmittel kan nur ein Arzt verordnen, oder ein Wundarzt appliciren, weil Vorschrift oder besondere Kunstgriffe erforderlich sind, wenn sie nicht schaden sollen. Andere sind von der Beschaffenheit, daß jeder Ungelehrter sie ganz leicht und ohne Bedenken anwenden kan. Von diesen letzteren sol gegenwärtiger Unterricht handeln.

Drey allgemeine Anmerkungen sind hier vorauszusetzen:

Erstlich. So bald ein scheinbar Tobter gefunden wird, muß so gleich, der Sicherheit wegen, ein Arzt oder Wundarzt herbey gerufen werden, weil man nicht weiß, ob nicht kunstmäßige Hülfe nöthig seyn möchte. Indessen verfahren die Umstehenden, ohne auf jener Ankunft zu warten, unablässig mit den bey jedem Falle unten zu lehrenden Mitteln.

Zweytens. Man muß nicht ablassen, wenn die angewandten Mittel keine schleu-

nige Wirkung äußern, sondern dem ohngeachtet einige Stunden damit fortfahren. Denn es ist oft bemerkt worden, daß alle Bemühungen eine geraume Zeit vergebens geschienen, und am Ende doch geholfen haben; oder daß Ein Mittel angeschlagen, wenn alle übrigen schon umsonst versucht waren.

Drittens. Selbst dem Arzte oder Wundarzte muß nicht geglaubet werden, wenn er auf den bloßen Augenschein, oder nach ein paar flüchtigen Proben einen solchen unglücklichen Menschen vor todt erklärt. Denn in diesen Fällen kan auch der erfahrene Arzt, ohne wiederholte Versuche, nicht mit Gewisheit wissen, ob der Tod wirklich da, oder ob die Rettung noch möglich sey.

Sollten alle unten vorkommende Hülfsmittel in einem oder etlichen Fällen fruchtlos gewesen seyn, so lasse sich ja niemand abschrecken. Alle diese Mittel sind von vielen gelehrten und sorgfältigen Ärzten so genau geprüft, und in den meisten Fällen so hülfreich gefunden worden, daß man sie sicher als die besten bisher entdeckten empfehlen kan, ob sie gleich, wie jede Arznei, nicht Wunder thun, oder in allen Fällen ohne Ausnahme helfen können. Der mitleidige Freund der Unglücklichen, wende sie mit Zutrauen immer an, wenn er einen solchen traurigen Zufall findet. Denn er kan niemahls beurtheilen, ob nicht die Rettung noch möglich sey; und ist sie es nicht; so hat er die Veruhigung, das Leben eines Menschen nicht verwahrloset zu haben.

Erster Abschnitt.

Von Hülfsmitteln für Ertrunkene.

I.

Wenn ein lebloser Körper im Wasser oder am Ufer gesehen wird, muß schleunigst Anstalt gemacht werden, ihn behutsam aufs Trockne zu bringen. Die alte Gewohn-

heit, im Wasser verunglückte Personen auf den Kopf zu stellen, oder über Fässer zu rollen, womit gemeinlich die Hülfleistung anfänget, ist von den besten Ärzten gefährlich, wenigstens nicht nothwendig gefunden worden. Man muß sie also durchaus vermeiden. Vielmehr wird der scheinbar Todte ohne Verzug in das nächste Haus gebracht. Ist ein Fuhrwerk zu erlangen; so muß man Stroh, Matten, oder sonst etwas weiches unterbreiten. Man trage auch bey der Fortbringung, sie geschehe nun auf welche Art sie wolle, Sorge, daß der Kopf nicht niederhänge, sondern etwas erhdhet und seitwärts geleet werde. Daß das Fuhrwerk langsam fahren müsse, verstehet sich von selbst.

2) Wenn man an einem bequemen Orte angelanget ist, so wird der Verunglückte in ein nicht warmes Gemach gebracht, ganz entkleidet, überall mit trockenem, wenn es seyn kan, gewärmten Tüchern gerieben, und in ein Bette, oder sonst auf ein weiches Lager, wie man es haben kan, geleet, und mit leichten gewärmten Betten, oder oft gewärmten anderen Decken bis an das Gesicht bedeket, oder auch mit warmer Asche, warmem Salze, oder gewärmtem Sande bis an den Hals, so dick als immer möglich, bestreuet. Man reibe ihm die Hände, die Füße und den Rücken mit warmen Tüchern, (am besten mit rauhen wollenen) allein als auch mit einer weichen Bürste, drücke und bewege auf eine gelinde Art mit gewärmten Händen den Unterleib, besonders gegen die Herzgrube zu; und fahre mit diesem Reiben eine lange Zeit fort.

3) Wenn ein Wundarzt zugegen ist; so wird er nicht ermangeln, sogleich eine Ader zu schlagen und zwar die Drossel-Ader am Halse, weil diese Ader in solchen Fällen noch am leichtesten Blut giebet. Ist kein Wundarzt zu erlangen, oder ist kein Blut gekommen; so fähret man doch mit den andren Hülfsmitteln fort. Im letzten Falle aber

(wenn kein Blut gekommen) muß beständig jemand nach der Oefnung der Ader sehen. Denn die Erfahrung hat gelehret, daß während der fortgesetzten Cur das Blut zu fließen anfängt; und dessen Verlust könnte dem Kranken gefährlich werden, wenn niemand Acht darauf hätte.

4) Ferner muß man, ohne jedoch mit dem Reiben nachzulassen, bemühet seyn, warme Luft in die Lunge zu bringen. Dieses geschieht am kürzesten, wenn ein gesunder starker Mensch seinen Mund auf den Mund des scheinbar Todten leget, und ihm zu wiederholten mahlen mit Nachdruck viel Luft einbläset; wobey aber dem Kranken die Nase zugehalten werden muß, damit die Luft desto gewisser in die Lunge bringe. Will dieses niemand thun; so kan man einen Blasebalg oder sonst eine vorhandene Röhre brauchen. Die Oefnung der Röhre wird mit nasser Leinwand umwunden. Wenn sie in den Mund des Kranken gebracht ist, drückt ein Mensch die Lippen desselben ringsum fest daran, und ein anderer bewegt den Blasebalg ein paar mahl langsam auf und nieder, oder bläset langsam, doch mit Nachdruck, in die Röhre. Man kan auch Tobackrauch in den Mund einblasen, um die Lunge zu reizen. Bey allen diesen Versuchen muß die Nase des Kranken fest zugehalten werden.

5) Zu gleicher Zeit muß man dem Kranken, so viel Tobackrauch als möglich durch den Mastdarm in den Unterleib treiben. Es sind zu diesen sogenannten Toback-Clystiren einige bequeme Instrumente erfunden worden. Doch kan die Sache auch kürzer bewerkstelliget werden, auf zweierley Art: Man bestreicht das Ende eines Pfeiffenrohrs mit Oehl und bringet es in den Mastdarm des Kranken; Das andere Ende nimt ein Mensch in den Mund, welcher zugleich aus einer andern Pfeiffe stark Toback raucht. Den aus dieser gezogenen Rauch nun bläset

er in jenes Rohr, und treibet solchergestalt so viel Rauch als er nur immer kan, in den Unterleib des Kranken. Ober man zündet zwey Pfeiffen an, hält die Röhre fest zusammen, bringet das mit Oehl beschriebene Ende des einen Stiels in den Mastdarm des Kranken, und durch das andere bläset ihm ein Mensch den aus beyden Pfeiffen gestossenen Rauch ein. Knaster und Brasilien-Toback, sind hierbey am wirksamsten. Doch thut auch schlechterer im Nothfall gute Dienste.

6) Während dieser Verrichtungen reibe man das Gesicht und besonders die Schläfe des Kranken mit warmen Esig oder wohlriechendem Spiritus, halte ihm auch die stärksten flüchtigen Wässer unter die Nase, z. E. den flüchtigen Hirschhorn-Geist, den flüchtigen Salmiacgeist u. s. w. auch wohl, wenn nichts anders bey der Hand ist, scharfen Esig, oder starken Brandtwein. Man blase ihm ferner von Zeit zu Zeit Schnupftobak, oder ein Niesepulver aus Bielenwurz, Majoran, Raute, Pfeffer, oder Niesewurz, jedoch in kleinen Priesen und nicht allzuheftig, in die Naselöcher. Dadurch werden die Nerven zur Bewegung gereizt.

7) Mit diesen abwechselnden Bemühungen muß man einige Stunden nicht ermüden. Mittlerzeit kan das Gemach, wo der Kranke lieget, nach und nach, doch mäßig, warm gemachet werden.

8) So lange kein Lebenszeichen wahrzunehmen ist, wäre es nicht nur unnütz, sondern auch gefährlich, dem Kranken Feuchtigkeiten einzusüßen. Man muß sich sogar hüten, ihm, wenn er auch wieder zu sich selbst kömt, sogleich einiges Getränke oder flüßige Arzeneyen zu reichen. In diesen ersten Augenblicken sind alle Werkzeuge noch so schwach, daß er leicht unglücklich schlucken könte.

9) Dagegen wird der Wiederanlebende in ein gewärmtes Bette gebracht. War er bisher mit Asche oder Salz bestreuet gewesen; so reibet man ihn mit warmen Lächern sanft ab. Wenn er dann vermindert ist zu Schlucken, so gebe man ihm nach und nach jedesmahl einen Theelöffel voll warmen Thee, oder warmes Bier mit Meerzwiebel-Honig vermischt, oder in dessen Ermangelung ein wenig warmes Wasser mit Eßig oder Wein gemischt; und reibe ihm immerfort die Füße, Hände, und den Rücken mit warmen Lächern.

10) Wenn alle diese Hülfen geleistet ist; so überlasse man den Kranken der Vorsorge des Arztes, welcher das übrige zu seiner Wiederherstellung und zur Cur des Fiebers, das gemeinlich auf solche Zufälle folget, besorgen wird.

Zweiter Abschnitt.

Von Hülfen-Mitteln für Erhängte oder Erwürgte.

Wenn ein Mensch am Halse hängend, oder durch irgend eine äußere Gewalt, mittelst eines um den Hals geschnürten Bandes, erwürgt, ohne alle Lebenszeichen gefunden wird: so ist die schleunigste Hülfen nöthig. Sonst ist der Tod unvermeidlich. Hoffentlich wird niemand, wer er auch sey, aus falscher Schaam, albernem, durch das jetzige Edict bürgerlicher Strafe unterworfenem Vorurtheil, oder aus kindischem Ekel Anstand nehmen, dem Unglücklichen unersüßlich zu helfen, wenn er bedencket, daß der gegenwärtige Augenblick der einzige ist, da ein Mitgeschöpf gerettet werden kan.

Diese Rettung nun wird durch folgende Mittel versucht:

1) Das allererste allernöthigste ist, daß derjenige, der zu einem so kläglichen An-

blicke komt, ohne sich zu bedenken, ohne erst um Hülfen zu rufen, das Band, oder was es seyn mag, abschneide, womit der Verunglückte aufgehängt, oder gewürgt ist. Wenn der Fall einen Gehängten betrifft; so wird jeden die Menschlichkeit erinnern, so viel möglich Sorge zu tragen, daß der Körper im Herabfallen nicht Schaden leide.

2) Der Todtscheinende wird halb, mit Behutsamkeit, in das nächste Haus gebracht und in einem Gemach, worinnen weder Dunst noch viel Wärme ist, auf ein bequemes Lager ausgestreckt und so geleyet, daß der Kopf und die Brust aufrecht liegen und nicht gepresset werden. Hierauf, oder wenn die Fortbringung sich verzögert, noch eher, löset man zuerst die Kleidungsstücke, wodurch die Bewegung der innern Theile gehindert werden kan, als, das Halsband, die engen Kleidungsstücke auf der Brust und dem Unterleibe, Strumpfbänder, Handknöpfe, u. s. w. und entkleidet ihn dann völlig.

3) Ist ein Wundarzt bey der Hand; so wird er bedacht seyn, eiligst die große Ader am Halse (Droffel-Ader) zu öffnen, jedoch wenn Blut erfolget, sich hüten, daß dessen nicht zu viel verlohren gebe. In diesem Falle ist Anfangs eine zu reichliche Aderlasse schädlich; besser ist es, sie im Verfolg der Cur noch einmahl zu wiederholen.

4) Fließet das Blut nicht; so wird der ganze Körper, vornemlich aber der Hals, und das Gesicht mit warmen Lächern, welche auch wohl mit warmem Eßig angefeuchtet werden können, gerieben. Auch können Servietten in warmes mit Eßig gemischtes Wasser eingetaucht, wohl angewunden, und um den Kopf und Hals geschlagen werden. Die Hände, Füße und den Rückgrad reibe man mit Lächern oder Würsen, so wie bey dem ersten Abschnitt Nr. 2. vorgeschrieben worden.

(Der Beschluß künftig.)

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

7te Woche.

Unterricht

durch welche Mittel plötzlich verunglückte, todtscheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können.

(Beschluß.)

5) **D**as Einblasen in die Lunge im gleichen Toback's-Elystire sind hier höchstnützlich. Wie mit beydem verfahren werde, ist in dem ersten Abschnitt No. 4. und 5. gelehret.

6) Man kan dem Kranken wohlriechende starke Spiritus unter die Nase halten. Hingegen wäre es in diesem Falle schädlich, ihm diejenigen reizenden Mittel, welche in dem ersten Abschnitte No. 6. beschrieben worden, in die Nase zu blasen. Das muß gänzlich unterlassen werden.

7) Wenn dann der Kranke Merkmale des Lebens von sich giebet; so muß man ihm etwas warmen Thee, mit Citronensaft, oder Eßig oder wenigem Wein vermischt, jedoch nur nach und nach, und in geringerer Menge, einzusüßen bemühet seyn.

8) Ohne alles Bedenken kan ihm auch ein Elystir von Milch oder Habergrüßschleim, mit wenigem Salze gegeben werden.

9) Die weiteren Genesungsmittel zu beordnen, überlasse man dem Arzte, welcher beurtheilen wird, ob eine wiederholte Aderlässe nöthig oder nützlich sey, auch Anweisung geben wird, was dem Kranken zur Erquickung gereicht werden darf.

Dritter Abschnitt.

Von Hülfsmitteln für Personen, welche von schädlichen Dämpfen, betäubet oder ersticket sind.

Man hat viele Beyspiele, daß gewisse schädliche Dünste den Menschen alles Bewußtseyns berauben, auch wohl gänzlich ersticken können. Dergleichen Dünste sind, unter andern, in seit langer Zeit nicht erdneten Gewölben, in tiefen Kellern, in Kellern, worinnen eine Menge gährendes Bier oder junger Wein, auch wohl Brandtwein lieget. Dahin gehöret auch der Kohlendampf.

Ⓞ

Dampf von Oehl- oder Trahlampen, der Dampf vom Ofen, besonders, wenn er mit Rinde oder Gerberlohe geheizet wird.

Einige von diesen Dünsten betäuben nur. Man erkennet es daran, daß der Mensch zwar ohne Lebenszeichen lieget, jedoch noch einiger Athem zu merken ist. Die Betäubung ist der erste Grad des Erstickens.

Anderer ersticken gänzlich. Da ist der Mensch völlig einem Todten gleich, schöpft nicht mehr Athem, bleibt ohne Gefühl, wenn man ihn gleich rüttelt, brennet, u. s. w. und hat mehrentheils den Mund gesperrt. Doch pfleget ein schleimigter zäher Schaum davor zu liegen.

In beyden Fällen bestehet die erste Hülfe darinnen, daß man einen solchen Unglücklichen schleunigst an die frische Luft bringe, und ihn von allen engen oder drückenden Kleidungsstücken, so wie im zweiten Abschnitt No. 2. gelehret worden, befreye.

Die bloß Betäubten erhohlen sich oft bald, wenn sie mit Wasser angefeuchtet, wenn ihnen scharfriechende Sachen unter die Nase gehalten, oder ein paar Prisen Tobak nach und nach behutsam in die Nase geblasen werden.

Ist aber in höherem oder geringerem Grade, eine wirkliche Erstickung vorhanden, alsdann wird mehr Bemühung und Zeit erfordert. Die bewährtesten Hülfsmittel in solchen Fällen sind folgende:

1) Man bringet den Verunglückten, welcher bereits der beschwehrlichsten Kleidungsstücke entlediget ist, in ein kühles Gemach, worinnen die Fenster offen seyn müssen, die Bitterung sey wie sie wolle. Man setzt ihn in eine Stellung, daß der Oberleib aufgerichtet ist, die Schenkel aber niederhangen, und setzt die Schenkel bis an die Knie in ein lauwarmes Fußbad, welches nach und nach mehr erwärmet werden kan.

2) Wenn ein Wundarzt zu erlangen ist; so wird er unverzüglich eine Ader, und zwar, wo möglich, am Halse öfnen.

3) Die Umstehenden halten indessen dem Kranken scharfriechende Sachen an die Nase, blasen ihm auch reizende Mittel in die Nase, nach der Anweisung im ersten Abschnitt No. 6.

4) Man muß ferner sich äußerste Mühe geben, den gewöhnlicher Weise gesperrten Mund des Kranken zu öfnen, und ihm nach dem Unterricht im ersten Abschnitt No. 4. Luft einzublasen.

5) Toback's-Elystire sind hier eben so heilsam, als in den vorher erwehnten Fällen. Die Art sie zu appliciren ist im ersten Abschnitt No. 5. gelehret.

6) Oder man kan auch dem Kranken ein Elystir geben, aus einer Handvoll Rauchtoback mit einem starken Löffel Salz, in einem Nösel Wasser gekocht.

7) Endlich hat man in vielen Fällen schleunige Hülfe verschaffet, wenn der ganz nackende Körper des Erstickten öfters mit vielen Eymern kalten Wassers begossen wird.

Anmerkung.

Personen, welche vom Schwefel-Dampfe des Blizes ersticket sind, können in der Eyl, nach obiger Vorschrift, eben so, wie andere erstickete behandelt werden. Nur kan man in diesem Falle, oder auch, wenn jemand vom Kohlendampfe ersticket ist, nicht genug eilen, einen Arzt oder Wundarzt herbey zu schaffen.

Vierter Abschnitt.

Von Hülfsmitteln für Erfrorene.

Jederman weiß, daß Leute, welche sich einige Zeit in strenger Kälte befinden, sich

oft ein Glied erfrieren, oft auch gänzlich erstarren. Im ersteren Falle ist die Cur unfehlbar und leicht, wenn der Leidende nicht damit säumet. Im anderen Falle ist die Wiederherstellung meistens möglich, wenn die gehörige Mittel angewendet werden. Hier ist der Ort zum Unterricht vor beyde Fälle.

Daß ein Glied erfrohren sey, bemercket man daran, wenn es weiß, unempfindlich und unbeweglich ist. Wer dieses wahrnimt, bedecke und reibe den leidenden Theil mit Schnee oder kaltem Wasser, worinnen zerstoffenes oder zerschabtes Eis lieget, so lange, bis er darinnen eine Hitze und ein brennendes Jucken empfindet. Alsdenn sind die innerlichen Lebensbewegungen wieder hergestellt. Jedoch muß er sich nicht an einen warmen Ofen, oder an ein Feuer wagen.

Blutig erstarrte, leblosscheinende Personen, werden auf folgende Art in den meistens Fällen gerettet.

1) Man hüte sich, den erfrohrenen Körper in ein warmes Gemach oder Bette zu bringen. Dieses würde ihn ohne Hülfe tödten. Vielmehr legt man ihn an einem kaltem Orte in den Schnee, und bedeckt ihn damit ganz dicker, dergestalt, daß nur der Mund und die Nasenlöcher offen bleiben. Der Schnee wird überall fest angedrückt, und wenn an diesem oder jenem Theile der Schnee zu schmelzen anfängt; so legt man frischen Schnee auf.

4) Traget sich der Zufall in einer trocknen Kälte zu, da kein Schnee lieget; so mache man leinene, zwey bis dreyfach zusammengelegte Tücher, in eiskaltem Wasser, worin zerstoffenes oder geschabtes Eis geworfen worden, sehr naß, und hülle damit den ganzen Körper so ein, wie es in der vorhergehenden Nummer beschrieben worden, trage auch Sorge, daß wenn ein Fleck

trockner, als die übrigen zu werden scheinet, diese Stelle sogleich mit frischen Tüchern umhüllel werde. Daß man die Tücher, wenn auch keine Wärmung gemerket wird, öfters von neuen eintauchen müsse, versteht sich von selbst.

3) Mit beyderley in den vorstehenden Nummern angerathenen Mitteln fährt man, nach Beschaffenheit der Umstände fort, bis der Erstarrte völlige Merkmale des Lebens von sich giebet.

4) Hat man es so weit gebracht; so trockne man ihn mit gewärmten Tüchern, und bringe ihn in ein gewärmtes Bette. Doch muß dieses in einem kalten Gemache stehen. Man gebe ihm auch, so bald er vermindert ist zu schlucken, allmählig eine Schaafe Thee, welcher mit wenigem Weine, oder etwas Eßig vermischt ist.

5) Erfrorene Personen, wenn sie sich schon erhohlet haben, sind noch immer einem Schlagflusse, oder andern übeln Zufällen ausgesetzt. Um dieses zu verhüten, muß man, während der ersten Hülfsleistung, einen Wundarzt herbeyschaffen, damit nach der Erholung bald eine Ader geöffnet werden könne. Auch ist alsdann ein Pulver sehr wirksam, welches bestehet aus

Gereinigtem Salpeter,
Nitriolisirtem Weinstein,
oder an dessen Stelle,
Diaphoretischem Antimonio.
von jedem 8 Gran.
Campher 1 Gran.

Hiervon kan man dem Kranken, wenn er anfängt sich zu erholen, alle drey Stunden etwa eine Messerspitze voll geben.

6) Im Fortgange der Besserung wird der Kranke mit Suppen und leichten Speisen

gepfleget, auch kan das Gemach, wo er lieget, nach und nach erwärmet werden.

7) Solte nach der Erholung noch ein einzelnes Glied fühllos bleiben; so wird es so lange mit Schnee oder genezten Tüchern, nach der Vorschrift No. 1. und 2. bedeckt bis die Empfindung wieder komt.

8) Allen weiteren Rath suche man bey dem Arzte, welcher auch die eigentliche Nachcur besorgen wird.

Anmerkung.

Wer sich der Kälte aussetzen muß, wird aufs dringendste gewarnt, sich hitziger Getränke, besonders des Brandtweins zu enthalten. Sonst setzt er sich der Gefahr aus, von einer unüberwindlichen Neigung zum Schläfe überfallen zu werden, und als denn im Schläfe umzukommen. Sicherer ist es, wenn dergleichen Personen warmes überall zu habendes Bier, mit etwas Ingwer zur Erwärmung zu sich nehmen.

PATENT und REGLEMENT,

für die

Königlich Preussische allgemeine Wittwen-Versorgungs-Anstalt.

De dato Berlin, den 28ten December 1775.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden König von Preussen, Marggraf zu Brandenburg, des H. R. Reichs Erzcammerer und Churfürst etc. etc.

Thun kund und fügen hiermit zu wissen: Demnach Uns allerunterthänigst vorgetragen worden, daß viele Unserer Unterthanen ein Verlangen tragen, in Unsern Staaten, unter Landesherrlicher Autorität, eine allgemeine freywillige Wittwen-Versorgungs-Anstalt errichtet zu sehen, wobey ein jeder Ehemann, nach Verschiedenheit seines Standes, seiner Einkünfte oder seiner Gesinnungen, gegen gewisse bestimmte bey seinen Lebzeiten zur gemeinschaftlichen Cassenleistung beytrüge, seiner Wittwe auf seinen Todesfall eine verhältnismäßige Pension bis an ihr Ende versichern lassen könne, und Wir, bey der Landesväterlichen Sorgfalt, womit Wir das wahre Beste Unserer getreuen Unterthanen zu befördern unermüdet beflissen sind, dergleichen billigem Ver-

langen zu fügen um so weniger Bedenken getragen, als durch eine solche Anstalt nicht nur einzelne Bürger gegen die traurigen Folgen frühzeitiger Todesfälle für ihre Familien gesichert werden, sondern auch im Ganzen, die Last der häuslichen Sorgen und des Ehestandes, auch die Kinderzucht erleichtert wird, mithin dergleichen Institutum auf die Vermehrung der Ehen und der Bevölkerung einen heilsamen Einfluß haben kann: So haben Wir in Betracht aller dieser und mehrerer Gründe, in Gnaden resolsiret, in Unserer Residenzstadt Berlin eine allgemeine Wittwen-Versorgungs-Casse errichten, auch die Gesetze und Bestimmungen, wornach bey deren Einrichtung und Verwaltung verfahren werden soll, hierdurch zu jedermans Wissenschaft öffentlich bekannt machen zu lassen.

Wir setzen demnach fest und ordnen hierdurch folgendes:

(Die Fortsetzung künftig.)

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

8te Woche.

PATENT und REGLEMENT,

für die

Königlich Preussische allgemeine Wittwen-Versorgungs-Anstalt.

De dato Berlin, den 28ten December 1775.

Erste Fortsetzung.

§. 1.

Damit ein jeder, der sich bey diesem Instituto interessiren wil, pöblich versichert seyn möge, daß die Gelder, welche er bey seinen Lebzeiten, zum Besten seiner Wittwe, seinem Vergnügen oder seiner Bedürfniß entziehet, getreulich verwaltet, und seine Wittwe, die ihr versicherte Pension, bis an ihren Tod unverkürzt erhalten werde; So haben Unserere Hauptbanque zu Berlin, und Unserere getreue Churmärtsche Landschaft, mit Unserer höchsten Erlaubniß und Genehmigung, die solidarische Garantie dieses ganzen Instituti übernommen, wodurch den sämtlichen Interessenten die Sicherheit der eingelegten Gelder, die prompte Zahlung der Wittwenpensionen, und überhaupt die Erfüllung aller und jeder in dem folgenden eingegangenen Verbindlichkeiten, auf die allervollständigste Art, unwiederrufflich gewähret wird.

§. 2.

Um den Gebrauch dieser Anstalt so allgemein zu machen, als es ihre Absicht erfordert, sol allen Ehemännern ohne Unterschied der Religion, des Alters, des Standes und des Vermögens, verflattet seyn in die Wittwensocietät zu treten, nur diejenigen ausgenommen, welche die Natur der Sache selbst, und die Sorgfalt für die immerwährende Dauer des Instituti, aufzunehmen verbietet.

§. 3.

Vergleichen gänzlich ausgeschlossene Personen sind:

- a) Männer über Sechzig Jahre,
- b) Seefahrer von Metier,
- c) Männer, welche mit Schwindsucht, Wassersucht, oder einem andern morbo chronico behaftet sind, der einen nahen Tod befürchten läßt.

§

S. 4.

Außerdem werden bedingungsweise ausgeschlossen:

- a) Wirkliche Militairbediente in Kriegeszeiten; wogegen zu Friedenszeiten ein Militairbedienter sich gleich jedem andern bey der Societät interessiren kan, doch daß er, sobald ein wirklicher Krieg entsethet, aus der Gesellschaft treten muß, und sodann die erlegte Antrittsgelder, nach der unten S. 20. lit. f. folgenden Bestimmung, zurück empfängt.

Es wird aber der Anfang des Krieges in Ansehung der Feldregimenter von der Zeit an gerechnet, da solche aus ihren Standquartieren zu Kriegesoperationen rücken, in Ansehung der Garnisonregimenter aber und anderer, so nicht im Felde dienen, von der Zeit an, da ein wirklicher Krieg erklärt ist, oder Unsere ganze Armee sich in Bewegung setzet.

Solte jemand, der bereits in der Societät recipiret ist, nachher, es sey freywillig oder gezwungen, in den Militairstand treten, muß er sich die obige Bedingung ebenfalls gefallen lassen, indem die Cassé sich der Gefahr, so viele Mitglieder der Societät an einem einzigen unglücklichen Tage zu verlieren, ohnmöglich aussetzen kan.

- b) Männer von fünf und vierzig bis funfzig Jahren exclusive, wenn sie über Neun und zwanzig Jahre älter sind, als ihre Frauen,
 c) Männer von funfzig bis fünf und funfzig Jahren exclusive, wenn sie über Vier und zwanzig Jahre älter sind, als ihre Frauen,
 d) Männer von fünf und funfzig bis Sechzig Jahren exclusive, wenn sie über Neunzehn Jahre älter sind als ihre Frauen.

- e) Männer von Sechzig Jahren, wenn sie über Dierzehn Jahre älter sind als ihre Frauen.

S. 5.

Bey diesen, und allen Fällen überhaupt, wo es auf das Alter ankommt, werden einzelne Monate unter Sechs nicht gerechnet, vollendete Sechs Monate aber, und darüber, für Ein ganzes Jahr gezählet, so, daß eine Person von Neun und zwanzig Jahren fünf Monaten und resp. Neun und zwanzig oder Dreißig Tagen, für Neun und zwanzig Jahr, und eine Person von Neun und zwanzig Jahren und Sechs vollendeten Monaten für Dreyßig Jahr alt gehalten wird.

S. 6.

Wer in den vorstehenden §§. 3 & 4. nicht ausdrücklich ausgeschlossen ist, oder von der Generaldirection des Instituti aus bewegenden Ursachen ausgeschlossen wird, kan in die Societät den Zutritt erlangen, und es sollen zu derselben auch Fremde, welche nicht Unsere Unterthanen sind, noch in Unsern Landen wohnhaft sind, in so fern sie nicht in fremden Militairdiensten stehen, und sich den hierin enthaltenen Gesetzen unterwerfen wollen, admittiret werden. Es verstehet sich aber von selbst, daß ein jeder der aufgenommen zu werden begehret, seine Qualification, und daß er nicht unter die excludirte Personen gehöre, erweisen müsse.

S. 7.

Es hat also zuvörderst ein jeder der Theil nehmen wil, in Ansehung des Alters, für sich und seine Frau einen Tauffchein beyzubringen, welcher mit einem Certificat der Gerichte des Orts, daß der Prediger des Orts solchen wirklich ausgestellt habe zu begleiten ist. Solte in besondern Fällen es nicht möglich seyn, einen Tauffchein zu erhalten, und diese Unmöglichkeit bescheinigt

get, wenigstens wahrscheinlich gemacht werden, so muß das Alter durch gültige Atteste von der Zeit der Confirmation, durch glaubwürdige Bescheinigung der Eltern oder Taufzeugen, durch gerichtliche Vormundschafts-Bestellungen, worin das Alter des Recipiendi angeführet wird, durch Documente, so geraume Zeit bevor der Recipiendus sich meldet, in Druck ergangen, oder sonst durch andre, allensals durch das Suppletorium zu bestärkende Mittel erweislich gemacht werden.

S. 8.

Hiernächst hat der Recipiendus, in so fern solches nicht notorisch ist, durch ein Attest der Obrigkeit seines Domicilii zu erweisen, daß er nicht in wüklichen Militairdiensten stehe, und daß er nicht gewöhnlich zur See fahre.

S. 9.

Endlich muß er ein Attest eines approbirten Medici Practici beybringen, worin derselbe

auf seine Pflicht und an Eides Statt versichert, daß nach seiner besten Wissenschaft, der Recipiendus weder mit der Schwindlicht, Wassersucht, noch einem andern morbo chronico, so ein baldiges Absterben befürchten ließe, behaftet, auch überhaupt zur Zeit nicht krank noch bettlägerig, sondern gesund, nach Verhältniß seines Alters bey Kräften, und fähig sey seine Geschäfte zu verrichten.

Dieses Attest des Medici muß von Vier Mitgliedern der Wittwensocietät, oder wenn solche nicht zu haben sind, von Vier andern bekanten redlichen Männern unterschrieben werden, welche bezeugen:

daß ihnen der Recipiendus bekant sey, und sie das Gegentheil von dem, was der Medicus attestiret, nicht wissen.

Wohnet der Recipiendus außerhalb Berlin, so ist noch außerdem ein gerichtliches, oder von einem Notario und Zeugen ausgefertigtes Certificat hinzuzufügen:

daß sowol der Medicus als die Vier Zeugen, das Attest eigenhändig unterschrieben haben, auch keiner von demselben ein Vater, Bruder, Sohn, Schwiegersohn oder Schwager des Recipiendi oder seiner Frauen sey; indem dergleichen nahe Verwandte, als Zeugen nicht admittiret werden können.

S. 10.

Militairbediente, welche aufgenommen werden wollen, müssen sich sowol, als diejenige Franenspersonen, für welche sie eine Pension versichern wollen, überdem noch reversiren, daß ihnen die Bedingung des S. 4. lit a. bekant sey, und sie bey entstehendem Kriege, auf das Pensionsrecht Verzicht thun, auch sich mit Zurückzahlung desjenigen, was ihnen nach S. 20. lit. f. versichert wird, begnügen wollen.

S. 11.

Diejenigen, welche nach Errichtung der Societät heyrathen, müssen künftig, wenn sie eintreten wollen, auch einen Copulationschein beybringen, wobey eben wie bey den Tauffcheinen, durch die Gerichte des Orts attestiret werden muß, daß der Prediger des Orts solchen wüklich ausgefertigt habe.

S. 12.

In allen und jeden Attesten oder sonstigen Bescheinigungen, wo Zahlen vorkommen, müssen solche zu mehrerer Deutlichkeit, mit Buchstaben ausgeschrieben werden.

S. 13.

Wir versprechen Uns, daß in Ansehung dieser Atteste, sowol diejenigen, welche derselben bedürthiget sind, als diejenigen, welche sie ausstellen müssen, mit der strengsten Redlichkeit verfahren werden. Damit jedoch hierunter aller Betrug, welcher dieser gemeinnützigen Anstalt zum größten Nachtheil gereichen könnte, gänzlich vermie-

den, auch zu keinen Durchstechereyen Gelegenheit gegeben werden möge; So setzen Wir hiermit fest und verordnen, daß zu förderst alle Unsere Landes- und andere Collegia, Magisträte, Gerichtsobrigkeiten ic. wenn dergleichen Atteste von ihnen verlangt werden, solche ex officio, und ohne deshalb einige Kosten oder Gebühren anzurechnen, den Recipientis unweigerlich ertheilen, außerdem aber diejenigen Unserer Unterthanen, welche hierunter eines Falts überführt werden können, geschmäsig aufs strengste und ohne Nachsicht bestrafft, die Recipirten selbst auch, es seyn Fremde oder Einheimische, wenn ein Betrug hierunter zu irgend einer Zeit entdeckt, und durch den Ausspruch des ordentlichen Richters des Verschuldigten als erwiesen erkant wird, den Verlust ihrer eingelegten Gelder und dadurch erhaltenen Rechte, ohnfehlbar zu gewärtigen haben sollen.

§. 14.

Wann inzwischen alles dieses nicht hinlänglich seyn möchte, die Casse vor dem Nachtheil zu schützen, welcher derselben in Ansehung der Gesundheitsatteste, besonders von sehr entlegenen und fremden Orten, aus Irthum oder Bosheit zugezogen werden kan, um so mehr, da nach dem Absterben des Interessenten, die Beweismittel gänzlich fehlen dürften, so sol, wenn ein Socius innerhalb Jahr und Tag nach seinem Eintritt verstirbt, dessen Wittwe nicht Pensionsfähig gehalten werden, sondern bloß das Antrittsgeld, wovon §. 17 seqq. gehandelt wird, zurück empfangen.

§. 15.

Zu mehrerem Faveur dieser Anstalt wollen Wir bey allen obigen Attesten vom Gebrauch des Stempelpapiers, hiemit in Gnaden dispensiren.

§. 16.

Wer sich nun solchergestalt zu einem Mitgliede der Societät gehörig qualificiret hat, kan seiner Ehefrau nach seinem Tode eine jährliche Wittwenpension von Fünf und zwanzig Rthlr., Funfzig Rthlr., Fünf und Siebenzig Rthlr., Ein hundred Rthlr. und so mit Fünf und zwanzig Reichthaler steigend, bis Ein tausend Rthlr. versichern lassen.

Jedoch darf bey Männern, welche Funfzig Jahr und drüber alt sind, diese Pension nicht über Fünf hundred Rthlr. jährlich steigen.

Zum Besten der niedern Stände, sollen auch Einlagen zu Zwölf Rthlr. Zwölf Ogr. angenommen werden.

Es stehet auch einem jeden Mitgliede frey, bey veränderten Umständen, die seiner Frau versicherte Wittwenpension zu erhöhen, nur daß die ganze Pension nie über Ein tausend Thaler und respective Fünf hundred Thaler betragen darf. Und es wird in Absicht dieser Erhöhung der Socius völlig als ein neues Mitglied betrachtet, so daß sich seine sämtliche Prästanda wegen solchen Augmenti, nach seinem und seiner Frauen Alter zur Zeit der Vergrößerung der Pension richten, und er auch alle nach §. 7 = 11. erforderlichen Atteste, die Lauffscheine und den Copulationsschein ausgenommen, noch einmal beybringen muß.

§. 17.

Der Eintretende bezahlt zur Casse als Antrittsgeld, eine Summe, welche sich nach der Pension, so er seiner Frau versichern wil, richtet, und nach Verschiedenheit seines eignen Alters bey dem Eintritt in die Societät, etwas mehr oder etwas weniger als eine jährliche Pension beträgt, auch in den beygefügtten Tabellen, auf eine Pension von Fünf und zwanzig Thaler, nach Verschiedenheit der Jahre des Mannes berechnet ist.

(Die Fortsetzung künstlig.)

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

9te Woche.

PATENT und REGLEMENT,

für die
Königlich Preussische allgemeine Wittwen-Versorgungs-Anstalt.
 De dato Berlin, den 28ten December 1775.

Zweyte Fortsetzung.

§. 18.

Dieses Antrittsgeld, welches nach den hiernächst folgenden Bestimmungen, bey Trennung der Ehen zurück gegeben wird, sol eines Theils der Cassé zur Sicherheit dienen, daß die einmal eingeschriebene Mitglieder die Societät nicht aus Unbeständigkeit verlassen, und dadurch ihren Ehefrauen das Recht auf die künftige Wittwenpension selbst entziehen, andern theils und hauptsächlich aber werden die Zinsen davon sorgfältig gesamlet, und durch das *incensurarium* vermehret werden, damit sie zu den Wittwenpensionen zu Hälfte genommen werden können: worauf auch schon bey der Berechnung genaue Rücksicht genommen, und dadurch die Prästanda der Interessenten um ein ansehnliches erleichtert worden.

§. 19.

Und wie es in dieser Absicht nicht nur gleichgültig ist, ob der Mann oder die Frau

oder ein Dritter zum Besten der Frau, das Antrittsgeld erleget, sondern auch das Eigenthum davon generaliter dem der es erlegt hat verbleiben kan, so soll in dem darüber nach dem Formular sub **©** anzusetzenden Receptionsschein, außer der Summe dieses Antrittsgeldes und der versicherten Wittwenpension, auch der Name desjenigen der das Antrittsgeld bezahlet, mithin daran das Eigenthumsrecht hat, exprimiret werden.

Solte ein dergleichen Receptionsschein verlohren gehen, und davon Anzeige einkommen, so sol solches durch die Berliner Zeitungen bekant gemacht, und wenn sich binnen Jahr- und Tag deshalb niemand meldet, der Schein durch die Direction mortificiret, daß es geschehen, ebenfalls durch die Zeitungen bekant gemacht, und ein anderer Schein ausgestellt werden.

§. 20.

Wird hiernächst die Ehe durch den natürlichen Tod des Mannes oder der Frau getren-

net, so empfängt der rechtmäßige Eigenthümer des Antrittsgeldes, es sey derjenige, auf welchen der Receptionsschein als Eigenthümer des gezahlten Antrittsgeldes ursprünglich lautet, oder auf den das Recht dazu auf eine gesetzmäßige Art gekommen ist, solches ohne Abzug zurück, woben sich von selbst versteht, daß wenn die Frau zuerst verstirbet, alle weitere Verbindung des Mannes mit der Societät eo ipso aufgehoben ist, und der Mann, nachdem von der Cassé das Antrittsgeld zurück gezahlet worden, nichts weiter erhält, auch nichts weiter entrichtet.

In außerordentlichen Trennungsfällen aber wird

- a) bey Ehescheidungen aller Art, den casum malitiosae desertionis allein angenommen, daß Antrittsgeld dem Eigenthümer ohne Abzug zurück gegeben; wenn hingegen
- b) ein Ehegatte den andern bösslich verläßt, es mag nun die gerichtliche Ehescheidung erfolgen oder nicht, wenn er nur durch gerichtlichen Ausspruch pro malitiosa desertore erkant worden, fällt, wenn der Receptionsschein auf den Entwichenen gestellt, und er zur Zeit der Entweichung annoch rechtmäßiger Besitzer desselben gewesen ist, das Antrittsgeld der Cassé heim, anstatt daß der unschuldige Theil, ihm oder ein Dritter, solches, wenn es von bezahlet oder acquiriret worden, zurück erhält; auch sol bey einer unverschuldeten Abwesenheit, wenn der Tod nicht bescheiniget werden kan, alsdenn, wenn nach dem bey der Societät angenommenen Mortalitätsprincipio, der Abwesende pro mortuo zu achten, das Antrittsgeld dem Eigenthümer oder dessen Erben zurück gezahlet werden.
- c) Wenn der Mann oder die Frau durch einen Mord oder Unglücksfall ums Leben kommt, wird solches als ein natürlicher Tod angesehen, und das Antrittsgeld

dem, auf den der Receptionsschein lautet, oder dem rechtmäßigen Besitzer solchen Scheins, zurück gezahlet.

- d) Wenn der Mann oder die Frau wegen eines Verbrechens am Leben gestraft werden, oder sich selbst entleiden, oder der Mann im Duell umkommt, fällt das Antrittsgeld, wenn es der schuldige Theil erlegt hat, der Cassé heim, und sol deshalb in Confiscationsfällen von dem übrigen Vermögen des schuldigen angenommen werden. Hat aber der unschuldige Theil oder ein Dritter das Antrittsgeld bezahlet, oder den Schein rechtmäßig acquiriret, wird es zurück gegeben.
- e) Wenn der Mann bey Lebzeiten der Frau, die Obliegenheiten eines Socii nach §. 36. zu erfüllen aufhöret, fällt das Antrittsgeld, es mag solches der Mann selbst, oder jemand anders bezahlet haben, der Cassé heim.

In allen obigen Fällen wird es in Ansehung der Wittwenpension, nach §. 26. gehalten.

- f) Wenn ein Militairbedienter wegen ein tretenden Krieges, die Societät verlassen muß, wird das Antrittsgeld, im Fall er noch nicht Zehn Jahre lang ein Mitglied gewesen ist, gleich wie in allen vorstehenden Fällen, ohne Zinsen zurück gezahlet; ist er aber Zehn Jahre und drüber in der Gesellschaft gewesen, bestimmet er außer dem Antrittsgelde, auch die Zinsen davon à Drey pro Cent, von Zeit des Beytritts an.

§. 21.

Da auf solche Art derjenige, welcher das Antrittsgeld erlegt, oder das Eigenthum davon durch einen rechtlichen modum acquirendi erhalten hat, solches fast in allen Fällen, als sein wirkliches Eigenthum betrachten kan, so kan er auch darüber in casum mortis disponiren, und den Receptionsschein verpfänden. Nur muß der Pfandinhaber selbst darauf vigiliren, daß

die jährlichen Beyträge nach den folgenden Sphis geleistet werden, damit das Pfand nach obiger Bestimmung §. 20. lit. c. nicht seinen Werth verliere; welche Vorsicht sehr leicht zu beobachten ist, wenn der Pfandinhaber auf die halbjährige Publicationes der Restanten in den Berliner Zeitungen Acht giebt.

Es können auch die Receptionsscheine, jedoch nur auf die Hälfte ihres Werths, bey den Lombards Unserer Bancocomtoirs verpfändet und angenommen werden.

§. 22.

Außer dem Antrittsgelde bezahlt ein jedes Mitglied, nach Verschiedenheit seines und seiner Frauen Alters zu Zeit der Reception einen bestimmten jährlichen Beytrag zur Cassé, welcher weder bey dem zunehmenden Alter des Mannes, noch bey vermehrter Anzahl der Wittwen, jemals erhöht werden sol, wogegen aber auch, da diese Beyträge zu Unterhaltung sämtlicher Wittwen die zur Societät gehören, bestimmt sind, solche, es mag nun die Verbindung eines Mitgliedes mit der Societät auf eine oder die andere Art aufgehoben werden, niemals zurück gezahlet werden können.

§. 23.

Die Antrittsgelder und jährlichen Beyträge für Männer von Zwanzig bis Sechzig Jahren und deren Frauen von verschiedenem Alter, sind zu einer Wittwenpension von fünf und zwanzig Rthlr. in den hiebey gedruckten Tabellen verzeichnet, so daß ein Mann der seiner Wittwe eine Pension von fünf und zwanzig Thaler jährlich versichern lassen wil, genau diejenige Summe zu zahlen hat, die er in der Tabelle für Männer von seinem Alter neben dem Alter seiner Frauen aufgeführt findet. Die Prästanda für größere Wittwenpensionen, sind, da die Summen immer mit fünf und zwanzig Thaler steigen sollen, mit geringer Mühe zu berechnen, wenn

man die Summe der Tabellen so oft nimt, als oft die Zahl fünf und zwanzig in der verlangten Pensionssumme enthalten ist. So zahlt ein Mann, der seiner Wittwe eine Pension von Ein Hundert Thaler versichern wil, die in den Tabellen für sein und seiner Frauen Alter berechnete Summe an Antrittsgeld und jährlichem Beytrag Vier mal, für eine Pension von Ein Hundert fünf und Siebenzig Thaler, Sieben mal für eine Pension von fünf Hundert Thaler, Zwanzig mal, und für eine Pension von Ein Tausend Thaler, Dierzig mal. Das Antrittsgeld und der jährliche Beytrag zu einer Pension von Zwölf Thaler Zwölf Ogr. hingegen, ist überall die Hälfte von den Summen, welche in den Tafeln verzeichnet stehen.

§. 24.

Sowol die Antrittsgelder, als die jährlichen Beyträge werden in vollwichtigen Friedrichs d'Or oder andern vollwichtigen Pistolen, deren fünf und dreyßig Stück eine Mark enthalten, und zu Ein und zwanzig Karat, Neun Grän ausgemünzet sind, das Stück à fünf Rthlr. gerechnet, erleget, wogegen auch die Antrittsgelder in gleicher Münze zurück, und die Wittwenpensionen gleichmäßig ausgezahlet werden sollen.

Für diejenigen Posten, welche zu klein sind, als daß sie in Golde ausgeglichen werden könnten, ist das Agio à Sechs und Zwey Drittel pro Cent oder Acht gute Groschen pro Stück Louis d'Or gegen Preussisch Courant, beyzufügen.

§. 25.

Um den ersten Mitgliedern, welche durch ungesäumten Beytritt, diese nützliche Anstalt desto schleuniger zur Consistenz bringen helfen, in Vergleichung der übrigen, welche den Beytritt länger verschieben, einigen Vortheil zu gewähren, sollen diejenigen, welche vor Errichtung dieser allge-

meinen Wittwenverpflegungsanstalt geheyrathet haben, und nicht in den ersten beyden Receptionsterminen aufgenommen werden, künftig bey ihrer Reception außer dem bestimmten Antrittsgelde noch die Zinsen à Vier p. Cent davon von Errichtung des Instituti, mithin nach §. 32. vom Ersten April 1776 an, erlegen, und ein gleiches diejenigen, welche nach diesem Termine heyratheten, wenn sie den Beytritt über Zwölff Monat nach ihrer Copulation verschieben, vom Tage der Copulation an zu leisten schuldig seyn, wes Endes für letztere die §. II. erwähnte Copulationscheine erforderlich sind.

§. 26.

Wenn nun ein recipirtes Mitglied sein Antrittsgeld erleget, auch die bestimmten jährlichen Beyträge bis an seinen Tod ordentlich bezahlet hat, so sol, wenn der Mann den Drey Hundert Sechs und Sechzigsten Tag, oder im Schaltjahre den Drey Hundert Sieben und Sechzigsten Tag nach dem Ersten April oder Ersten October, wo er recipirt worden, den Receptionstag mit in die Zahl eingerechnet, oder später verstirbet, die Wittwe die ihr versicherte Pension, wenn sie nicht wieder heyrathet, bis an ihren Tod unverkürzt genießen.

Wird hingegen die Ehe auf andere Art getrennet, oder an der Erfüllung der Societätsgesetze etwas verabsäumt, so sind hiebey folgende Fälle zu unterscheiden:

- a) Bey Ehescheidungen aller Art, den *causam malitiosae desertionis* ausgenommen, wird die Verbindung der geschiedenen Eheleute mit der Societät, an sich für beendiget erachtet, und das Antrittsgeld nach §. 20. lit. a. zurück gezahlet: Wenn jedoch die Frau, durch rechtliche oder Vergleichsmittel, dafür Sorge trägt, daß das Antrittsgeld in der Casse

stehen bleibe, und daß die jährlichen Beyträge bis an den Tod des abgesehenen Mannes ordentlich fortgezahlet werden, sol einer solchen Frau ihr Pensionsrecht verbleiben, und sie bey erfolgtem Tode des abgesehenen Mannes, den übrigen Wittwen gleichgeachtet werden, so daß es auch alsdenn mit ihr, wenn sie sich vor oder nach dem Tode des abgesehenen Mannes anderweit verheyrathet, in Absicht der Wittwenpension, nach §. 27. gehalten wird.

- b) Wenn ein Ehegatte den andern bösslich verläßt, und er durch richterlichen Ausspruch *pro malitioso desertore* geachtet worden, es mag übrigens die gerichtliche Ehescheidung erfolgen oder nicht, cessiret, wenn die Frau der entwichene Theil ist, ihr Recht auf die Wittwenpension gänzlich; Ist es aber der Mann, so steht es in der Frauen Willkühr, ob, wenn sie oder ein Dritter das Antrittsgeld eingelegt, oder das Eigenthum davon rechtmäßig acquirirt hat, sie solches in der Casse stehen lassen, oder im Fall der Mann Eigenthümer davon, mithin solches nach §. 20. lit. b. der Casse verfallen ist, ein andres Antrittsgeld herbeschaffen und dafür sorgen wil, daß die jährlichen Beyträge so lange continuirt werden, bis der Mann stirbet, oder wenn dessen Aufenthalt nicht zu erfahren ist, nach den bey der Societät angenommenen Principiis, für todt geachtet werden muß, da sie denn ihr Pensionsrecht erhalten kan, und von Zeit des wirklichen oder angenommenen Todes des Mannes die Pension genießet, welches letztere auch in dem Falle seine Anwendung findet, wenn der Mann ohne sein Verschulden abwesend ist und bleibt, und sein Aufenthalt nicht zu erfahren ist, mithin sein Tod nicht bescheiniget werden kan.

(Die Fortsetzung künftig.)

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

10te Woche.

PATENT und REGLEMENT,

für die
Königlich Preussische allgemeine Wittwen-Versorgungs-Anstalt.
De dato Berlin, den 28ten December 1775.

Dritte Fortsetzung.

- c) **W**enn der Mann durch einen Mord oder Unglücks-Fall ums Leben kommt, wegen eines Verbrechens am Leben gestraft wird, und die Frau an dem Verbrechen keinen Theil hat, soll die Witwe, in Ansehung der Pension, nicht leiden, sondern solche gleich andern unverkürzt zu genießen haben.
- d) Wenn der Mann sich selbst entleibt, erhält die Witwe von der ihr versicherten Pension nur die Hälfte.
- e) Wenn ein Mann die zu entrichtende Beyträge abzuführen versäumt, muß die Frau dafür sorgen, daß solche der Casse durch einen andern entrichtet werden, widrigenfalls und wenn die §. 36. bestimmte Fristen verstrichen sind, das Antritts-Geld und ihr Pensions-Recht verlohren geht.

§. 27.

Wenn eine Wittwe sich wieder verheyrathet, behält sie die Hälfte ihrer Pension,

so lange die zweyte Ehe dauert, und wenn diese wieder getrennet wird, erwacht ihr Recht auf die ganze Pension von neuem. Jedoch stehet es ihr auch frey, sowohl für diese halbe Pension, als für das bis auf den Tod des zweyten Mannes beruhende Recht zur ganzen Pension, mit Verzicht auf beydes, eine Prämie zu wählen, weshalb sie sich aber Drey Monat nach ihrer Wiederverheirathung erklären, und nach der §. 9. versordneten Form einen Gesundheitschein beybringen muß, und soll ihr solchenfalls, wenn sie unter Dreyßig Jahr alt ist, eine Sechsjährige Pension, wenn sie von Dreyßig bis Vierzig Jahren incl. alt ist, eine Vierjährige Pension, und wenn sie über Vierzig Jahr alt ist, eine Dreyjährige ganze Pension in halbjährigen Ratis, oder, wenn sie es verlangt, und sich die Zinsen a Vier pro Cent abziehen lassen wil, auf einmahl bezahlet werden. Diese Vergleichs-Summa ist sodann, auch wenn sie solche Terminweise empfängt, ihr völliges Eigenthum, und

wird, wenn die Frau während der Termine verstirbet, ihren Erben bezahlet. Außerdem aber kan auch der zweyte Ehemann ihr eine besondre Pension versichern lassen, ohne daß solches ihrem bereits hergebrachten Recht zum Nachtheil gereiche. Sind aus der ersten Ehe unmündige Kinder vorhanden, so erhalten diese die zweyte Hälfte der Pension bis nach völlig zurückgelegtem Zwanzigsten Jahre oder Tod, so daß der Theil des das Ein und zwanzigste Jahr angetretenen oder verstorbenen, den übrigen unmündigen accrescirt, wobei sich jedoch von selbst versteht, daß die Mutter noch leben muß, indem mit ihrem Tode alles aufhört.

S. 28.

Es ist schon oben S. 19. berührt worden, und versteht sich aus dem folgenden von selbst, daß außer dem Manne auch die Frau, oder ein Dritter zum Besten der Frau, das Antrittsgeld und die jährlichen Beyträge erlegen, mithin überhaupt ein Dritter einer fremden Ehefrau, mit Beobachtung aller sonstigen Erfordernisse, eine Witwenpension versichern lassen könne. Dergleichen Versicherung kan nun entweder auf den Todesfall des Ehemannes der Frau, oder auf den Todesfall des Dritten selbst gerichtet werden, im ersten Falle aber kan dieses nie ohne Wissen und Willen des Ehemannes geschehen. In dem letzten Falle wird zwar die Frau in Ansehung der Pension für eine Witwe gehalten, sobald derjenige verstirbet, der für sie eingesetzt hat, und nicht eher; so lange aber ihr wirklicher Ehemann noch am Leben ist, genießet sie nur Drey Vierteltheile der ihr vermachten Pension. Erst nach dem Tode ihres Ehemannes genießet sie diese Pension gänzlich, und wenn sie alsdenn wieder heyrathet, wird sie den übrigen wieder heyrathenden Wittwen gleich geachtet.

S. 29.

Um aber dieses Institutum noch gemein-

nütziger zu machen und die Vortheile davon auch unverheyratheten Frauenspersonen zufließen zu lassen, welche öfters bey dem eingeschränkten Vermögen der Familien ohne alle Versorgung hinterlassen werden: Sol es auch einem Vater verstatet seyn, für seine unverheyrathete Tochter, einem Oheim für seine Nichte, einem Bruder für seine Schwester, einem jeden Verwandten für seine Verwandtin, und überhaupt einer jeden verheyratheten oder ledigen Mannsperson für eine jede unverheyrathete oder verwitwete Frauensperson eine Pension versichern zu lassen, ja es kan dieses auch die Frauensperson selbst thun, und sich eine Mannsperson erwählen, auf deren Todesfall die Versicherung gestellet werden sol, jedoch darf dieses niemahls ohne ausdrückliche Einwilligung der Mannsperson geschehen, als welche ohnehin die sämtlichen erforderlichen Urtheile herbey schaffen muß. In allen diesen Fällen werden dergleichen zwei Personen in Absicht auf die Societät und ihre Gesetze, wirklichen Eheleuten völlig gleich geachtet, nach dem Tode der Mannsperson genießet die Frauensperson die ihr versicherte Pension, und wenn sie heyrathet, behält sie gleich den wieder heyrathenden Wittwen, nach der Bestimmung des S. 27. die Hälfte davon. Wir setzen aber hiebey ein für allemahl fest, daß keine Mannsperson auf ihren eignen Todesfall mehr als einer Frauensperson, so lange selbige am Leben ist, eine Pension versichern lassen kan, und eben deshalb ist bis vorher bestimmte Einwilligung nöthig.

S. 30.

Wir authorisiren auch die Curatoren unmündiger Frauenspersonen, wenn sie es nützlich finden, ihre Curandinnen nach den in gegenwärtigem Reglement enthaltenen Bestimmungen, bey diesem Instituto, ohne daß dazu die Approbation des Pupillencollegii erforderlich sey, zu interessiren, und sol ein gleiches den Curatoribus der Blödsinnigen, Verschwender ic. in Anse-

hung deren Frauen und Töchter, verstat-
tet seyn.

S. 31.

Da nach S. 1. Unfre Haupt-Banque und Unfre Churmärkische Landschaft, die solidarisches Garantie der Anstalt übernommen haben, so sind aus dem Mittel gedachter Landschaft der Geheime Legationsrath, Landschaftliche Deputirte und Dohmprobst von Boß, der Geheime Krieges-Rath und Landschaftlich verordnete Baron von der Schulenburg, und der Kriegesrath und Landschaftliche Deputirte und Burgemeister der Residenzstädte Berlin Dietrich ernant worden, welche unter Oberaufsicht

Unsers wirklichen Geheimen Etats-Krieges- und dirigirenden Ministre, Baron von der Schulenburg, und künftig nach dessen Abgang des jedesmal die Banque dirigirenden Etatsministres, sich der Verwaltung unterziehen sollen. Von diesen werden also auch alle Receptionsscheine unterschrieben, und soll, so oft sich bey der Direction durch Todesfälle oder sonst eine Veränderung ereignet, solche durch die Berliner Zeitungen bekant gemacht werden.

S. 32.

Das Institutum soll den Ersten April, Ein Tausend, Sieben Hundert, Sechs und Siebenzig in wirkliche Activität kommen, so daß, wenn einer oder der andere von den an diesem Tage recipirten Sociis, den Ersten April Ein Tausend, Sieben Hundert, Sieben und Siebenzig oder nachher verstirbet, dessen nachgelassene Wittve die ihr versicherte Pension unweigerlich erhalten soll.

S. 33.

Und da es den Interessenten zur Erleichterung gereichen wird, wenn sie ihre Prästanda nicht auf einmahl entrichten dürfen, so sollen die in den Tabellen bestimmte jährliche Beyträge in halbjährigen Ratis jedoch pränumerando bezahlt, und eben so die Wittwenpensionen nach des Mannes Tode in

halbjährigen Ratis pränumerando erlegt werden, so daß, wenn der Mann verstorbten ist, nichts mehr beygetragen, und wenn die Wittve stirbt, keine Pension weiter bezahlt wird. Sollte jedoch jemand, um der halbjährigen Zahlungen entübrigt zu seyn, es gerathener finden, ein Capital niederzulegen, von dessen Zinsen die Casse sich wegen der halbjährigen Beyträge selbst bezahlt machen könnte, so stehet es demselben frey, eine Summe in die Casse zu legen, wovon die Zinsen à Vier pro Cent gerechnet, genau das Quantum seines jährlichen Beytrags ausmachen. Und sol solchenfalls dieses Capital bey Trennung der Ehe mit dem Antrittsgelde zugleich, zurück gegeben, auch wenn nach S. 20. lit. b. d. e. das Antrittsgeld der Casse verfällt, dieses Capital nicht mit verfallen seyn. Jedoch kan ein solches Mitglied sich nicht entbrechen, den ersten halbjährigen Beytrag bey der Reception zu entrichten, weil alles pränumerando bezahlt wird, und das Capital nicht gleich Zinsen trägt.

S. 34.

Sowohl zu Aufnahme der Mitglieder und Beybringung der Gesundheitscheine, als Einzahlung und resp. Rückzahlung der Antrittsgelder, Erlegung der halbjährigen Beyträge und Erhebung der halbjährigen Wittwenpensionen, haben Wir zwey beständige Termine auf den Ersten April und Ersten October angesetzt, so daß die ganze Monate Merz und September zu diesen Geschäften angewendet werden sollen, solche aber auch vom Ersten Merz bis Ersten April, und vom Ersten September bis Ersten October jeden Jahres, ohnfehlbar beendiget werden müssen. Außer diesen Zeiten werden keine Mitglieder recipiret und keine Zahlungen angenommen oder geleistet, doch stehet jedermann frey; sich zu allen Zeiten wegen der Reception und sonstiger Umstände vorläufig zu melden, auch die Tauffcheine ic. zur Beurtheilung einzusenden, wobey sich jedoch von selbst versteht, daß die Gesund-

heitsatteste, welche ihrer Natur nach nicht lange gültig sind, allererst in den angezeigten Receptions-Monaten angenommen werden können, und bey der Präsentation nicht über Sechs Wochen alt seyn dürfen.

Die Briefe ausser den Zahlungs-Monaten Merz und September, können an den Kriegs-rath und Geheimen expedirenden Secretarium von Segner gerichtet, in den Zahlungs-Monaten hingegen die Gelder und Documente,

an die General-Direction der Königl. Preussischen allgemeinen Wittwen-Casse

selbst adresiret, und muß alles franco eingesandt werden.

S. 35.

Wer also in dem bevorstehenden ersten Termin auf den Ersten April recipiret seyn wil, hat sich deshalb fordersamst bey der General-Direction zu melden, und die Summe der jährlichen Pension, so er seiner Wittwe versichern lassen wil, anzuzeigen, auch allenfalls seinen und seiner Frauen Kaufschein sogleich beyzubringen. Hiernächst hat derselbe nach dem Ersten Merz und längstens vor dem Ersten April, die übrigen nach §. 8. & 9. erforderlichen Atteste nebst dem nach den Tabellen schuldigen Antrittsgelde, und der Anzeige, auf wen die Quittung darüber zu richten, zugleich auch den ersten halbjährigen Beytrag zu erlegen, und mit letzterem in den folgenden Terminen prompt zu continuiren, und soll über jeden halbjährigen Beytrag eine besondere Quittung in Form sub A. ausgestellt, und von dem Rentanten und Controlleur der Casse, deren Namen sowohl jezo als künftig durch die Berliner Zeitungen bekant ge-

macht werden sollen, unterschrieben werden.

S. 36.

Würde sich jemand hierunter saumfellig finden lassen, und einen Termin mit dem halbjährigen Beytrage zurück bleiben, so zahlt er auf den nächsten Termin den veräumten Beytrag doppelt und den neuen dazu, folglich Drey halbjährige Beyträge. Fände er sich im zweyten Termin noch nicht ein, zahlt er am dritten Termin den ersten halbjährigen Beytrag Vierfach, den zweyten doppelt, und den dritten dazu, mithin in allem Sieben halbjährige Beyträge. Solte jemand Drey Zahlungs-Termine ohne Zahlung verstreichen lassen, so wird angenommen, daß er sein Antrittsgeld dero linqüiren wolle, welches sodann nach §. 20. lit. c. der Casse heimfällt, und nach §. 26. lit. c. das Recht zur Wittwen-Pension verlißchet. Damit jedoch in dergleichen Fällen die Frauen selbst diesem Nachtheil zeitig vorbeugen, auch die etwanige Pfand-Inhaber oder andre rechtmäßige Eigenthümer der Receptions-Scheine, ihre Präcautiones nehmen können, sollen die Nummern der Receptions-Scheine, wovon die Beyträge nicht bezahlt worden, nach jedem halbjährigen Zahlungs-Termin, mithin in den Monaten April und October jeden Jahres, durch die Berliner Zeitungen bekant gemacht werden.

S. 37.

Wenn eine Frau aus der Societät vor dem Ehemann verstirbet, so hat letzterer sofort den Todtenschein in beglaubter Form einzureichen, da denn in dem nächsten Zahlungs-Termin das Antrittsgeld an den im Receptions-schein benannten Eigenthümer, oder rechtmäßigen Besitzer des Scheins, gegen dessen Anshändigung und Quittung gezahlet wird.

(Der Beschluß künftig.)

Die Casse der Wittwen-Pensionen in Berlin, den 15ten April 1794.

Mindensche Beyträge

zum
Nutzen und Vergnügen.

11te Woche.

PATENT und REGLEMENT,

für die
Königlich Preussische allgemeine Wittwen-Versorgungs-Anstalt.

De dato Berlin, den 28ten December 1775.

(Beschluß.)

§. 38.

Stirbt ein Ehemann aus der Societät, muß die Wittve sofort einen von der Obrigkeit des Orts attestirten Todtenschein, demnächst aber, wenn sie außer Berlin wohnt, ein Attest der Obrigkeit des Orts, daß sie noch am Leben und unverheyrahtet sey, einreichen, worauf in dem nächsten Zahlungs-Termin das Antrittsgeld an den rechtmäßigen Eigenthümer gegen Vorzeigung des Receptionsscheins und Quittung, der Wittve aber die erste halbjährige Pension bezahlet, und ihr der Receptionsschein zur Sicherheit ihrer künftigen Pension, wenn zuvor, daß die Ehe getrennet und das Antrittsgeld zurück gezahlet sey, darauf notiret worden, respective gelassen oder ausgehändiget wird. Ueber die halbjährige Pension muß aber die Wittve noch besonders in jedem Zahlungs-Termin quittiren, auch das Attest ihres Lebens und unverheyrahteten Standes, jedesmahl wenn sie ihre Pension abfordert,

aufs neue beybringen. In beyden obgedachten Fällen ist die Einsendung der Todtenscheine um so mehr zu beschleunigen, als, wenn solche nicht vor dem Zahlungs-Termin eingehen, auch die Zahlung in solchem Termin nicht erfolgen kann. In Ansehung dieser Atteste wiederholen Wir, daß solche, so wie alle übrige, stempelfrey und von den Gerichten auf Verlangen ex officio ausgefertigt werden sollen. Doch wird den Predigern nachgelassen, für einen jeden Tauf- Copulations- und Todtenschein höchstens Sechs gute Groschen zu nehmen.

§. 39.

Es soll zwar einem jeden Interessenten frey stehen, die Gelder und Documente entweder unmittelbar an die General-Direction franco einzusenden, oder solche durch einen in Unserer Residenzstadt Berlin wohnhaften Mandatarium übergeben zu lassen. Nur hat man sich im ersten Falle,

g

in Ansehung der Nachrichten und Atteste, um so mehr der größten Deutlichkeit und Genauigkeit zu befehligen, damit alle Zweydeutigkeit und alles unnöthige Hin- und Herschreiben vermieden werden möge.

Wir behalten Uns jedoch vor, wenn das Institutum sich weiter ausbreitet, in den Provinzen Männer von bekannter Redlichkeit als Commissarios zu ernennen, und durch die Berliner Zeitungen bekannt zu machen, an welche die Recipiendi sich adressiren und ihnen ihre Documente zu vorläufiger Beurtheilung und weiterer Beförderung an die General-Direction, übergeben können.

S. 40.

Die Wittwen-Pensionen können auf keine Weise mit Arrest belegt werden, es sey denn, daß ein Dritter zu Erhaltung des Pension-Rechts, die Beyträge erweislich bezahlet hätte, in welchen Fällen allein der Creditor von der Wittwen-Pension successive, so wie solche von der Cassa bezahlet wird, befriedigt werden soll.

S. 41.

Wir sehen und ordnen, daß dieser gemeinnützigen Anstalt alle Privilegia eines von Uns allein abhängigen Instituti ad pias causas zu statten kommen sollen, und wollen derselben insbesondere Jura Fisci bey Rechts-Händeln, eine unbeschränkte Befreyung vom Gebrauch des Stempelpapiers, ingleichen von Gerichts-Sportuli, auch die Post-Freyheit für die Correspondence, welche die General-Direction selbst zum Besten der ganzen Anstalt mit Landes-Collegiis und Gerichten, oder mit ihren künftig in den Provinzen zu ernennenden Commissariis zu unterhalten nöthig erachten wird, hiemit allergnädigst versichern, wogegen die Briefe und Gelder, welche von Particuliers einkommen, oder an selbige gesandt werden, dergleichen Porto-Freyheit nicht genießen können.

Und damit hierunter kein Irrthum vorgehen möge, soll die General-Direction des Instituti alle abgehende Briefe u. w. hiernach die Porto-Freyheit competiret, außer ihrem besondern Siegel, noch auf dem Umschlage mit der Rubric:

General-Wittwen-Sachen

stempeln lassen, auch ein dergleichen Siegel und Stempel künftig jedem ihrer Commissarien zustellen, um ihre Briefe u. w. an die General-Direction, welche sich zur Porto-freyheit qualificiren, als wofür die Commissarien jederzeit haften müssen, damit zu bezeichnen, und werden Wir Unsere sämtliche Post-Neunter instruiren lassen, keine Briefe und Gelder an die General-Direction, oder von den Commissariis des Instituti selbst mit nur erwähnten Bezeichnung, unfrankirt anzunehmen.

Die Jurisdiction über die bey diesem Instituto angestellte Bediente, in Sachen, die ihr Officiam betreffen, soll der General-Direction gleichfalls überlassen seyn.

S. 42.

Sollten Auswärtige, die nicht Unsrer Unterthanen, noch in Unsern Landen wohnhaft sind, sich bey der Societät interessiren, und Wir mit demjenigen Staat, wo dergleichen Interessenten wohnhaft sind, in Krieg gerathen, so, daß zwischen beyderseits Landen alle Communication unterbrochen würde, so sollen demohingachtet die verfallene Pensionen getrenlich verwahrt, und sobald sich dazu Gelegenheit findet, oder der Krieg geendigt ist, dergleichen auswärtigen Wittwen, so dazu ein Recht haben, ohnverfüßt nachgezahlt werden, wie es denn auch den auswärtigen Interessenten, wenn sie solchergestalt ohne ihre Schuld mit den Beyträgen zurück bleiben müssen, solche bey wieder eröffneter Communication nachzahlen frey bleibt, und soll, wenn sich inzwischen Todesfälle ereignen, dergleichen unverschuldetes Zurück-

bleiben der Beyträge, wenn solche nur hienächst noch bis an den Tod des Socii abgeführt werden, den Interessenten weder in Ansehung des Antritts = Geldes noch der Wittwen = Pensionen zum Nachtheil gereichen. Ueberhaupt aber soll in Ansehung der Auswärtigen, wenn sie ihre Antritts = Gelder zurück, oder ihre Wittwen = Pensionen bezahlt erhalten, niemals einiges Abschloß = Recht ausgeübt werden, auch wenn Wir die Ausfuhr dieser oder jener Münzsorte aus Unsern Staaten zu verbieten nöthig erachten sollten, solches Verbot auf gegenwärtige Anstalt keine Anwendung finden.

S. 43.

Damit der Inhalt dieses Unseres Patents und Reglements zu jedermanns Wissenschaft gelange, befehlen Wir Unsern Krieges = und Domainen = Cammern, solches auf die allgemeinste Art zu publiciren, auch den Zeitungen und Intelligenzien der Provinz inseriren zu lassen.

Wir befehlen auch allen Unsern hohen und niedern Landes = Collegiis, Magisträten und Gerichtsobrigkeiten ic. und Unsern sämtlichen Vasallen und Unterthanen, sich nach dieser Unserer allergnädigsten Vorschrift in so weit solche einen jeden insbesondere angehet, allerunterthänigst und ganz eigentlich zu achten, insbesondere aber sol die General = Direction gegenwärtiger

Anstalt die hierinn enthaltene Puncte sämtlich aufs genaueste beobachten, die gegen das Publicum eingegangene Verbindlichkeiten unverbrüchlich halten, und sich die Ausbreitung des Instituti bestens angelegen seyn lassen.

Wie Wir nun verhoffen, es werden Unsere getreue Unterthanen die Landesväterliche Huld, womit Wir ihnen diese neue Gelegenheit an die Hand geben, das Beste ihrer Familien zu befördern, und die Sorge für deren Unterhalt zu erleichtern, mit allerunterthänigstem Dank erkennen, und aus dieser nützlichen Anstalt den Vortheil ziehen, wozu solche einzig und allein bestimmt ist; So sol jedoch niemand zum Beytritt auf keinerley Weise genöthiget werden, sondern es einem jeden nach Verschiedenheit seines Standes, Vermögens und seiner Gesinnungen gänzlich frey stehen, ob? und in welcher Art er sich dabey interessiren wil.

Urkundlich haben Wir dieses Patent und Reglement Allerhöchst eigenhändig unterschrieben, und mit Unserm Insignel bedrucken lassen. So geschehen und gegeben zu Berlin, den 28. Dec. 1775.

Friedrich.

(L.S.)

W. v. d. Schulenburg.

Zur Nachricht.

Hievon sind vollständige Exemplaria mit denen dazu gehörigen Tabellen und Beylagen in der Hofbuchdruckerey zu Berlin gegen Bezahlung zu erhalten.

Folgendes bewehrtes Mittel wider die einreißende Viehseuche wird von einem Deconomem empfohlen.

1) Des Morgens, und des Abends gebe man dem Viehe frische Luft und sperre des endes einige Minuten lang alle Fenster und Thüren auf; die übrige Zeit aber werden die Ställe fleißig feste zugehalten, damit das Vieh warm stehe; diesem nächst beräuchere man 2) einigemahl des

Tages und besonders des Morgens und des Abends, nach der hinein gelassenen frischen Luft das Vieh und die Kuhställe mit guten Weinessig und Bienenrost von dem ausgepresseten Honig. *) NB. Dem Viehe muß aber vor allen Dingen kein Weinessig zu trinken gegeben werden, weil dieser bekant =

massen ein scharfes, und zusammenziehen- des Materiale ist, und folglich eine nöthige Defnung nicht, sondern eine sehr schädliche Verstopfung und Verhärtung zu Wege bringet.

3) Separire man das franke Vieh, von dem gesunden, damit dieses von jenem den Dthem nicht einschöpfe, mithin ist es der Vorsicht gemäß, daß in einem jedweden Orte, wo die Viehseuche grasiret, die Ver- ansfaltung gemacht werde, daß das franke Vieh auf einem, jedoch nicht gar zu weit entfernten Aborte, zusammen gestallet werde, damit ein jeder sein krankes Vieh desto besser selber pflegen lassen könne; Die Fut- terer und Pflegerer dürfen aber bey der Fut- ter- und Pflegung keine wollene sondern leinene Kleidung haben, und solche nach ge- schehener Pflege an einen convenablen Orte sofort ausziehen, und jedesmahl wie ad Nr. 2. austräuchern.

4) Nehme man eine Handvoll ordinai- res Küchensalz, löse solches in Flußwasser auf, und schütte einige Tropfen Weinessig hinzu und hiemit wasche man alle Morgen die Futterfassen oder fogenante Kuhtröge sauber, und trockne solche demnächst mit reiner Leinwand wieder aus, damit weiter nichts als der Geruch darinnen bleibe.

5) Nehme man eine Handvoll Küchensalz und reibe damit dem Viehe die Zähne, die Zunge, auch durch das ganze Maul aus- wärts, damit die locker gewordene Zähne sich wieder feste setzen, und das ganze Maul sich von dem häufig angelegten Schleim rei- nige. Man continuiret damit einigemahl, bis man es nicht mehr nöthig zu seyn erach- tet. Dem gesunden Vieh dienet es zum Präservatio.

6) Nehme man eine Handvoll zusammen gewickeltes Habersfroh, und reibe damit das Vieh von oben bis unten über den Rück- grad und den Schweif alle Morgen und alle Abend so lange, bis das Vieh davon erwär-

*) Diese Räucherung unterhält nicht nur eine gute Luft, sondern sie treibet leicht die giftigen Dungen der äußerlichen Theile heraus, mithin wird man bemerken, daß das Vieh bey der Besserung aus-

met werde. Demnach es die Erfahrung lehret, daß dem franken Viehe die Haut ganz beste auf dem Leibe sitze, und folglich die Circulation des Gebläts dadurch verhin- dert werde. Solte man bemerken, daß dem Vieh die Hälse anfangen dicke zu werden, oder ein Ausschlag sich hervorthat, so reibe man desto fleißiger mit dem Habersfroh. Das Reiben muß aber allemahl bey dem Kopfe angefangen und bis zum Schweif ge- endiget, mithin mit dem Lauf der Haare vorgenommen werden.

Die Fütterung und das Getränke betref- fend, so ist es

a) sehr dienlich, daß das Vieh warm, und nicht kalt gefuttert werde.

b) Koche man die Fütterung in Fluß und folglich nicht mit harten Brunnen-Wasser, weil jenes erweicht, und dieses unserm Vorhaben zuwider, erhärtet.

c) Thue man zu der Fütterung auf jedwe- des Stück Vieh gerechnet eine halbe Hand- voll Küchensalz und ein halb Maaß Urin von gefunden Mannspersonen. Auch kan dem Viehe mehrmalen des Tages Urin ge- geben werden.

d) wird das Vieh mit Flußwasser getränkt.

e) Das Uderlassen und stopfende Fütterun- gen sind schlechterdings und ohne Unter- scheid zu unterlassen.

f) Muß die Fütterung mäßig, mithin mehr hungernd, als vollfräßig seyn.

g) Ist die beste Fütterung: 1) Das Ab- fall von dem Gartengemüse, es muß aber nicht verfroren seyn. 2) Die Stauden von dem braunen Kohl, ganz klein gestossen. 3) Bierdrave, oder in Ermangelung dessen einige Handvoll Luftpulz-Mehl mit durchge- füttert. 4) Ohlkuchen und alle hüzige Me- dicin sind aber sehr schädlich.

Sobald als sich das franke Vieh etwas er- holet, und es geschehen kan; so werden die Ställe rein ausgemistet, und damit, wie Nr. 2. und 3. bemercket ist, verfahren.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

12te Woche.

Christoph, Görgens Bruder.



agt' ichs nicht, das ich Christophs Leben dann am ersten beschreiben würde, wenn mich Niemand darum bäte? (S. das 49. Stück des vorigen Jahrs.)

Omnibus hoc vitium est cantoribus, inter amicos
Ut nunquam inducant animum cantare, rogati:
Injussi nunquam desistant. — —

Horat. Sat. L. I. Sat. 3.

Und wenn ichs recht bedenke: wer hätte mich auch darum bitten sollen? Histörchen lieben die Kinder und die Alten, aber sie müssen auch darnach seyn. So ein Wischen Liebeleyn, schröckliche Verwickelung, wunderbahre Entwicklung, und dann eine lustige Hochzeit — oder etwas von Feenmärchen, Herengeschichten, bezauberte Schlösser — Gespenster mit langen Ketten und einer Kuhhaut, — — nicht wahr, so wärs recht? Ich bin aber nun einmal so eigensinnig, keine dieser Säckelchen auszukramen, wenigstens hier nicht. Wo dann? Ey! ich hab' ihrer eine solche Menge in Prosa und Versen, vom 12ten Jahrhundert an, bis auf das Schildbescher Kalb 1766. und 67. und den Spreckelschen Wunderknaben de Anno 1773. und die solt'

ich so in den Roth werfen? Es soll mir ein Buch werden, ich wil es auf Pränumeration herausgeben, 1 Thaler fürs Alphabeth. Werth sol es seinen Thaler zwischen Brüdern seyn, und Kupfer soll es haben, fein, wie die Kupferstiche im Meineke de Foss, oder hinter unsern A B C Buche — doch werden die Kupfer besonders bezahlt per Elle 3 Pfennig. Da sollt ihr mir einmal das liebe Gelese sehen! In Schwaben und Bayern, der Hr. Pater Gasner, weyland in Regensburg (Gott weis wo er jetzt mit dem Teufel eine Lanze bricht?) wird das Werk durch seine Beyträge schmücken, und Pränumeration annehmen, halt' ich mir Hauptcomtoire und in Maynz eins, wo ich mir durch die sorgsame Verschlimmerung der Schulanstalten recht großen Absatz ver-

M

spreche. Doch meine größte Hoffnung setz' ich auf meine lieben Landsleute in Westphalen, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil sie meine Landsleute sind. Ich werde mit ehestem die Comtoire und die Herren Collecteurs bekant machen, zum vor- aus zeig' ich also nur den Tittel an:

„ Wunderfeltfame, jedoch wahrhaftige
 „ Beschreibung des Teufels mit dem Pfer-
 „ defuß und dem häßlichsten Felsßchwanz
 „ seit Bileams Feslin; der Hexen auf dem
 „ Wefensiele; der Marinken, Lichtpußen
 „ und Irwische; des Wehrwolfs und
 „ Nachtkopfs, der eine Heye war; feiner
 „ der Gespenster ohne Kopf, wie sie leider
 „ noch jetzt beyderley Geschlechts unter uns
 „ spuken; der Todtenuhr und der gänzli-
 „ chen Ausdrockung eines Gehirns, des-
 „ sen Besitzer ein Poet war; wie auch vte-
 „ ler Vorgeschiedten, z. E. wie ein altes
 „ Weib die Kuh stieß, und ein Hund heul-
 „ te, als man eine Braut vorbeý fuhr.
 „ Nebst einem erbaulichen Nahange von der
 „ Kunst, Schätze zu graben und sich die
 „ Nase zu schneutzen. Alles auf das treu-
 „ lichste und zum gemeinen Besten sorgsam
 „ zusammen geschmirt durch Paphlogo-
 „ nium, vieler Künste Meister.

Der Tittel allein ist sein Geld werth, und wenn unsre heurige Schriftsteller nicht so unverantwortlich knauserigt mit ihren Titeln wären, ich weiß gewiß: wir Westphälinger wenigstens läßen ihre Schriften mit weit mehrerer Inbrunst; denn wir lassen es gern bey dem Alten. Für unser Publikum wird mein Buch also eine rechte Herzstärkung seyn, und ich wette, in diesem Augenblicke, da ihr dies leset, stehen hundert Mänler vor Verwunderung und Verlangen so weit offen, als wenn euch die Kianbacken ausgesprungen wären. Und doch sagt der Tittel noch nicht den hundertsten Theil alles dessen, was ich liefern werde. Hierin unterscheid' ich mich auch mächtig von meinen Collegen, die oft nicht den hün-

dertsten Theil dessen im Buche selbst liefern, was sie in einem zwey Zoll langen Tittel versprechen. Ich werde z. E. — doch gemach! Erst pränumerirt, und dann wollen wir weiter reden.

Christoph war Flug. Dies ist viel gesagt, und besonders von einem Knaben, der er noch war, als sein Vater ihm dies Lob mit Thränen gab. Möglich ist es dem ohns erachtet, denn auch Knaben können ihre Erfahrungen nutzen, das Ding bey dem rechten Ende angreifen und mit Ueberlegung handeln. Man pflegt freylich eine Reihe von Jahren für die Klugheit zu fordern, aber wer die Weisheit allein bey dem Alter sucht, oder bey vielen Alten, greift oft in einen leerenbeutel. Junger Mensch, sprach einmal ein alter Narre zu mir, Sie müssen Respekt für meine Jahre haben. Es thut mir leid, sprach ich, daß es nichts mehr ist. Christoph hatte einen fähigen Kopf. Das war aber noch keine Klugheit, werden konnte sie daraus. Fähigkeit haben, und sie nutzen, zum Besten der Welt nutzen, sind oft Sachen, die so weit von einander stehen, als Saturn von der Sonne, und das sol recht sehr weit seyn, wie die Caelenderschmiede sagen. Carlchen ist ein so fluges Kind, sagt seine Mama. Beweis! O! er zieht alte Leute auf, läßt keine Viehmagd in Ruhe, kan alles lernen, es läßt ihm so nährisch, so allerliebßt, was er thut, Sie sollten es nur sehen.

Und ihr Carlchen wird Ihnen auf dem Kopfe tanzen, und zu seiner Zeit ein geschickter Tangenichts werden. Wir haben schon manchen fähigen Kopf auf dem Pfahle gesehen. So arg brauchts freylich mit Carlchen nicht zu werden, aber haben Sie nur ein Auge auf ihn.

Christoph hatte Ehrgeiz. Es schlug bey ihm zum Glück noch aus, allzeit gehts nicht so. Der Ehrgeiz ist bisweilen eine so grimmige Mitter, die den mit Gift be-

lohnt, der sie in seinem Busen wärmt. Bisweilen ist er auch eine Tarantel, die den närrisch macht, den sie sicht. Ich kante in meiner zarten Jugend ein Sedez Männchen, daß sich für unsers lieben Gottes Cardinalgeschöpf hielt, und alles umbringen wolte, was an seiner Grösse zweifelte. Das Männchen hatte so viel Galle, daß ihn kein Pudel anbellten durfte, oder er sann auf Rache. Endlich blieb er im Gefechte mit einem Hammel, der ihm die Hirnschale einstieß. Sein Testament ward geöffnet, und man fand: daß er in einem 8 Fuß langen Sarge, mit sechzehn Trägern begraben seyn wolte, ohnerachtet ihn ein Schulknabe ganz füglich in seinem Bücherriemen zur Ruhe hätte bringen können. Christophs Ehrgeiz war reeller. Er wolte seine Fähigkeit zum Besten der Welt ausbilden.

Von seinen Schuljahren weiß ich wenig, und was ich weiß, ist keine Waare für meine Leser, deren viele von ihren Schuljahren nichts mehr wissen, als ihre Jungenstreiche, andre — haben keine Schuljahre gehabt, und Gott ernährt sie doch. Sein Vater mogte wohl um ihn besorgt seyn, denn Christoph gerieth auf den unglücklichen Einfall, ein Theologe zu werden. Wenn er nur nicht so fleißig, so fähig und so bescheiden gewesen wäre; so wäre es freylich für eines Landkrämers Sohn aut genug gewesen, ein Geistlicher zu werden, die in unserm Jahrhundert nicht viel mehr zu bedeuten haben, und Niemand hätte ihn tadeln können, so hübsch demüthig zu seyn, und Theologie zu studiren. Der Adel besonders sieht dergleichen Demuth gern an uns Bürgerlichen, und schämt sich oft nicht, mit uns Umgang zu haben, wenn wir uns nur bescheiden, aus den Schnitzeln des Leimens gemacht zu seyn, aus dem er schon fertig war, und die Glasur schon hatte, da der Werkmeister uns auf die Scheibe brachte. Christophs stiller Fleiß war seinen Mitschülern immer ein Dorn im Auge. Er haschte nur nach dem Lobe seiner Lehrer,

und alle lobten sie ihn aus einem Munde. Daß das manchem Gdrgen mißfiel, läßt sich aus einem Bißchen Käntniß des menschlichen Herzens ohne Hererey deduciren. Aber Christoph bekümmerte sich auch um die Cabalen seiner Mitschüler nicht, weil er sich nicht auf Auskundschafterey legte, wozu er keine Zeit hatte, und also nichts erfuhr. Dies legte man ihm zur Dummheit aus, und Bengel, die sich mehr im Pflasterreten und Klatschereyen, als in Litteris übten, sprengten es, doch unter sich überal aus: Christoph sey ein Pinsel. Diese Entdeckung fand Beyfall, und man war allgemein der Meinung: Christoph thäte recht wohl, Theologie zu studiren. Denn weder zum Juristen, sprach man, noch zum Arzte kan man Schafsköpfe gebrauchen, aber zum Dorfpfarrer ist alles Geld, was rund ist, und alles Fisch, was vors Netz kommt. Es ist sehr natürlich: daß Christoph sich um alle diese Urtheile der Welt eben so wenig als um die Plaudereyen im Mond bekümmerte, denn er erfuhr von diesen nichts, und von jenen nichts, und schlich sich von einem Tage so stille zum andern: daß man endlich ihn zu geringfügig fand, ein Wort um ihn zu verlehren. Auf Universitäten hatten ihn wenige gekannt, denn er erschien bey keiner öffentlichen Gelegenheit, außer wo es was Guts zu lernen gab, und zu seinem Glück kam er in den Collegien mit seinen Landsleuten selten in Collision, und war wenigstens da, wo er vornehmlich Ruhe zu haben wünschte, frey vor ihren Schraubereyen. Pedanten und Stubenschwitzer gedachten die übrigen jungen Herren gar nicht zu werden, sie lernten nur die Welt kennen, studirten die Topographie der Stadt und der benachbarten Dörfer so herzlich: daß sie auch noch jetzt ihren Kindern und Enkeln Collegia darüber lesen können.

Es ist gewiß, daß dies topographische Studium eine gewisse Freiheit, (die man oft, freylich nur aus Bosheit, Frechheit

und Unerschämtheit nennt) giebt, die die meiste Zeit nicht allein die Stelle des Verdienstes vertritt, sondern es weit übertrifft. Die Bierbrüder bereiten sich allerdings zu ihrem künftigen Berufe auf der Universität und in den benachbarten Dörfern zu, denn man wil bemerckt haben: daß der Merseburger die Sprachorganen stärke und dergestalt erweitern solle, daß man durch seine Kraft und unter seiner Begeisterung mit Sileneus Esel kühnlich um den Preis bülken könne. Ich hoffe, daß noch irgend ein patriotischer Medicus einmal aufstehen werde, zum Nutz und Frommen unsrer durstigen, studirenden Jugend, eine Untersuchung anzustellen: welches Bier, und in welchem Maaß getrunken, die Kehle am meisten erweitere? Denn es ist doch wohl, wie ich glaube, jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen: daß eine starke Stimme das größte Verdienst sey, es sey bey einer Heerde Bauren, oder vor dem Bataillon. Man

will meinen Bierbrüder den Einwurf machen: sie kämen ohne Geschicklichkeit und an der Gesundheit geschwächt, zurück. O! man kennt diese pedantische Sprache schon! und man weiß auch Mittel, alle Einwürfe durch den kürzesten Weg zu beantworten. **Geschicklichkeit** ist eins der bekanten Abder, womit der Mistgott nach unsrer Seelen angelt. Man kan den Schurken recht belaulen, wenn man sich vor diesem Stricke wahr, und ihm was vorseufzt, welches er gar nicht ausstehen kan. Zur Zeit der Eremiten that die eingepreßte Luft, wenn man ihr tiefer den Ausgang erlaubte, die herrlichste Wirkung — weg war der Teufel, wie eine Canonenkugel. Heut zu Tage aber ist die Luft von oben kräftiger. So thut ihm auch nichts, ein blaßes Gesicht zu haben, nichts liegt daran, wodurch man sich erworben, gnug! wenns gilt, und heut zu Tage gilt.

(Der Beschluß künftigt.)

Sicher- und bewährt befundenes Bewahrungs-Mittel für die leidige Horn-Vieh-Seuche.

Man giebt dem gesunden Vieh acht Tage nach einander per Stück täglich 3 Loth ordinaires Küchen Salz ins Getränk, und während diesen acht Tagen so viel überflüssiges Wasser zu trinken, als es will, woben jedoch zu beobachten, daß man während dieser acht Tage dem Viehe nur weiches Futter zur Nahrung geben sol, als nemlich, in Wasser gekochte Aleyen, Gerstenmehl, Dalkuchen, Roggenmehl, gekochte Rüben und was man sonst dem Viehe zum weichen Futter zu kochen pflaget, und dieses alles nur sehr sparsam

und so viel eben zur Nahrung nothwendig.

Wenn die acht Tage vorbey sind, so wird jeden Stück täglich im Getränk nur 2 Loth Salz gegeben, und hiermit muß continuiert werden, so lange man die Viehseuche in der Gegend wahrnimt. Wie denn nach obgedachten 8 Tagen mit dem ordinairn Futter wiederum angefangen wird.

Dieses Mittel welches nicht im mindesten kostbar, ist durch eine langjährige Beobachtung in entfernten Ländern bewährt befunden.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

13te Woche.

Christoph, Görgens Bruder.

(Beschluß.)

Son aller dieser Weisheit wußte Christoph für keinen Dreyer, und er ging seinen Weg so gerade und ohne Umstände fort, daß man sich nicht viel von ihm versprechen konnte. An ein blaßes Gesicht war er gelegentlich bey der Nachtlampe gekommen, es nutzte ihm aber nichts, denn er wußte mit seinem Pfunde nicht zu wuchern.

Seine Universitätsjahre waren nun verfloßen, und seine Vormünder baten ihn, nach Hause zu kommen, um zu unterschreiben: daß er keinen Pfening in der Welt mehr habe, und ihnen bereits schuldig geworden. Von seinen Juwelen wußten sie nichts, und wunderten sich höchlich: als er sie bezahlte, quirrte, und nicht kam. Ein Paar Professoren hielten ihn zurück, in deren Namen er einige gelehrte Geschäfte anordnete die ihnen Ehre und ein gutes Honorarium einbrachten, ohne daß Christophs Name einmal dabey genant ward. So gelegentlich wird oft ein Mensch berühmt, selbst Tychsen sol dies Kunststück in seiner Gewalt haben, wie es ihm seine leidigen Feinde Mihaelis und Hasenkamp vorrücken.

Endlich erinnerten unsern Christoph seine Finanzen an die Rückreise. Er hatte manchen armen Schelme mit seinem verborgenen Schatze durchgeholfen, einige aus dem Carcer befreyt, andere mit Ehren nach Hause geholfen, und sich mit seinem Mammon Freunde gemacht, die es so lange blieben; als er so höflich war, sie nicht aus Wiederbezahlen zu erinnern. Als er diese Unhöflichkeit aber beging; so nahm alle Freundschaft ein Ende mit Schrecken. Die Noth zwang ihn zwar zu dieser Unhöflichkeit, allein diese Sophisterey half ihm wenig — es war doch immer eine Unhöflichkeit der ersten Größe, wie dies viele meiner Leser als Wahrheit fühlen werden.

Zu Hause hatte er, außer dem Neste seines Vermögens keinen Freund. Aus Vorsicht miethete er sich eine wohlfeile Wohnung, schloß sich mit seinen Büchern ein, und bekümmerte sich so wenig um die Welt, als wenn er mit des Jorges Luftwagen nach dem Monde gereiset wäre. Er brachte ein Berck zu Stande, an dem er schon auf Universitäten gearbeitet hatte, aber was halfs

M

ihm? Seine Arbeiten, die unter dem Namen der beyden Professoren in die Welt gekommen waren, wurden von den Recensenten mit dem mächtigsten Beyfall ausposaunt — aber eine noch bessere Arbeit unter seinem eignen, unbedeutenden Namen ward ausgezischt. Zum Glücke las er keine dieser gestrengen Recensionen — aber andere lasen sie, und waren sämtlich der Recensenten Meinung, weil sie nicht gesund genug waren, ihre eigene Meinung zu haben.

Christoph fieng an, die Kalksinnigkeit des Publici gegen ihn zu fühlen. Seine Predigten fanden gar keinen Beyfall, denn seine Stimme war etwas schwach, und er anständig blöde. Seine Maniren im Umgange waren zu simpel und gar nicht hervorstechend, und das Fraucnzimmer bemerkte seinen Muzug in Ungnaden. Die Mittel, sich ein Amt perfas & nefas einzuschleichen, wären ihm unbekannter, als irgend einem Zunftmeister Psricme, und graben hatt' er nicht gelernt. Die reinsten Rechtgläubigen bemerkten es als einen Seelenverderblichen Irrthum, und einen der Orthodorie drohenden Gefahr, daß so ein junger Mensch schon Bücher schrieb. Kein Pfarrer both unserm Christoph seine Canzel mehr an, und bat er drum, so weigerte man sie ihm unter allerhand nichtigem Vorwande.

Endlich ward er Hofmeister bey den Kindern eines Landpredigers, und des Vaters Gehülfe im Predigen, Vater und Edbne lernten fleißig vom Christoph, und die Gemeinde war mit ihm sehr zufrieden. Zehn Jahre lebte er hier unbemerkt, indessen daß die posauirende Bierbrüder sich in die besten Bedienungen theilten, und Christoph würde in Ruhe, als Candidat zu seinen Vätern seyn versamlet worden, wenn der Pastor, bey dem er war, ihm nicht durch den Tod Platz gemacht hätte. Er ward zum Verdrusse vieler, die man nicht werth hielt, ihm die Schuhriemen aufzulösen, Pastor, und weil er sich nie wieder merken ließ, kläger seyn zu wollen, oder es zu seyn, als seine Amtsbrüder; so erlaubte man ihm, in Ruhe, bey einer sehr mäßigen Einnahme seinen Weg bis zum Grabe fortzusetzen. Der Herr Director Görden unterbielt zuletzt keine Freundschaft mehr mit ihm, weil sein Stand ihn dies nicht zuließ, und wenn die beyden Brüder gelegentlich einmal zusammen trafen, so wußte der Herr Director Görden Herrn Pastor Christoph in solcher Entfernung zu halten, daß man seinen Wunder daran sah. Ueberhaupt kannte Niemand den gelehrten Christoph, sondern nur den Dorfpastor, und den größten Beweis, daß Christoph klug war, gab er dadurch — daß er sich durch keinen Geck in seiner philosophischen Ruhe stöhren ließ.

R.

P — r.

Zelima und Azur, oder die Tugend unter den Sterblichen.

Eine morgenländische Geschichte, in einem Briefe an den
Herrn v. W . . .

Ich sende Ihnen hier, mein Lieber! das Geschenk eines jungen Gelehrten aus H . . . Dieser Freund hatte mir schon lange versprochen, etwas für mich zu schrei-

ben, um, wie er sagte, mir auf eine nicht unangenehme Art die verdrießlichen Winterabende zu verkürzen. Ich weiß, sie finden an solchen Schriften, wie diese ist, vielen

Geschmack, und Sie werden also um desto leichter die Erfindung meines Freundes für artig halten können. Beurtheilen Sie dieses Werkchen nach der sowohl ihnen eigenen als ihrer Würde gemäßen Kritik, und schreiben ja nichts auf die Rechnung der Freundschaft! ich bin u. s. w.

Zelima — so fängt sich ein altes Manuscript das ich noch neulich dem Moder entrispen habe, an — war die liebenswürdige Gattin eines jungen sehr begüterten Kaufmans in Bagdad. Ihr schöner Leib verhüllte eine noch schönere Seele.

Auf ihrer Stirne saß

Die erste Majestät

Und Munnuth mahlte sich

In jedem holden Blick.

Sie fühlte sich zärtlich geliebt und ihre Jahre rauschten im Uebermaaß unschuldiger Freuden dahin; Freuden die nur die Jugend empfindet. Zelimens Gemahl hatte sich durch seinen Fleiß und den alles belohnenden Segen der Götter, große Schätze erworben. Er ehrte die Tugend und schätzte sich glücklich, daß er reich war, um Wohlthaten zu können. Kein Tag verstrich, an dem nicht Azur — dies war der Name dieses Tugendhaften — dem Mitleid und der Liebe opferte. Einst war er seiner Gewohnheit nach, Dürftigen zu helfen, und ein Trost leidender Unglückseligen zu werden, aufs Land verreist; als man ihm plötzlich die traurige Nachricht brachte, daß um Mitternacht Räuber Zelimen ergriffen, seine Gemölde verwüstet, und alles mit sich weggeführt hätten. Grausames Schicksal! Azur ward bey diesem Verlust schmerzlich gerührt. Oft verweinte er ganze Stunden, und der Gedanke, seine schöne Gattin vielleicht auf ewig verlohren zu haben, kostete ihm Seufzer. Dann schlich er schwermüthsvoll durch dunkle Gänge,

Wo kaum der Sonne Strahl
Durch dicke Hecken brach.
Wo nur die Nachtigall
Ihm süßen Trost versprach.

Wenn er schlief, so träumte ihm von Zelimen. Er sahe sie bald in den Händen unbarmherziger Räuber; bald schreckte ihn ein verzweiflungsvolles Bild seiner Geliebten. Seine Freunde verließen ihn. Voll Verachtung gaben sie ihn den Widerwärtigkeiten Preis, die ihn unaufhörlich verfolgten. Traurig und einsam irrte er oft durch die Thäler von Bagdad, seine Gattin zu suchen, und spät schlossen erst die Mauren ihren furchtsamen Pilger wieder ein. Ein kleiner Knabe, arm und redlich wie er, fand ihn einst an dem Ufer eines rauschenden Flusses. Azur lag unter dem Schatten eines freundlichen Palmbaums und schlief. Noch stand der Knabe da und spielte mit seinen Locken, die um die finstre Stirne flatterten, als eine ungeheure Schlange durch das nahe Schilf schlüpfte. Der Knabe sahe sich um, schlug beym Anblick der schuppigten Schlange zitternd, die kleinen Hände zusammen, und floh und schrie, bis Azur erwachte. Zitternd und mit noch halb schlafenden Augen sahe er jetzt den furchtbarsten der Feinde. Schon wand dieses Unthier den schlanken Leib in ungeheure Kreise zusammen, und heischte begierig mit offenem Rachen den Raub. Kalter Todesweiß bedeckte noch die sterbende Wange des Azurs, als plötzlich vom nahen Ufer her ein zischender Pfeil die sich krümmende Schlange durchborte. — So wie in der gebirgigen Gegend des Harzes ein rauschender Strom, von Wolkenbrüchen ernährt, bald eine rollende Gutsche, bald den furchtsamen Wanderer verschlingt; so drang aus ihren geschwellenen Adern das Gift, und versengte die gestern aufgekeimten Kräuter. — Mit Schauern sah Azur noch einmal auf das in seinem Blute sich wälzende Ungeheuer zurück, und betäubt flohe er von diesem unseligen Orte,

Voll vom heißen Gefühle der Dankbarkeit; voll von reger Begierde sich zu den Füßen einer ihm unbekanten Großmuth zu werfen, eilte er mit schnellen Schritten dem Ufer des bekränzten Flusses zu. —

Doch — hier sahe Azur ein Mädchen durch dicke Gebüsch sich schmiegen; ein Mädchen, das

Auf leichten Zephyrfüßen,
So, wie die schöne Daphne einst
Sich des Apollo Küssen
Und seinem Arm entriß;
Vorüber floh.

Es war männlich schön, und leicht aufgeschürzt glich es der Nymphe Dianens. Ein zierlicher Köcher hing von ihren halb entblößten Schultern herab, und ihre niedliche Rechte schwang den Jagd gewöhnlichen Bogen, ähnlich dem Bogen des Amors,

Den nur die Liebesgötter tragen,
Wenn sie nach unserm Wieland fragen,
Und dessen goldne Sehne rauscht,
Wenn Klein aus Lauben sie belauscht.

Ungesehen folgte ihr Azur bis in eine entlegene Hütte; ungesehen trat er hinein, und horchte neugierig an der Thür dieser ländlichen Wohnung.

Götter! — so sprach das Mädchen — Beschützer der Unschuld! Wo finde ich meine Gespielin? — Er ist der Jüngling. Sein rosenfarbenes Antlitz; seine Miene; sein Gang — Wie? — Hätt mir ihn Zelima anders beschrieben? Unschuldig, edelmüthig — liebenswürdig soll er seyn — Ich habe ihn zwar so genau nicht betrachtet; aber — wenn er es wäre? — Ihr Götter! — Hier schwieg sie, und sah auf den Boden hin — Wer du auch seyn magst, rief Azur, und eilte, u. warf sich zu ihren Füßen; wer du auch seyn magst — du nanntest mir einen süßen Namen. Wo ist Zelima? — Bey allen Göttern beschwöre ich dich — sage mir, wo ist Zelima? Ich wil gehen, sie suchen, und da sterben, wo sie stirbt.

Nereide; so hieß das Mädchen, blieb zitternd und unbeweglich stehen. Kein Wort entfloß ihren vom Schrecken erblagten Lippen. Bald sahe sie schüchtern umher, und bald verweilten ihre Blicke in den edelmüthigen Mienen des vor ihr liegenden Jünglings. Arme Zelima, dachte sie, und eine kleine mitleidige Zähre floß von ihren entfarbten Wangen herab. Endlich rief sie wehmüthsvoll aus: Unglücklicher Azur! Eile, und suche deine Geliebte in den nächsten Gefilden; dort wirst du sie finden in einer einsamen Wüste — entfernt von dem Geräusche der Welt, mit stetem Kummer beschweret. —

Dankbar neigte sich Azur, und Liebe und Furcht folgten ihm bis in entlegene Felder. Schon war er Nereidens forschenden Blicken entflohen; schon hatte er ganze Gegenden zurückgelegt, als in der Mitte eines ungebahnten Waldes ihn die hereinbrechende Nacht überraschte. Dunkelheit verbreitete sich über die Fläche der Erde und eine ungewisse Furcht zeichnete die Schritte des eilenden Azurs. Die schwarze Nacht sank allmählig hernieder und ein hanges Getöse der rauschenden Blätter machte die Stille des einsamsten Waldes jetzt fürchtbar, als das Geschrey eines sterbenden Menschen plötzlich seine Ohren erfüllte. — Entschlossen zu sterben, voll edler Großmuth und ganz Mitleiden, eilte er durch grause Gebüsch hin zu dem Orte dieses fürchterlichen Jammers. Eben kam er an, als ein Ungeheuer von Menschen ein schreyendes Mädchen zu binden sich stellte. Kühn und voll Verzweiflung ließ der gereizete Räuber seine glänzende Beute zurück, und sprang bewafnet dem Azur entgegen. — Doch Azur siegte, und warf mit Blut und Wunden bedeckt das Laster zu Boden. Entkräftet sank er zwar hin, aber seiner Zelima Stimme ruft ihn ins Leben zurück. Sie wars, die er vom Tode errettet. Und o! welche Freuden folgten dieser glückseligen Stunde! Freuden, die zu besingen selbst die Muse zu schwach ist. Du aber, Tugend! und du vereinigte Liebe! wirst sie die Sterblichen lehren.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

14te Woche.

Gedanken eines Christen, bey Betrachtung des leidenden Erlösers am Charfreitage.

D! welcher schreckensvoller Anblick zeigt sich meinen Augen! Welche traurige Gegenstände umgeben mich auf allen Seiten! Eine dicke Finsterniß, gleich einer ewigen Nacht, bedeckt die bebende Erde, und das hellstrahlende Sonnenlicht ist verdunkelt! Die Natur hat ihre Kraft verlohren, und seufzet mit bangen Klagen. Meine Seele versinket in eine tiefe Ohnmacht, schwebet um dein Kreuz, gleich einem verirreten Schafe, und betrachtet dich Ödtlichen Mesias, und Heiland der Welt, welcher mit den Schrecken des Todes umgeben ist. — Ich sehe diesen Heiligen; ich sehe dieses unschuldige Schlachtopfer! Ich sehe diesen großen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts an einem schmählichen Holze ausgespannet, als ob er der gröfste Missethäter des Erdbodens sey. — Dein Ödtliches Angesicht, o Freund der Menschen! dein Ödtliches Angesicht, auf welchem alle Betrübte und Leidtragende ihre Erquickung und Trost finden, ist leider durch das von allen Seiten hervorquillende Blut, welches die stehenden Dornen gerühet, und womit das heilige Haupt umgeben ist, grausam verstellt worden. — Ach! diese mildthätige Hände, welche du jedem zur Hülfe darreichst, der im Unglück war, sind durchbohret. — Diese Füße eines Propheten, welcher uns den Frieden, und das große Heil der Menschen ankündigte, sind an das Kreuz ge-

heftet. — Wer ist unter den Sterblichen im Stande, den Schmerz und Kummer deiner Seele auszudrücken? Wer kan die schwere Last der Sünden von dem ganzen menschlichen Geschlecht beschreiben, worunter du seufzest? — Deine Augen, welche du unoverwandt nach dem Himmel richtest, sind ein großer Beweis der Angst, womit dein Herz erfüllet ist. — O! Heiliger und Gerechter! O Sohn und Ebenbild des ewigen Vaters! Warum, warum leidest du? Warum ist das Haupt der himmlischen Heerscharen, der Stifter der Natur, derjenige, welchem alles unter seine Füße gethan, welcher den Stürmen der Winde befielet, warum ist der, dem der Tod zu Gehote stehet, ein Raub der lebhaftesten Schmerzen? O! wunderbare Liebe! Er leidet mit Freuden für die schuldigen Seelen, welche wegen ihrer Laster und Uebertretung der göttlichen Gesetze auf ewig zur Strafe verdammet sind. Er leidet für die unssterblichen Seelen, deren Vergehungen sie auf immer des Anschauens Gottes beraubet. — Er verbirget die Größe seiner Gottheit unter einem sterblichen Leibe. Er wird ein Bruder der Menschen, und das vollgültige Lösegeld für ihre Verbrechen. Ein Opfer, welches bloß allein vermögend und würdig ist, den Zorn des höchsten Schöpfers und allgemeinen Vaters der Welt zu dämpfen. — Seine Plagen, und unleidliche Schmerzen, machen uns der

D

entzückenden Freude des Himmels theilhaftig. — Sein Tod giebt uns Recht zur Unsterblichkeit. — Er stieg von seinem erhabenen Thron herab, damit er uns Menschen seinen himmlischen Vater möge kennen lehren, und eine völlige Versöhnung zu stiften. — Er nimt willig über sich, die Genußthung und Bezahlung für alle unsere Mißhandlungen abzutragen, damit wir Friede hätten. — So groß ist sein Mitleiden gegen uns arme und unglückliche Seelen, welche mit einer verstockten Blindheit geschlagen, und auf einem verkehrten Wege wandelten, der sie in den ewigen Tod und Verderben stürzet — O, Tiefe der göttlichen Liebe! O Geheimniß, welches kein Sterblicher ergründen kan! — Göttlicher Erlöser, du bist es, der uns solchergestalt liebet: Und du, meine Seele! du, welche deinen Wohlthäter und Erlöser so wenig achtest, — du, der du die Ursache bist, welche ihn an das Kreuz gehestet, und seine Setze gespaltet, denjenigen, welcher dich so brünstig liebet, — bist du vermögend die Größe des Schmerzens auszudrücken? oder könntest du sie wohl erdulden? — Das Seraphinen- und ganze Chor der heiligen und gütigen Engel stehet erstaunend; ihr innerliches ist voll Mitleiden und Verwunderung; ihr Herz brennet von einem geheiligten Feuer welches die Macht deiner großen Liebe angezündet. — Seele des Menschen, du bist unwürdig des Mitleidens, welches der Sohn des Höchsten gegen dich zeigt. — Was aber werden deine Gedanken seyn, gegen diesen himmlischen Befreyer? — Ja, ich fühle, daß mein Herz völlig gerührt ist, und in heisser Liebe gegen dich brennet! Meine Augen sind voll Thränen, und eine heilige Bewunderung erfüllet mein ganzes Herz, da ich von der Höhe des aufgerichteten Kreuzes höre, wie du für deine Feinde und Verfolger bittest. Ach, welche süße Worte! Ach du liebliche Stimmte! — Der Erdkreis schweiget stille, weil der Fürbitter redet; alle schönen Vereinigungen der Natur und des Himmels, stehen in einer angenehmen Erstaunung. Die Felsen wer-

den gerührt, das Mitleiden dringet in das Herz des frechesten Sünders — und der Vater der gesamten Schöpfung erkennet endlich die Stimme seines Liebings. — Du bittest für deine Mörder, du leidest für die Undankbaren, für Ungetreue! Und ich dein Theurverkaufter, ich, dein Schüler, ich solte meinen Feinden nicht verzeihen? — Wer ist denn der Feind, den ich so sehr hasse? Wo ist das Wesen, welches nach dem Ebenbilde seines Gottes erschaffen, welches nicht auch zugleich mein Bruder wäre? — O segne, segne doch gnädiger Gott, alle die mich gedehmüthiget haben, alle die mich zu meiner Selbsterkänntniß zurückgeföhret! Mein Herz brennet vor Liebe gegen sie, und gegen alle meine übrigen Brüder. Ach könntest du sie allesamt, dir meinem Heiland zuföhren! Ach, daß sie sich doch niemals von dem scheiden mögten, welcher zur Vergeltung seiner Qualen und Marter weiter nichts verlangt, als ihr ewiges Glück und Seligkeit zu besördern. — Ja mein Herz, zeige die siegende Macht durch dein Vorbild! Du wirst in dir eine neue Seele erschaffen, welche mit einer solchen Tugend begabet, die ihr nicht eigen ist. — Du sahest juns voraus göttlicher Erlöser, du besürchtetest das Uebel welches über deinem Haupte schwebete, deine menschliche Natur erzitterte gegen den Anlauf der Schmerzen; — du aber dem Willen deines Vaters gänzlich überlassen war dein ganzer Entzweck, den Willen deines himmlischen Vaters zu verherrlichen. Deine Seele hat niemals ein größeres Vergnügen empfunden, als dessen Willen genau zu erfüllen. — O Göttliche Tugend, welche aus allen Handlungen hervor leuchtet, und an dem Kreuze im vollen Glanze scheineth, woran mein Heiland gehestet ist. — O könntest ich, und o möchte ich dieses niemals aus meinem Herzen verbannen! Nichts solle mich abhalten denselben zu bewahren, um denjenigen so viel möglich gleich zu werden, welcher mich vereiniget und so sehr erbbhet hat — — — Durch dein Vorbild gereizhet, siehet man, o Göttlicher JESUS! man

stehet die Heiligen in deinen Fußstapfen wandeln, allen Beschimpfungen, Ketten, Gefängniß und Tod, freudig entgegen gehen. — Die Welt, die Welt, welche dich hasset, darum, weil du von einem Lichte begleitet wurdest, welches in der dicksten Finsterniß leuchtet. — die Welt, eine Feindin der Tugend, und welche zeigt, daß die Menschen, die sterblichen Menschen sich erdreissen die Geheimnisse des Himmels zu erforschen und zu ergründen — Eine solche Welt empörte sich gegen deine Jünger, und behandelte sie mit eben der Grausamkeit, wie ihr Herr und Meister von ihr hat erdulden müssen — Was hindert dieses aber einer Seele, die vor Liebe gegen Gott brennet? Was schadet es einer Seele, wann sie von Sündern gehasset wird? Sollte die sich wohl fürchten der Wahrheit beyzupflichten, und sie nicht vor jedermann zu bekennen? — Was hat also der Christ für Ur-

Das Leiden Christi nach dem 22sten Psalm.

Warum bin ich von dir verlassen,
Mein Gott, mein Vater und mein Freund?
Wißt du mich mit den Menschen hasßen,
Als wärst du mein Tyrann und Feind?
Ich heule: doch der Hülfe Morgen
Geht mir nicht auf, und bleibt verborgen,
Und ohne Trost erwart ich sie.
Des Tags ruf ich bey deinem Grimme,
Doch du bist grausam: deine Stimme
Antwortet meinen Klagen nie.
Dann, wann die Nacht kömmt, und den Müden
Beruhigung und Trost verspricht,
Fühl ich allein noch keinen Frieden,
Und ich allein, ich schweige nicht
Wann kömmt, du Vater wahrer Freuden,
Die Stunde, wo du meine Leiden,
Mit deiner Hülfe mir belohnst?
Doch endlich, endlich wird sie kommen:
Denn du bist heilig, Gott der Frommen,
Gott, der du Jacobs Lob bewohnst.
Wer ist wie Gott? die Väter bauten
Ihr ganzes Glück auf dich allein:
Da unsre Väter dir vertrauten,
Brach deine Hülfe schnell herein.
Sie schrien und wurden nicht zu schanden,
Und die Errettung war vorhanden,
Sie hofften, und du halfst, o Gott!
Ich aber bin ein Wurm, verachtet,
Kein Mensch, und Sündern gleich geachtet,
Und selbst der Missethäter Spect.
Es spotteten meiner die mich sehen,
Denn ich bin Gottes selbst beraubt.

sache sich zu scheuen, oder was sollte er hoffen, von denen die nichts anders als Staub sind? — Er, welcher von Gott nichts anders als das ewige Leben erwartet, ist das nicht ungleich mehr, als alle Schätze des Erdbodens darbiehen können? — Was erblicke ich! Einen Zeugen von Jesu Christo, welchen die Feuerflamme verzehren, ohne daß die Heiterkeit seiner Seele im geringsten dadurch verändert scheinete, und die aus allem Bezeigen hervorleuchtet. Seine Augen sind steif auf den göttlichen Gekreuzigten gerichtet. Dieser Anblick erhebet den frommen Märtyrer über sich selbst hinaus — Er verachtet die Schmerzen, welche ihn die Feuersgluth erregt, und seine zerstreuten Gebeine in Asche, sind gleichsam überwunden und glorreich noch, mitlerweile seine Seele von dem Kerker des Leibes getrennt sich anschießt, ihren Schwung nach dem Himmel zu nehmen.

L.

M.

Mich läßern, die vorüber gehen,
Und schütteln über mich ihr Haupt.
Mit weitem ausgesperrten Rachen
Verspotten sie mich stolz, und lachen,
Und sagen: Da, das sehn wir gern!
Sein Gott, sein Gott mag ihn erretten,
Auf den wir nicht gehoffet hätten.
Er hofft auf ihn: er klagt dem Herrn.
Wo aber ist nun sein Erretter?
Wer ist der Herr, der ihn erhält?
Ist er sein Gott, der Gott der Götter,
So helf er, wenn er ihm gefällt?
Doch du, durch den ich standhaft bleibe,
Wart der, der mich aus Mutterleibe
Mit väterlicher Liebe zog.
Unmüßig kannst du ist mich hasßen.
Du warfst, auf den ich mich verlassen,
Als ich an ihren Brüsten sog.
Ich fiel auf dich und dein Erbarmen,
Als meine Mutter mich gebahr:
Ich lag in deinen Vaterarmen,
Als ich ein schwaches Kind noch war:
Du warfst mein Gott. Dir wil ich trauen;
Du wirst mein Elend überdauern.
Seh du auch jetzt nicht fern von mir:
Gott! nahe dich, und seß mich beben:
Denn mich hat Angst und Noth umgeben.
Hier ist kein Helfer außer dir.
Wie lang, o Herr, sol ich noch harren?
Wie freuen meine Feinde sich,
Gott, mich umgeben große Farren,
Und fette Stier, umringen mich,

Sie sperren, da sie mich umringen,
 Den Rachen auf, mich zu verschlingen,
 Ehrst von Grausamkeit und Muth;
 Wie Löwen die im Walde brüllen,
 Und ihren Schlund mit Raub erfüllen,
 Begehrt ihr Rachen auch mein Blut.
 Ich bin, wie Wasser ausgeschüttet,
 Und die Gebelne sind zertrant.
 O Herr, dem Grimm hat sie zerrüttet,
 Der für die Menschen mich verbannt.
 Mein Herz in meinen Eingeweiden
 Zerschmilzt vor meinen großen Leiden,
 Wie vor der Sonne Wachs zerfließt.
 Um mich ergrimmet das Verderben,
 Und wüthet, daß, gleich einer Scherbe,
 Schon meine Kraft verrocknet ist.
 Kaum kan ich noch die Zung erheben,
 Ich bin der schwersten Martern Raub,
 Ich seufze zwischen Tod und Leben,
 Du legst mich in des Todes Staub.
 Mein Leid ist eiternd und voll Wunden:
 Ein Schwarm von mörderischen Hunden
 Belagert mich in meiner Danaal.
 Der Missethäter wilde Nothe
 Verfolget mich mit ihrem Sootte,
 Und jauchzt: Nun liegt er doch einmahl!
 Der ist es! rufen sie und schmähen,
 Den man dem Herrn vertrauen sah!
 Sie lästern alle, die mich sehen,
 Schreyn grausam über mich, da!
 Die aufgebrachten Frevler haben
 Die Hand und Füße mir durchgraben;
 Und, Gott, sie zittern nicht vor dir!
 Ich möchte die Gebelne zählen,
 Sie aber schauen, mich zu quälen,
 Und sehen ihre Lust an mir.
 Was hab ich nicht erdulden müssen?
 Wie wüthen sie nicht gegen mich!
 Die Kleider, die sie mir entrißen,
 Vertheilen sie ist unter sich.
 Ihr Schwarm umgiebt zum größern Leide,
 Mit Schande mich, gleich einem Kleide,
 Und wirft das Loos um mein Gewand.
 Doch du, mein Gott, kennst ihre Werke.
 Sey mir nicht fern, du, meine Stärke,
 Und hilf; denn ich bin dir bekant.
 Gib mich dem Schwerdte nicht zur Beute,
 Laß mich der Hunde Raub nicht seyn.
 Mein Geist, der deiner nur sich freute,
 Ist einsam, und wünscht dich allein.
 Reiß mich aus meiner Löwen Rachen,
 Daß sie nicht ewig meiner lachen.
 Steh auf, umarme dich mit Zorn.
 Gott, überschütte sie mit Schande,
 Zerbrich mit Allmacht meine Bande,
 Und meiner Widersacher Horn.
 Durch mich, durch mich sen meinen Brüdern
 Der Herr ein ewiger Gefang!
 Ich preise dich mit neuen Liedern,
 Daß mich mein Feind nicht ganz bezwang.
 Dein Lob sol die Gemeine hören,
 Frohlockt, ihr Frommen, ihm zu Ehren.

Es rühm ihn Jacobs Same gern.
 Ihr Enkel Israels, lobsinget,
 Frohlockt unserm Gott, und bringet,
 Und bringet Ruhm und Furcht dem Herrn.
 Denn unser Gott ist voll Erbarmen,
 Ein Gott des Rechtes und der Huld,
 Verachtet nicht die Noth der Armen,
 Und krönt, und segnet die Geduld.
 Der Frevler denkt: Gott soll nicht kommen.
 Allein, er fragt nach seinen Frommen,
 Merkt ihre Noth und denkt an sie.
 Er zählt genau des Armen Sorgen.
 Sein Anflitz blieb ihm nicht verborgen:
 Er hörte, da er zu ihm schrie
 Sey mir gepriesen, mein Erretter!
 In der Gemeine rühm ich dich
 Es trafen mich des Glends Wetter:
 Du aber, Gott, beschirmtest mich.
 Du hast noch nie den Bund gebrochen.
 Ich halte was ich dir versprochen,
 Im Tode stundst du neben mir.
 Vor deinen Frommen, die dich scheuen,
 Und deiner Huld, wie ich, sich freuen,
 Verabst ich die Gesühde dir.
 Gott kan des Menschen nicht vergessen,
 Der seiner Macht vertrauet hat.
 Die armen Frommen sollen essen;
 Sie essen, Herr, und werden satt.
 Es werden, Gott, die nach dir fragen,
 Von deinen großen Wundern sagen,
 Und ihre Hoffnung nicht bereun.
 O heiligt euch, ihn zu erheben!
 Denn euer Herz soll ewig leben.
 Und ewig eure Freude seyn!
 Ein Land wird es das andre lehren,
 Was Gottes Arm an mir gethan,
 Die Völker, welche sich belehren,
 Knien vor ihm hin, und bäten an.
 Vom Samen bis zum andern Samen
 Verherrlichen sie Gottes Namen.
 Sie bäten an. Gott hat ein Reich!
 Der Herr in Jacob, dem sie dienen,
 Gott herrscht gewaltig unter ihnen.
 Wer ist ihm, unserm König, gleich?
 Herr, du bist herrlich unter allen,
 Herr, der du Sions Szepter führst.
 Die Fetten werden niederfallen,
 Und jauchzen, Gott, daß du regierst.
 Vor dir erniedrigen sich Throne,
 Es beugen, die in Hütten wohnen,
 Des Staubs Bewohner, dir ihr Knie.
 Sie werden alle dich besingen,
 Und deinem Namen Opfer bringen:
 Denn deine Furcht kömmt über sie.
 Dann wird ihr Same von Verächtern
 Gereinigt und dir heilig seyn,
 Und von Geschlechtern zu Geschlechtern
 Dir ihrem Könige sich weihn.
 Dann werden die Gerechten eisen,
 Dein Recht dem Volke mitzutheilen,
 Daß noch geböhren werden sol.
 Du hast dich allen groß bewiesen.
 Sey uns, o unser Gott gepriesen!
 Die Erd ist deines Ruhmes voll.

Mindensche Beyträge

zum
 Nutzen und Vergnügen.

1ste Woche.

Ode, auf die Auferstehung des Erlösers.

Erhebet euer Angesicht,
 Entwölkt die Stimme des ängst-
 lichen Kummers,
 Ihr, die der Stab des Gottes
 Messias regieret!

Wird sein Triumph nicht heut
 In allen Ohymnen gefeiert?
 Laßt denen in des Todes Schatten
 Die slavische Furcht!
 Ihr aber, Christen, jauchzt den Nachhall
 des Himmels,
 Und gießt euch aus in jubilirende Psalmen,
 Ihr Seelen seines begnadigten Volks.

Das Grab behielt den Sieger nicht!
 Des Todes kalte versteinerte Bande
 Behielten ihn nicht. Er steht auf dem
 Staube, der Held.

Und unter seinem Fuß
 Hüpf dreymal der Weltkreis empor.
 Weint nun nicht länger, die ihr vormals
 Auf Golgatha's Höh
 Sein sinkend Haupt, die Todesmine, gesehen,
 In die sich sanft sein menschenfreundli-
 ches Lächeln
 Mit jedem segnenden Blicke verlorh.

* * *
 Ihr saht ihn, als die Schrecken des Herrn
 Auf seiner Seele lagen;
 Ihr saht ihn, verhält mit trüffelndem
 Blut,
 Von seinem Glanz, von allen Engeln ver-
 lassen,

Verworfen von Gott.
 Sein aufgequollnes banges Herz
 Erhuben unaussprechliche Seufzer.
 Ein schrecklich Bild der strafenden Sünde,
 Und dir unendliche Liebe,
 Ein göttliches geheimnißvolles Dpfer,
 Hing er am schmähtlichen Holz.
 Die Seraphim lagen
 Erstarrt, in finstern weinenden Wollen,
 Und auf die ganze Geisterwelt kam
 Vom Schdpfer, wenn er zbrnt,
 Ein allgemeiner Todesschauer.

* * *
 Verweilet doch im Geiste hier,
 Und hebet, fählet die Greuel der Sünde,
 Ihr Kinder des Staubs, gefallnes Men-
 schengeschlecht!

So, unbegreiflich liebt
 Der ewige Vater, die Welt!

So furchtbar drückt sein Haß die Sünde!
Der Unglaub' ist izt
Die größte Schuld, denn Gott ist allen ver-
schöner.
Verzagt nicht, Sünder! — Aber flammt
auch die Hölle
Für den, der izt noch sündigt, genug?

Izt ist der Leiden Zahl erfüllt,
Die Zahl, die auch kein Cherub zählet;
Izt wendet aufs neu der Vater sein Antlitz
zum Sohn,
Es ist vollbracht! — Sieh auf,
Nach deinem befriedigten Gott,
Mit seinem Blut geweihte Erde!
Nun schaut Er voll Ruh
Vom Kreuz (izt ist's sein Thron) sanftlä-
chelnd herunter,
Noch einen Blick auf seiner Leiden Beloh-
nung,
Auf seine Christen, dann schließt sich sein
Aug.

Und eine siebenfältige Nacht
Fällt auf das Land, die Sterne
Verhüllen sich, sein sterbend Köcheln ergreift
Mit stiller Allmacht den erzitternden Sion;
In Donnerwettern entblößt
Der Felsen Eingeweide sich,
Es gehn aus aufgebörstnen Gräbern
Die Todten aus, und sehn in starrer Ent-
zückung

Den sie in heißen Gebeten
Vorher so oft vom Himmel niedersaufzten,
Sehen die Mine des Siegs
Im Antlitz voll Ruhe,
Und jauchzen, da die göttliche Seele
Stillwandelnd, durch die englische Welt,
Die schnell sich vor ihr theilt,
Ins Heiligste, zum Thron des Waters
hinaufsteigt.

Izt wird sein Leib dem Grabe vertraut,
Die Freundschaft mischt den Thränen der
Myrrhe

Die ihrigen ein, und will den heiligen Rest,
So lang sie kann, dem Weide
Des Moders entwendet. Der Feind,
Vom Unsin wieder Gott empdret,
Beschüzet das Grab,
Aus eitler Furcht, mit einer ehernen Wache.
Drey Mitternächte weinten seine Geliebten,
Und kannten, den Sie beweinten, noch nicht.

Der aus dem Staub die Todten rief,
Soll den des Grabes Kerker behalten?
Und hat er umsonst die göttliche Arbeit
vollbracht,

Die keiner im Oлимп
Zu tragen vermochte? Soll ihn
Des Waters Allmacht ungekrönt lassen,
Nach dem er gesiegt?
Nein, Nein! Noch ist sein Werk nicht voll-
endet!

Er muß sich noch in seiner Herrlichkeit zeigen,
Und die ihn weinten, die müssen ihn sehn

Dort sinkt der Tag in festlichem Pomp,
Wie mit gestirnten Flügeln
Ein Fürst der Seraphim, vom Aether herab,
An dem du dich, o Gott Mesias, dem Tode
Siegprangend entschwingst.

Im Sturmwind der die Cedern bricht
Steigt aus den Wolken Gabriels Hoheit,
Dem Blitze gleich, zum Grabmal herunter,
Und schreckt die schüchternen Hüter,
Die Ungeweihten, von der hohen Scene,
Stößt dann mit schwebendem Fuß
Den Felsen zurücke.

Da geht im Glanz, den Engel nur tragen,
Der Gottmensch aus dem Grabmal, es
rauscht

Die Leinwand seitwärts weg;
Denn bleibt er auf dem Stein gedankenvoll
stehen.

Ein lieblich bebendes Gefühl
Durchwält die Erde, des Fluches entlastet,
Der Kreise Gesang erschallet in höheren Ton,

Die Welten sehn sich erkaunt
Mit festlichem Glanze bekrönt;
Geweckt vom Geiste der Entzückung,
Gehn Lieder vom Sieg.
Aus jeder Harf, aus jedem Munde der
Engel;
Und in den Gräbern der Entschlafenen
Gottes
Kraucht, wie zum Auferstehn, jedes Gebein.

* * *

Noch steht der Sieger auf dem Grab,
Und überseht mit allwissendem Blicke
Die Schaaren die er mit so viel Leiden
erstritt;

Die beste Zukunft steht
In himmlischer Blüthe vor ihm.
Er hört vom Rufen seiner Zeugen
Den Weltkreis erfüllt:
Er sieht das Land der Uebertretung geheiligt,
Und Edens Pracht um jede Wüste geworfen,
Und sein Pannier bey den Heiden erhöht.

* * *

Noch vierzig Tag' entbehrt der Olymp
Sein neues Haupt; noch wandelt
Der Menschenfreund bey seinen Geliebten,
und wischt
Den frommen Schmerz aus jedem gläubigen
Auge,
Und jedem Gemäth
Des Zweifels Furcht. — Wie war dir da,
Wie wuchs dein Herz von stürmenden
Freunden,
Wie stieß dein Auge von süßer Entzückung,
Maria, da du die Stimme
Des theuren Meisters, die dir rief, ver-
nahmest?

Den du so zärtlich geweint,
Maria, der lebet!
Sieh deinen Gott, sieh deinen Messias
In seiner Klarheit! Siehe den Blick,
Den er vom Kreuz dir gab,
In seinem holden Aug mit Gottheit erhdhet!

* * *

Wald sah ihn sein Johannes auch,
Und Petrus, den sein Anblick noch schmelzet,

Ihn steht mit ihm der Wüder getrübete
Schaar.

Nun klärt vor ihrem Geiße
Die Schrift der Propheten sich auf,
Sie sehen; jede Seele glühet
Von hoher Begier
Der Wahrheit Herold bey den Wütern zu
werden,

Sie scheuen nichts, sie haben Jesum gesehen,
Sie haben die schimmernden Wunden
geföhlt.

* * *

Deckt euer Angesicht mit Schaam,
Ihr Feinde unsers allmächtigen Glaubens!
Hat jemals ein Wahn so göttliche Tha-
ten gezeugt?

Seht ihre Leiden an,
Dann lästert die hohe Vernunft,
Und nennt es Unsin, Gott zu glauben!
Träumt Stephanus noch
Da er, von Felsen halb zerschmettert, den
Himmel

Erdfnet sieht? O, wie sein Angesicht lächelt! —
So lächelt der nur, der Jesum erblickt!

* * *

So wahr sich Gott der Menschen erbarmt,
So wahr der Tugend Thränen
Ihm theurer sind, so wahr lebt Jesus und
herrscht!
Und lebt' er nicht — Dann ist's erlaubt zu
verzagen,

Dann flucht nur dem Seyn,
Ihr Seelen! Welch ein Scheusal ist
Der Todt alsdann! Dann schwinden auf
ewig

Die goldnen Träum' unsterblicher Scenen!
O dann beneid ich das Schicksal
Des Wurmes der zunächst am Umding
schmachtet! —

Hemmet den lästernden Ton
Ihr Feinde der Menschheit.
Ihr untergrabt die Säulen der Tugend,
Ihr raubt des Lebens einzigen Werth.
Ach warum wollt ihr, zu spät,
Am letzten Donner euern König erkennen?

Ben denn, der Sich den Vater nennt,
Er lebt! Ihn sahen die Augen der Jünger;
Sie sahen, da er, sie segnend, nun sichtbar
ein Gott,

Sich in sein Reich erhob.
Sie sahen von Ferne das Heer
Der Empyreer ihn empfangen.
Der Siegeston hallt
Von Welt zu Welt aus ihren goldnen Po-
sannen,
Die Wege sind mit himmlischem Frühling
bestreut,
Die Schöpfung jauchzet dem Göttlichen
nach.

* * *
Erstaunt sehn auch die Jünger nach,
Ihr thränend Auge spaltet die Wolken,
Und glaubt ihn noch lang im Pfade des
Aethers zu sehn.

Dann lehren Sie voll Trost,
Den Geist erwartend, zurück.
Stets tören seines Abschieds Worte
In jeglichem Ohr.

D weint nicht, Kinder, sprach sein göttliches
Lächeln,
Ich bin bey euch bis an das Ende der Tage,
Und geh, und nehme den Thron für euch ein.

* * *
Heil dir! erwähltes Menschengeschlecht,
Heil dir; du Volk der Christen;
Das Reich, das Erb und ewiges Leben ist dein.
Dein Mittler herrscht! es neigen sich die
Thronen

Vor deiner Natur.
Sey kühn zu bitten! Sollte der,
Der dir den Sohn der Liebe gegeben,
Der dich mit neuen Himmeln erwartet,
Sonst etwas Gutes dir weigern?
Du hast des Königs Wort, es haben's
schweigend

Alle Geschaffne gehöret:
„ Es sollen Gebürge
„ Vor mir entziehen, und Hügel zerschmelzen.
„ Es sollen erlöschende Sonnen vergehn,
„ Doch niemals soll mein Heil,
„ Nie soll mein Bund von deinen Kindern
entweichen!

* * *
Heil mir Messias, daß du mich
Zu deines Reiches Bürgern gesellet!
Wie wohl ist uns im Schatten deines Throns!
Du hast den Todt für uns
Zum Engel des Friedens gemacht.
Wir sehen vom Rande des Lebens ruhig
Hinab in den Todt,
Hinab in Aeffen, wo die Helden verzagen,
Wo auch der Weise bebt, wo jeder versinkt,
Dem sich kein Gott zum Beschützer erbeut.

* * *
Du hast nichts schreckliches mehr für uns,
Verweisung, Morder der irdischen Bildung,
Mit Freuden umfaßt mein Arm den festli-
chen Sarg.

Hier wird ein sanfter Schlaf
Auf meinen Gebeinen bald ruhn;
Indem der Geist zu dir, Messias,
Gestirbtet sich hebt.
Denn bald wird auch den Staub dein göttli-
cher Anhauch
Mit Schöpferskraft nach deinem Wilde
verklären,
Dann wird diß selige Auge dich sehn.

* * *
Was hör ich? welch ein mächtiger Klang
Hallt durch die Sphären nieder?
Wie bebt die Welt, wie unterm Fußtritt
Gottes!

Ich seh, ich seh die zweyte Schöpfung
entstehn,

Die Todten sehn auf;
Sie sehn voll Wunder um sich her,
Und fühlen schon das ewige Leben.
Izt schmelzt Entzückung jeglichen Busen,
Izt fließen zärtliche Freuden
Von jeder hellen Wange nieder;
Thränen der Seelen, die sich
Stilljauchzend erkennen;
Entzückung neuerwachender Freundschaft!
Izt naht sich der göttliche Pomp.
Sieh, Gott-Mensch, deinen Lohn;
Seht euer Heil, ihr Seelen, eilt ihm entgegen!

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

16te Woche.

Rede eines Baurenschulmeisters an seine Schulkinder.

Vorbericht des Herausgebers.

Im dem reblichen Dorfschulmeister, der einige Schulstudien hat, und über einen Spruch, den ihm sein Pastor aufgiebt, bisweilen eine kleine Rede an seine Schulkinder hält, keinen Verdruß von seinen Collegen zuzuziehen, die ihn leicht einer gottlosen Meinerung beschuldigen könnten, weil er klüger ist, und seinem Aunte besser vorsteht, als sie, wollen wir seinen Namen nicht nennen, welches er sich auch ausdrücklich verboten hat. Es ist freylich nichts Neues mehr, daß die Schulmeister in aller Form Rechthens predigen, und das dümste Zeug aus der Armuth ihres verwirten Kopfs hervorbringen, das zur Beförderung des Fanaticismus nur erfonnen werden kann; allein daß unser Schulmeister ihnen so wenig gleiche, als der Weiße dem Mohren, wird der geneigte Leser mit seinen eignen paar gesunden Augen sehen, wenn er den Staar nicht hat.

Ob der Landprediger nicht wohl thäte, bisweilen in der Sprache unsers Schulmeisters mit seinen Bauren zu reden, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Der Weise mag entscheiden!

Text Psalm 37, 21.

Der Gottlose borget, und bezahlet nicht; der Gerechte ist aber barmherzig und milde.

Ihr wißt es, lieben Kinder! daß unser Herr Pastor und ich es in allen Stücken gern recht gut mit euch sähen, und daß wir euch auch manchen guten Rath geben, wie ihr mit Ehren durch die Welt sollt kommen. Wie ihr in den Himmel kommen sollt, ist zwar immer unsre und eure fürnehmste Sorge, aber wer in den Himmel wil, muß sich auch auf der Welt darnach aufführen. Wenn wir im neuen Testamente lesen; so finden wir manchen guten Rath, wie wir ehrlich durch die Welt kommen können, und wenn der Herr Jesus und seine Apostel uns so was lehren; so thun wir, nach meiner Meinung, nicht übel daran, daß wir euch auch sagen: wie ihr euer Gewissen in eurem Verufe rein bewahren könnt, und euer Brodt mit Ehren haben mögt.

Unter euch sind nun viele, die halb die Schule verlassen wollen, und diejenigen bitte ich recht sehr, und als ein Vater, unsre heutige Sonnabendrede in ihrem Leben nicht

D

wieder zu vergessen, und wer sie sich abschreiben wil, dem wil ich sie geben.

David nennt den einen Gottlosen, der leihet, oder borgt, und nicht wieder bezahlt. Dadurch versteht er nun, wie ihr leicht denken könnt, diejenigen, die Schulden machen, und nicht Willens sind, sie wieder zu bezahlen. Die sind nun noch ärger als ein Dieb, denn vor einem Diebe kan ich das Meinige noch verschleiffen, aber vor keinem Betrüger. Die meisten Bankerutmacher sagen zwar: **ich bin gewis nicht des Willens gewesen, meine Creditoren zu betriegen, ich weis es nicht, wie ich so zurückgekommen bin.** Ich wil es euch sagen.

Mancher wil nicht arbeiten, und doch gern essen, und wackere Kleider haben. Nun macht er immer Schulden, bis ihm kein Mensch mehr borgen wil, und dann nimt ihm die Obrigkeit alles weg, und läßt es verkaufen. Nun wolten sie wohl arbeiten, aber womit? Niemand traut ihnen mehr, und sie werden dann Bettler, oder Diebe. Glaubt es mir, die meisten Bettler waren Faullenzer und Betrieger, und wenn ihnen die Bettelbrocken einmal schmecken; so lehren sie ihre Kinder auch dasselbe Handwerk. Ein Bettler, der gesunde Hände und Füße hat, und doch nicht arbeitet, ist ein Dieb, denn er stiehlt das Almosen andern vor der Nase weg, die sich mit ihrer Hände Arbeit nicht ernähren können.

Andere wollen gleich heurathen, wenn sie noch Kinder sind, und sich nichts verdient haben. Das bischen Kleider und Hausrath nehmen sie zu Borge, und nun kommen Kinder, schlechte Zeiten, oder Krankheiten. Auf einmal sind sie nun so arm als ein Bettler, und ihre Schulden können sie nicht bezahlen, denn alles, was sie noch aufbringen können, muß zu Brodt seyn, und des haben sie doch nicht satt. Wenn sie nun hübsch bey andern Leuten so lange

gedienet hätten, daß sie einen Thaler Geld mit in den Ehestand hätten nehmen können, und die Arbeit verstanden hätten; so hätten sie es nicht nöthig gehabt, andre Leute um das Ihrige zu betriegen, und selbst Noth zu leiden. Aber heut zu Tage kan man ja nicht einmal Knechte und Mägde mehr haben. Wenn man sie so weiß gebracht hat, daß sie ein bischen Arbeit so halb und halb verstehen, gleich laufen sie fort, und verheurathen sich. Wenn man ihnen sagt: Leutchen, ihr könnt euch ja nicht ernähren, was wollt ihr schon heurathen? Dann sagen sie wohl gar: wir können ja arbeiten, Gott wird uns wohl helfen. Ja! es ist recht gut, sich auf den lieben Gott zu verlassen, aber der liebe Gott hat uns auch Verstand gegeben, daß wir unsere Sachen mit Vernunft anfangen sollen. Macht es doch nicht auch so, Kinder! und spiegelt euch an den vielen armen Leuten im Kirchspiel, die satt würden zu essen haben, wenn sie nicht aus Uebermuth so jung, nackt und unersfahren in den Ehestand gegangen wären. Ich war lezt hin mit unserm Herrn Pastor zu einer Kranken. Die beyden Leute hattens auch so gemacht, sie hatten das Geld so gar zusammen geliehen, daß sie sich konten zusammen geben lassen. Im ersten Kinderbette hatte das Weib nichts zu beißen, noch zu brechen gehabt, und war ganz ungesund geworden. Nun lag sie schon vier Jahre, und hatte kein Bett, keinen Lumpen Zeug am Leibe, daß ich mich recht schämte, und kann nie wieder besser werden, weil es ihr an alles mangelt. Ich wil nicht richten, aber das ist doch wahr, hätten sie und ihr Mann noch sechs bis acht Jahre gedienet, und hübsch gespart; so wär es ihnen gewis dazu nicht gekommen. Das wußte sie nun auch wohl selbst, aber dazumal hatte der Herr Pastor sie darum gebeten, allein sie hatte ihn ja nicht folgen wollen. Nun hat sie doch nicht allein die Sünde auf sich, Gott vergebe sie ihr! sich selbst unglücklich gemacht zu haben, sondern sie ist auch bey die 30 Thaler schuldig, wo sie keinen Pfening

von bezahlen kan, das ist doch auch Sünde. Niemand will sich ihrer erbarmen, denn die Leute sagen alle: sie hat es ja nicht besser haben wollen. Der Hr. Pastor gibt ihr zwar Almogeld, aber er sagte auch, daß sie es nicht nöthig gehabt hätte, dies zu nehmen, und andere Armen, die nicht Schuld an ihrem Unglücke wären, kriegten doch nun desto weniger. Das ist auch wahr, wenn ichs recht bedenke, und ob sie sich gleich jetzt nicht anders helfen kann; so hätte sie es doch vorher ändern können. Glaubst es nur wenns so im Ehestande aussieht; so ist da nicht viel Freude zu hohlen.

Diejenigen, die einmal von euch eigne Baurenhöfe kriegen, muß ich noch besonders ermahnen. Da gibts leider viele Gottlose die da borgen, und nicht bezahlen, und ihre Creditoren recht muthwillig betriegen, daß es himmelschreyend ist. Ich habe es oft so recht mit angesehen, wie die Leute es machen. Zum ersten nehmen sie oft ihre Höfe so früh an, wenn sie noch nichts davon wissen, einen Hof zu regieren, und dazu gehört doch viel, wenn man auskommen, und noch dazu einen Thaler für seine Kinder erübrigen will. Solche junge Hausleute meinen dann: Der Hof wäre nicht zu ruiniren, und lassen so lange lustig darauf losgehen, bis sie über und über in Schulden stecken. Andere legen sich auf den Trunk, Müßigang und das leidige Proceßiren, und zu Hauße gehts dann unter und über, wenn der Wirth nicht aufpaßt. Wenn sie sich nun endlich nicht mehr retten können, so begeben sie sich in den Stillstand, oder wollen jährlich ein Gewisses abbezahlen. Sie meinen, wenn sie das bey der Obrigkeit fertig kriegten; so wäre es recht, und sie thäten keine Sünde daran. Das will ich euch nun einmal anders sagen.

So, wie ich mir die Sache vorstelle; so ist eigentlich der Stillstand, oder eine terminliche Bezahlung nur zum Besten derer erfunden, die durch Kriegsnoth, Hagelschlag, Viehsterben und solche Unglücksfälle zurück-

gekommen sind, damit sie nicht ganz ruinirt werden, denn wenn die Bauren ruinirt sind; so kann weder der König, noch der Gutsherr, weder der Pastor noch der Schulmeister bestehen, die, wie ihr wißt, nebst vielen andern vom Bauren leben müssen. Aber dem Verschwender kann im Grunde diese Wohlthat nicht ohne Sünde zugestanden werden. Denn wenn er nun heute hundert Thaler leiht, und sich morgen in den Stillstand bezieht; so kriegt der Mann, dem er das Geld abbetrog, oft erst in 80 Jahren sein Geld wieder, und das ist so gut, als kriegte er nichts wieder. Nun will ich euch einmal vorrechnen, was der Mann in 80 Jahren verliert. Die ersten 20 Jahre sind die Zinsen auch schon hundert Thaler, also war nun das Capital schon 200 Thaler. In 40 Jahren wären es 400 Thaler, und mit 60 Jahren wären es 800 Thaler; mit 80 Jahren 1600 Thaler; also hat er ihn nicht um hundert Thaler, sondern um 1500 Thaler betrogen, wenn auch über 80 Jahre die 100 Thaler ausbezahlt werden. Ist dies nicht eine himmelschreyende Ungerechtigkeit? Wie kann ein Bauer, der seinen Nächsten so muthwillig um das Seinige betriegt, wohl getrost auf seinem Sterbebette sehn? und wenn er noch dazu andere um ihr bißchen Armuth gebracht, und ihnen mit an den Bettelstab geholfen hat, kann er da wohl auf einen gnädigen Gott rechnen? Aber das ist die Sünde noch nicht allein. Niemand traut dem Bauren mehr, und will ihm nicht mehr borgen, weil er in Gefahr steht darum zu kommen. Da muß nun mancher Mann, der nicht so schelmisch denkt, und dem mit etlichen Thalern zu helfen gewesen wäre, mit darunter leiden, und sich aus Mangel des Credits oft einen Schaden thun, den er sein Leben nicht wieder verwinden kann; und daran sind die muthwilligen Betrieger doch mit Schuld. Und was wird aus den armen Kindern solcher Betrieger? Erst denken sie, weil sie von großen Höfen sind, auch einmal groß anzukommen, und sind wohl recht hoffärtig darauf, daß sie nach ihrer Meynung mehr sind,

als die Kindee der Heuerlinge! Hernach müssen sie oft noch Gott darzu danken, wenn sie in eines andern Kotten kommen können, und das wird ihnen nun desto beschwerlicher, weil sie immer noch daran gedacht haben, auch einmal auf große Höhe zu kommen. Sind sie noch klein, wenn ihre Eltern herunter kommen; so müssen sie nicht allein Noth leiden, sondern werden auch nicht ordentlich zur Kirche und Schule gehalten, und wachsen leider auf, wie die Bäume im Walde, wenn sie nicht gar mit im Elende ankommen, wie ich das wohl erlebt habe. An allen diesen großen Sünden sind die Betrüger schuld, was wird das für eine große Rechnung bey dem lieben Gott werden? Der Banquerotmacher macht ja nicht allein sich, seine Kinder und seinen Nächsten unglücklich, sondern er thuts auch mit vielen Sünden. Meint ihr wohl, daß ein Bauer, der immer Prozesse hat, mehr über Unrecht klagen könne, als ein anderer, der hübsch stille zu Hause bleibt, und seine Haushaltung in Ruhe verwahrt? Er muß also doch oft ungerechte Prozesse führen, und wenn er sie auch nicht gewinnt; so macht er doch seinem Gegner unnüthige Mühe und Kosten, ja oft kann er ihn wohl durch Schelmstücke, und einen falschen Eid ganz ins Unglück stürzen. Mancher Bauer hegt immer die Leute zusammen, damit er sein Mäthchen kühle, oder was dabey verdiene. Wenn die Kosten zusammen seyn müssen; so hört man es recht von dem andern, daß er sie ins Elend gebracht hat. Und wenn er nun auch selbst einige Thaler Blutgeld für Wege und Stege dabey verdient hat; so hat er doch in seiner Haushaltung entweder einmal so viel damit versäumt, oder er hat doch bey so ungerechtem Gelde keinen Segen, denn der ungerechte Pfennig kommt nicht auf den dritten Erben.

Und seht es einmal an, wenn solche Banquerotmacher in den Wirthshäusern sitzen

und saufen. Habt ihr nicht einen rechten Ekel daran, wenn ihr so ein Schwein fluchen, taumlen, und sich schlagen sehet? Frau und Kinder sitzen zu Hause, und lassen es sich blutsauer werden, ein bißchen Brodt zu verdienen, und wenn sie einige Groschen verdient haben; so kommt der Trunkenbold als ein Türke nach Hause, belohnt sie mit Schlägen, und nimt ihnen das bißchen Verdienst ab, es des andern Tages zu vertrinken, oder er hat sich mit andern Saufbrüdern überworfen, geschimpft, oder sich herumgeschlagen. Dann muß er mehr Strafe geben, als seine Leute in acht Tagen verdienen können. Ist es da wohl Wunder, daß so ein Mensch verarmt? Ihr wißt es, lieben Kinder! daß ich euch nichts, als die klare Wahrheit sage, um desto mehr hoffe ich, daß ihr es zu Herzen nehmen werdet, damit ihr nicht auch auf diese Abwege gerathet. Hütet euch vor dem Anfange, denn wenn ein Mensch erst auf diesem bösen Wege ist; so ist er nicht gut wieder davon zu bringen, denn böse Gewohnheiten kleben an, wie Pech. Seyd hübsch fleißig und still, denn kein Brodt schmeckt besser, als was man sich selbst verdient hat, und in Ruhe essen kann, und man kann niemals besser schlafen, als wenn man hübsch müde ist, und mit einem guten Gewissen zu Bette geht. Man kann sich auch nicht besser freuen, als wenn andere Leute mit Recht nichts Böses von uns sagen können und uns zu leiden haben, besonders, wenn uns keine Schulden drücken, und uns niemand mit Recht vorzuwerfen hat, daß wir ihn betrogen hätten. Denkt fein oft an das was Salomo in seinen Sprüchwörtern im 15. Capitel im 16. und 17. Vers sagt: Es ist besser ein Wenig mit der Furcht des HErrn, denn großer Schatz, darin Unruh ist. Es ist besser ein Gericht Kraut mit Liebe, denn ein gemästeter Ochse mit Haß.

Mindensche Beyträge

zum

Ruhen und Vergnügen.

17te Woche.

Sectiones des Mindenschen Gymnasii,

von Ostern bis Michaeli 1776.

Die Theologie

lehret der Herr Rector Leo in der ersten Classe von 7—8. in den drey letzten Tagen der Woche nach Dieterichs Compendio.

In der zweiten wird täglich von dem Herrn Subrect. Wehrmann Freylinghausens Lehrbuch, und in der dritten der Catechismus Lutheri von dem Herrn Conrector Rühlman erklärt.

Zur Dichtkunst

wird von dem Hn. Prorect. Martini, nachdem die Oratorie im vorigen halben Jahre zu Ende gebracht worden, Montags, Dienstags und Mittwochens von 7—8 Anweisung gegeben.

Mathesis pura

wird an eben denselben Tagen von 10—11. von dem Herrn Subrect. Wehrmann vorgetragen.

In der Rechenkunst

unterrichten täglich von 10—11 Hr. Craylen in der ersten und Hr. Granzow in der

zweiten Classe, wie auch eben dieselben im Schreiben von 9—10.

Historie und Geographie

wird täglich von 4—5 in der ersten Classe von dem Herrn Conrect. Rühlman nach Schröcks, in der zweiten von dem Herrn Subrect. Wehrman nach Freyers Lehrbuche, und in der dritten von Herr Wey für die Anfänger gelehret.

Die lateinische Sprache

wird täglich dociret, und zwar in Lat. I. super. von dem Hn. Prorector Martini Ciceronis Orat. und Plinii Pa-negyri. von 8—9.

in Lat. I. infer. in eben der Stunde von dem Hn. Rect. Leo Cicero de Senect. & Amicitia.

Inglichen Nachmittages von 2—3 in Lat. I. von dem Hn. Prorect. Martini der Horatius und Virgillii Aeneis. in Lat. II. von dem Hn. Rect. Leo Virgillii Bucolica und Callionis N. T. vorgenommen.

In Lat. II. erklärt der Hr. Conrector Rühlman von 8—9 den Cornelium.

R

In Lat. III. Vormittages von 8—9 der Hr. Subrect. Wehrmann Muzelii Vestibul. und Nachmittages von 2—3 der Herr Conrect. Rühlmann Phædri Fabeln.

In Lat. IV. werden Vormittages von 8—9 von Herr Wey, und Nachmittags Langii Colloquia von 2—3 von Herr Granzow expliciret, auch die Schüler

In Lat. V. täglich von 8—9 von eben demselben in den Fundamenten dieser Sprache unterrichtet.

Ausserdem wird Donnerstags, Freitags und Sonabends von 9—10 in Lat. extrord. von dem Hn. Prorect. Martini der Justinus erklärt.

Die Hebräische und Griechische Sprache.

tractiret in der ersten Classe der Hr. Rect. Leo und werden Donnerstags, Freitags und Sonabends von 10—11 im Hebräischen die Psalmen, und im Griechischen Montags, Dienstags und Mittwochens von 9—10 Matthäus und Marcus, wie auch Gesners Chrestomathie gelesen.

In der zweiten Classe werden von dem Hn. Conrect. Rühlmann Donnerstags, Freitags und Sonabends von 9—10 im Hebräischen und im Griechischen Montags, Dienstags und Mittwochens in eben der Stunde die Anfangsgründe dieser Sprachen vorgetragen.

Die französische Sprache.

wird täglich gelehret, und in der ersten Classe von dem Hn. Prorect. Martini Nachmittages von 3—4 Choffins Amusements, in der zweiten Classe zu gleicher Zeit von dem Hn. Subrect. Wehrman der Telemaque, und in der dritten von Hr. Wey die veritable Politique dabey zum Grunde geleyet.

Uebrigens werden in denen Fundamentalklassen und Realklassen die kleinern Kinder theils von Hr. Wey Vormittags von 9—10 und von 10—11 theils von Herr Granzow Nachmittags von 3—4 im Lesen, Buchstabiren, wie auch in den ersten Anfangsgründen der Rechenkunst geübet, auf welche sämtliche Arbeiten Gott nach seiner grossen Barmherzigkeit einen reichen Segen legen wolle.

Minden, den 18. April 1776.

Regeln eines rechtschaffenen Studirens.

— — Noris nos, inquit, docti sumus. — —

Horat. Satyr. IX. Lib. I.

1) Denke, daß man erst ein Mensch und ein Christ seyn müsse, ehe man ein Gelehrter heißen will.

2) Stelle dir allzeit vor, daß, wie aller wahren Weisheit also auch rechtschaffener Gelehrsamkeit, nichts mehr zuwider sey, als diese vier Dinge.

a) Wenn man Gott, von dem alles Gute

muß erbeten werden, in seinem Thun für Nichts hält.

b) Wenn man in seinem Thun keine rechte Absicht noch Beständigkeit hat.

c) Wenn man voll hofärtiger und thörichter Einbildung ist.

d) Wenn man sich der Wollust und Faulheit ergibt.

3) Siehe, daß du der rechten Absicht in deinem Studiren nicht verfehlest. Diese muß seyn, daß du nach deinem Zwecke gnugsame nützliche Wissenschaft erlangest und dieselbe zu deinem eigenen und zum gemeinen Besten, insonderheit Gott zum Preise, anzuwenden geschickt und willig seyst.

4) Meine nicht, du seyst ein Teutscher und dürfest dir deswegen in deiner Muttersprache keine Mühe geben. Es ist sehr nöthig und erfordert besondern Fleiß, deutlich und rein Teutsch zu schreiben, auch wohl und nett zu sprechen.

5) Glaube, daß in Wissenschaft der so genannten gelehrten Sprache, zwar nicht die Weisheit bestehe, doch noch weniger in derselben Unwissenheit. Sie sind die Schlüssel zu den Thüren, dadurch man zu den schätztesten Wissenschaften eingehen kann, welche dir lebenslang werden verschlossen bleiben, wenn du nicht in der Jugend schon der Schlüssel dich bemächtigest.

6) Bist du ein Studiosus der heiligen Schrift und lässest andere Leute Griechisch und Hebräisch lernen, wenn du selbst gute Gelegenheit dazu hast; so schäme dich in dein Herz, daß du einer christlichen Gemeinde derseinst ein göttliches Buch erklären wilt, welches du selber nicht werth achtest, es lesen und verstehen zu lernen.

7) Ehe du selber urtheilen kannst, thue allen Fleiß, daß du wegen der Ordnung der Bücher dich unterrichten und dir sagen lässest, welches die Originale und Quellen sind, damit du aus den Brunnen selber alles lieblicher und reiner schöpfen magest.

8) Ueberhäufe dich nicht mit vielerley Lesen, ohne Ordnung und Nachdenken, um das Gedächtniß oder deine Collectanea zu füllen; sondern erwähle die Hauptbücher, die all gemeinen Beyfall haben und auf deinen Zweck gehen.

9) Ueberdenke aber auch für allen Dingen, was du liesest und siehe, daß du auserselene Dexter in dein Gedächtniß bringest.

10) Bemühe dich, einen vernünftigen, frommen und fleißigen Freund zu finden, der dir am Fortgange im Studiren wenigstens oder etwas überlegen sey. Mit dem unterrede dich gerne von nützlichen Dingen und du wirst so viel Vortheil als Vergnügen davon haben.

11) Gewöhne dich, auf die Zeit zwar nicht geizig zu seyn, daß du darüber deiner Gesundheit Abbruch thun, oder dich reinlich zu halten, und das, was deine Pflicht und der Wohlstand erfordert, hintanzusetzen wolltest: Sey aber auch mit derselben sparsam und laß dich nicht bewegen, nur eine halbe Stunde unnützer Weise zu verderben.

12) Bemühe dich, daß deine Belustigung nicht in einem lieblerlichen Spiele oder schändlichen Müßiggange, sondern in einem Wechsel von anderer Arbeit, oder in einer edlen und nützlichen, wenigstens zulässigen Leibes- und Gemüthsberquickung bestehe.

13) So lange dir das Studiren noch keine Lust ist; so lange ist auch schlechte Hoffnung, daß du was sonderliches darinnen ausrichten werdest; derohalben strenge in diesem Falle alle deine Kräfte an, daß du den Verdruß der harten Schale erst überwindest. Die Annehmlichkeit des Kerns wird gewiß folgen.

14) Hüte dich, viele Zeit zu wenden auf Dinge, die zu deinem Zweck nicht nöthig, noch weniger auf solche, die nichts als eitle Spitzfindigkeiten und Kleinigkeiten oder so beschaffen sind, daß man desto ungewisser darin wird, je länger man darüber den Kopf zerbricht.

15) Wilst du etwas schreiben, so denke vorher auf den Zusammenhang dessen, was du vorhast, und laß es nicht auf die ohnge-

fehr zufließende Einfälle ankommen. Da durch wirst du dir auch besonders helfen, wenn du öffentliche Reden halten sollst, dazu keine Gelegenheit leicht zu veräumen.

16) Schließlich laß dir allzeit diese gewisse Wahrheit vor Augen seyn: daß ein gottlo-

ser und lasterhafter Gelehrter einer zweyfachen Hölle werth, ein närrischer Gelehrter ein Narr über andere Narren, ein Gelehrter aber nicht weniger, als ein Ungelehrter Müßiggänger eine unnütze und elende Creatur seyn.

Die Erziehung mag wohl slavisch seyn.

Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn einer das Laufen lernen soll: so läßt man ihn in schweren Schuen und im gepflügten Lande laufen, dagegen aber sollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, alles so süß und so leicht gemacht, sie durchstiegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so beliebt gewordenen Encyclopedien, so früh und so fähig, man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, so ausnehmend, daß man denken sollte, der Admische Redner, welcher seine Brust erst lange Jahr unter einer bleyern Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehrer Macht heben zu können, sey ein großer Narr gewesen, und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Calendar zu studiren. Was kommt aber bey diesen unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht so hungrig aus, wie die heisse Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleich einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Capital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Producten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der so viel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen können, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße, und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrenget worden. In dem Augenblick, da er anfängt sich zu zeigen, hat er

einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweyte Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andre, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bey ihm ihr Glück, wie Mahler und Bildhauer bey einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigsten Gebäude erfordert wird, selbst besitzt und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschünernde Künste jenen jungen Herrn, weiter zu nichts dienen, als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheiten und Kenntnissen, wird man aber nie spielend und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne große Arbeit zugebracht, und wenn das Kind auch hundertmal weint, und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß: so sind dieses wohlthätige Strafen, und die Thränen wird er seinen Lehrern einst verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unsrer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich entweder einen großen Vedanten schelten, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führet, und der Lehrer, der endlich auch die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit von allen Dingen witzig zu sprechen, und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde!

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

 18te Woche.

Ueber das erste Stück des Philantropischen Archivs, mitgetheilet von verbrüdereten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit, besonders welche eine Schulverbesserung wünschen und beginnen, auch an Väter und Mütter, welche Kinder ins Dessauische Philantropin senden wollen.

Dessau 1776. in 8. 7 $\frac{1}{2}$ Bogen.

Serr Basedow, der grosse, wohlthätige, und wirklich sehr merkwürdige Schulreformer giebt dem Publico hier einige Nachrichten von seinem in Dessau errichteten Philantropin, und dessen Fortgang. Im Jahr 1774. gab Hr. Basedow eine ziemlich ausführliche Nachricht von diesem Institut unter der Aufschrift: Das zu Dessau errichtete Philantropium, eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche; ein Fidei-Commiss des Publicums zur Vervollkommnung des Erziehungswesens aller Orten nach dem Plane des Elementarwerks 2c. heraus, wovon einer unsrer Freunde im 23. bis zum 26ten Stücke dieser Beyträge vom vorigen Jahre dem Publico eine umständliche Nachricht gegeben hat. Basedow ist nach aller

unpartheyischen Kenner Zeugniß, der Mann, und vielleicht der einzige Mann, der eine Reformation des Schulwesens zu Stande bringen konnte, er ist unermüdet, er opfert der Welt Vermögen, Gesundheit und Leben auf, er kämpft für ein größtentheils noch undankbares Publikum mit den größten und jeden weniger hitzigen Menschenfreund abschreckenden Hindernissen, ein Institut zu Stande zu bringen, das eine der größten Wohlthaten für das menschliche Geschlecht seyn wird — und kommt leider wenig weiter. Freylich hat er sich schon ein Gedächtniß gestiftet, das unvergessen bleiben wird, er hat das Riesenstück, das Elementarwerk vollbracht, er hat eine Reformation der Erziehungs- und Schulmethode, wo nicht zu Stande gebracht, doch erleichtert und angefangen, er hat schon ein Philantropium zu Marschlinz verursacht — und doch ist er noch nicht auf dem halben Wege, und nur

6

die Gleichgültigkeit des Publikums hält ihn in seiner rühmlichen Laufbahn zurück.

Basewow arbeitet unentgeltlich, und setzt sein erworbenes Vermögen in Gefahr. Seine Gehältn haben in Absicht des Einkommens sehr mittelmäßige Aussichten, das Philantropin leistet das alles schon im Kleinen, was wir von ihm erwarten sollten — und doch ist es in Gefahr unvollkommen zu bleiben, oder gar wieder einzugehen, weil es weniger wohlthätige Cosmopoliten giebt, als Basewow in Anschlag gebracht hatte. 10000 Dukaten, und Europa (nicht Deutschland allein) sieht ein Institut, das unsrer aller Verwunderung und Erstaunen verdient, ein Institut, das der wohlthätigen Sonne gleich, seine Strahlen weit um sich verbreiten, und Licht hervor bringen wird, wo es bisher kaum gedämmert hat; eine Pflanzschule der geschicktesten Lehrer, und eine Erziehungsanstalt, dergleichen die Welt noch nicht gesehen hat. Wär' ich begütert genug, Niemand wolt' ich auffordern, diese Summe dem menschlichen Geschlechte zu schenken, ich wolt' es allein thun, und mich freuen, zu einer Zeit zu leben, wo ich die beneidenswürdige Gelegenheit hätte, mich um meine Zeitgenossen und künftige Geschlechter so sehr verdient zu machen. Aber dies ist der Fall nicht, und alles, was ich thun kan, ist nur das Wenige, Sie, vermögende Menschenfreunde auf das allerangelegentlichste zu bitten, zu beschwören, um Ihrer und der Welt Wohlfarth willen zu beschwören, Ihren Ueberfluß der Glückseligkeit der Menschen aufzuopfern. Güte und große Handlungen belohnen sich selbst, besonders, wenn man sich bewust ist, daß edele Handlungen aus einem edelen Herzen entspringen. Die Nachwelt würde die Namen der grossen Männer mit Ehrfurcht und Dankbarkeit nennen, deren Freygebigkeit sie so unglaublich viel Gutes zu danken hätte, wenn sie andre schon längst wird vergessen haben, die in erbauten Palästen, gewöhnlichen Schlachten, gelehrten

Werken, oder angelegten Fabriken zur Beförderung des Luxus und Fällung ihres Neutels sich eine Ewigkeit zu erringen glaubten. Wäre dieser Nachruhm nicht schön? nicht groß? Ein reicher Monarch wdgt ich in diesem Augenblicke seyn. Stat der Gabriele die Coffern zu füllen, wolt' ich Basewow gleich aus aller Verlegenheit retten, und mit ihm die Menschheit, die in Gefahr steht, den größten Bankerott zu leiden, wenn die Menschenfreunde noch länger zögern, das größte Werk durch Wohlthaten zu befördern.

Basewow fordert nichts für sich, sondern alles für das menschliche Geschlecht; und keinem besseren Ephorus können Sie, erhabene, vermögende und wohlthätige Menschenfreunde und Menschenfreundinnen, Ihre Wohlthaten in die Hände geben, als ihm — sie werden wuchern. Die Zeiten einer religiösen Wohlthätigkeit sind gewesen, und jetzt haucht alles Patriotismus, aber mit dem Sagen ist's nicht genug, laßt uns thätig seyn, die beste Gelegenheit ist da. 10000 Ducaten ist viel, freylich, aber siehts nicht noch mehreren Menschenfreunden frey, sie mit vereinigten Kräften aufzubringen? Und Etwas ist schon auf Abschlag da, indchte die ganze Summe nur bald aufgebracht seyn! Wie viele Menschenfreunde würden tausend, ja einige tausend Thaler gar nicht entbehren, wenn sie sie hingäben, und wie viel reelle Freuden könnten sie sich dadurch erkaufen! Jeder ateljährlige gedruckte Bericht von dem Fortgange des größten Werks würde bey ihnen das süßeste Bewustseyn, die reinsten Freuden erneuren, die edelste That gethan, und sich um die Menschheit so sehr verdient gemacht zu haben. Jeden, der dies liest, und so glücklich ist, freygebig seyn zu können, er wohne in hiesigen Provinzen, oder anders wo, o! wie sehr würd' er mich und jeden verpflichten, wenn er mehr thut wolte, als lesen!

Und nun noch etwas vom Philantropino selbst,

Basedow hat bekanntlich in Dessau durch möglichste Unterstützung des landesväterlichen Fürsten und einger wohlthätiger Cosmopoliten eine Schule angelegt, theils die Jugend von allerley Ständen zu erziehen, und sie auf eine leichte, und sehr vernünftige Art in so kurzer Zeit Sprachen und Sachen zu lehren, das uns unbegreiflich und unglaublich vorkommen würde, wenn Basedow keine lebendige Zeugen aufweisen könnte, an welchen die glücklichsten und selbst sprechendste Proben sind gemacht worden; theils will er in seinem Institut Lehrer nach seiner Hand ziehen, und durch diese die beste Schulmethode für allerhand Schulen allgemein machen. Deutsch, Französisch und Latein wird anfangs als eine Muttersprache erlernt, und nachgehends wird für die grammatikalische Nichtigkeit spielend gesorgt. Ein Pensionair in diesem Institut bezahlt jährlich 250 Thaler, mit der Zeit kan durch Wohlthätigkeit der Menschenfreunde die Pension für Lehre, Unterhalt zc. viel wohlfeiler werden. Alle Wissenschaften sollen gelehrt werden, und alle auf eine leichte und fast spielende Art. Die Erziehung soll überhaupt die vortreflichste seyn, und allerhand Religionsverwandte können Theil daran haben, ohnbeschadet ihrer besondern Consecrionen. Doch von dieser ersten Einrichtung ist im vorigen Jahre genug geredet worden.

Der Fortgang hat, wie gesagt, der Erwartung Basedows und aller wohlbedenkenden Menschenfreunde nicht entsprochen. Wir wollen unsern Educator selbst reden lassen. S. 4. „Mitten durch das Dunkle, das uns umgab, wandelten wir fort. Jetzt haben sich an 16 Personen von mancherley Fähigkeit, und Alter, und die zu verschiedenen Zeiten angekommen sind, solche von uns voraus gesehene Wirkungen gezeigt. S. 56. „Wir lehren keine Sprachen, als (wenn die ersten Spielübungen geendigt sind) bey dem Vortrage der Sachkenntnisse, die auch ohne Absicht auf irgend eine Sprache

nüglich wären. Und bishero sind wir so häßlos gewesen, daß außer dem einzigen Wolke kein anderer etwas gelehrt hat, darauf wir einen besondern Theil der Wirkung rechnen könnten. Nach dieser Erinnerung gehen wir im Erzählen fort. Ffer (aus Neuwied) ein Mann von 34 Jahren, kam zu uns im May 1775. (Basedow schreibt dies Anfangs Febr.) Er wußte nichts, was zur Sache gehöret, als Teutsch lesen, Schreiben und mechanisch Rechnen. Bender, ein Jüngling von 17 Jahren, aus Neuwied, kam zur selbigen Zeit, wußte aber über dies noch etwas Französisch. Eibenberg aus Frankfurth am Mayn, ein Jüngling von 13 Jahren, wie Bender. Niemand von ihnen hatte irgend eine Art der Studien, noch den geringsten Anfang in der lateinischen Sprache. Sie haben Seelen von gewöhnlicher Fähigkeit. Wenn vom Dummkopf bis zum Genie 10 Grade gemacht werden; so steht der Bezgabste unter diesen Dreyen etwa im sechsten Grad. Diese Personen also haben nicht nur eine Menge von Erkenntnissen in der Naturbeschreibung, in den Vorbegriffen der Geschichte, in der erweisenden Arithmetik, (u. s. w.) erlangt, davon sich das Maaß mit Worten nicht so leicht ausdrücken, oder durch Anblick auf einmal beurtheilen läßt. Ich will lieber die Kleinigkeit sagen, die verständlich ist. Sie (man rechne die Monate nach dem Anfang) verstehn jeho einen lateinischen Vortrag, in welcher Wissenschaft man will, wenn man die Kunstwörter erklärt, und die ungewöhnlichen Wörter durch lateinische Synonymen, oder durch den Zusammenhang verständlich macht. Sie lesen mit Verstand einen classischen Schriftsteller, wenn er leicht (das ist, wenn er gut) ist. Sie drücken sich schriftlich und mündlich über alles so aus, daß sie im alten Rom weit, weit besser schon fortkommen könnten, als in Leipzig der, der nur Lateinisch redete, oder schrieb, und man

denke ja nicht, daß die grammaticallische
 Richtigkeit, deren doch, gleichwie in der
 Muttersprache, viele lateinlernende ent-
 behren könnten, bey uns versäumt wird.
 Weit, sehr weit gehst. Wir führen die
 Unfrigen nur durch gebahntere Wege,
 und zur rechten Fahrzeit. Die gram-
 maticallische Bahn wird bey uns früher
 und sicherer zurückgelegt, als irgendwo.
 Schon jetzt laden wir einen jeden ein,
 der die Wahrheit davon untersuchen will,
 und bey der feyerlichen Untersuchung am
 3. May und au den folgenden Tagen muß
 weit mehr zu schauen und zu hören hinzu-
 gekommen seyn, dessen Maas sich aber nach
 den Umständen richtet. S. 70. Eine
 Sprache bey uns kostet, wenn sie durch
 grammaticallische Uebungen nicht zur ge-
 nauesten Richtigkeit gebracht werden soll,
 6 Monath, um durch ihren Gebrauch im
 Scherze, und im gemeinen Leben mit
 Hülfe der Gegenstände, der Gemälde, der
 Minen und der Handlungen, so viel Vorrath
 von ihr zu schaffen, welcher zureichend
 ist, durch seinen Gebrauch im nächsten
 Realunterrichte den übrigen Vorrath nach
 und nach hinzu zu thun, um, wie in eine
 Muttersprache etwas Gebrütes oder Ge-
 lesenes verstehen, und ohne Regel nach und
 nach auch selbst reden und schreiben zu
 lehren. Ist alsdann die Fertigkeit, wie
 in der Muttersprache eines Krämers da,
 und in dem gehbrigen Alter, welches zu
 dem schweresten Theile der Detologie,
 nämlich der Grammatik geschickt ist, so
 bedürfen wir noch 6 Monath grammati-
 kalischer Uebungen um einen so vollkom-
 menen, oder so wenig unvollkommenen La-
 teiner oder Franzosen zu liefern, als er oh-
 ne sonderbares Glück, Genie und Bemü-
 hen aus den gewöhnlichen Schulen und
 Gymnasien nicht kommen kann.
 Dies heißt doch wohl viel gesagt, und da
 das Philantropin dies alles, und noch mehr

auch wirklich leistet; so kann niemand die
 Entschließung, seine Kinder hinzu geben,
 viel kosten, die sonst die besten Jahre ihrer
 Jugend in gewöhnlichen Schulen über dem
 Latein verschwitzen müssen, Vocabeln lernen,
 Sentenzen und Phrasen sammeln, ohne den
 Vortheil einmal zu haben, sich Sacher-
 kenntnisse erwerben zu können. Welcher
 Schade, wenn das Philantropin nicht in den
 Stand gesetzt würde, uns Schulmänner nach
 diesen Leisten zu ziehen! Solche Philantropi-
 ne in den Residenzen und Hauptstädten wär
 ein Wunsch eines Patrioten würdig. Der
 Fond von den Unterthanen zusammen ge-
 bracht wär ein Dnus, zu dem jeder Wohl-
 denkende mit Freuden beytragen sollte, denn
 eine Verbesserung des Schulwesens kann nur
 durch ein solches Institut und seine Zöglinge
 bewirkt werden, sehr schwer durch Gesetze,
 oder gar nicht. Famulanten sind die Sub-
 jecte für niedere und Landschulen, und wenn
 ein Fond zu ihrer Unterhaltung ausgemacht
 wäre, ohne sich auf die Freygebigkeit der Pa-
 trioten verlassen zu müssen, die unter die
 Seltenheiten mit gehört; so wurd es an täg-
 lichen Subjecten nicht fehlen. Vor der
 Hand bleibt es freylich bey freywilligen
 Beyträgen. Der würdige Domher von
 Rochow unterhält schon 2 Famulanten in
 Dessau, ein Beyspiel, das Nachahmung ver-
 dient. Basedow ist in der That besorgt:
 daß sein Philantropin nicht bestehen werde.
 Ein Privat-Seminar kann und solls bleiben,
 und dazu haben sich vier Männer verbrüder
 und verbunden, Basedow, Wolke, Schweig-
 häuser und Simon sind diese 4 Männer, die
 sich aufopfern wollen, Glück und Unglück
 mit einander zu theilen. Das Privat-Sem-
 inar wird immer noch große, unendliche
 Vorzüge von andern Schulen haben, es wird
 die glücklichlichte Lehrmethode beybehalten,
 nur an Instrumenten und andern Bequem-
 lichkeiten im Großen wird es Mangel leiden,
 und keine Schulmänner bilden können.

(Der Beschluß künftig.)

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

19te Woche. 1776.

Ueber das erste Stück des Philantropischen Archivs/
mitgetheilet von verbrüdereten Jugendfreunden an Vormünder
der Menschheit, besonders welche eine Schulverbesserung wün-
schen und beginnen, auch an Väter und Mütter, welche Kinder
ins Dessauische Philantropin senden wollen.

(Beschluß.)

Basedow giebt aber noch nicht alles
verlohren. Er läßt es sich deut-
lich genug merken, daß er mit sei-
nem jungen kränkeldenden Philan-
tropin gern folgen würde, wenn ein fürstli-
cher Cosmopolite, ein wohlthätiger Mo-
narch ihn anderswohin rufen würde — und
ich, ich kan den Wunsch nicht unterdrücken,
daß es unser grosser König seyn möchte.
Es ist mehr als Wunsch — es ist Hoffnung,
grosse Hoffnung, die sich auf die väterliche
Liebe und Fürsorge unsres Monarchen grün-
det, seine Kinder glücklich zu machen.

Die Ueberschrift des 2ten Anhangs in
Basedow's Archiv heist: Ein Schiff thut
einen Nothschuß. Cosmopoliten, ist
es das Eurige? Solte sich diese Allegorie
nicht auch zum Motto vor die Klagen über
den Verfall, den noch nicht gebesserten
Schaden des Schulwesens schicken? Ich

dächt' es. Ich weiß es, daß in den ge-
wöhnlichen Schulen durch Fleiß und Ver-
stand rechtschaffner Schulmänner sich schon
viel von dem alten, schädlichen Schlenbrian
verlohren hat, daß sie eines Ehlers Vors-
schläge nicht allein beherzigt, sondern auch
zum Theil befolgt haben, daß sie sich noch
freyer zu seyn wünschen, und im Herzen
Basedow'n, dem Reformator volle Gerech-
tigkeit widerfahren lassen. Aber ich weiß
auch, daß es Starrköpfe unter diesen Her-
ren giebt, wovon kein Stand frey ist, die
das Neue nicht annehmen wollen, weil es
neu ist, und Basedow's Heterodoxie, die
doch in seinen Philantropischen Plan nicht
den geringsten Einfluß hat, vor die Brust
spannen, seine Menschenfreundliche Absich-
ten zu vereiteln.

Ich kan durch diese Anklage keine beson-
dere Individua meynen, weil ich im Detail
mit den Schulen in Westphalen nicht bekant

z

bin; ich schliesse nur analogisch, denn unter meinem Stande giebt's ähnliche Starrköpfe. Basedow giebt einige klagende, aber auch bescheidene Winke, die mich auf diesen Gedanken gebracht haben, und da ich's also sicher voraus setzen kan, daß es solche Verhinderer des Guten aus unedelen Absichten giebt, so bittr' ich die Bessergesinnten von Herzen, sich nicht an diesen Trupp anzuschließen. Ich beschliesse diese Anzeige mit Basedow's eigenen Worten S. 44. 45.

„ — Mit Hoffnungen, die uns ohne Zuverlässigkeit gegeben werden, können wir nichts ausrichten. Und das Eingefendete ist so geringe, daß wir noch nicht Hoffnung genug haben, das Zureichende zu empfangen, um jede Anlage nach der Philantropinischen Vollkommenheit zu machen. Und wenn dieser unthätige Kaltfinn noch so eine Zeitlang fortwähret, besonders nach dem Untersuchungstermin am 13. May; so wollen wir das Eingefendete, und was bis dahin noch eingefendet wird, unangetastet, zurücksenden; so wil Basedow den Schaden, der sich alsdann wahrscheinlichweise auf 2000 Rthlr. belaufen wird, ganz allein tragen, und die gnädigst versprochene Großmuth seines Fürsten, ein Gebäude zu schenken und andre Wohlthaten zu thun, unzerthänigst und patriotisch verbitten.

„ Dennoch aber wollen wir noch immer zum grossen Nutzen der schon angekommenen oder noch künftig ankommenden Philantropisten eine Einrichtung fortsetzen, die nicht theuer seyn sol, folglich nicht besser seyn kan, als eine solche, zu welcher die Bezahlung der Lernenden zureicht. Wovon, gleich wie vom ganzen Philantropin, wenn es noch so glücklich ist, Basedow selbst, weil er auf andre Art sich für beständig versorgt hält, keinen Groschen zieht. In diesem traurigen Falle, wird von Annahme neuer Sammlanten die Rede nicht seyn, sondern nur von Pensionisten zu 250 Rthlr. und bey gewissen Bedingungen zu 200 Rthlr. Wir sind nach dem Untersuchungstermine gar nicht besorgt, daß sich deren eine gehörige Anzahl nicht gerne anbieten werde, um noch ein Stück von der Philantropinischen Einrichtung zu behalten, wenn gleich das Ganze nicht bleiben, noch zur bestimmten Vollkommenheit fortschreiten kan. Und auch in diesem Falle werden sich die Pensionisten, von allen Seiten her betrachtet, und nach allen vernünftigen Absichten, die bey ihrer Sendung seyn können, wahrhaftig doppelt so gut befinden, als in allen uns bekanten Stiftungen.“

Sollen wir's so weit kommen lassen, Menschenfreunde? In England thäte mans nicht.

Schwager.

Der Frühlingstag auf dem Lande.

Hier auf dem jungen Grase will ich heute die erste Stunde dieses fröhlichen Morgens zubringen. Noch verbirgt sich die Sonne hinter diesem Hügel; aber ich sehe schon die glänzenden Gipfel jener erhabnern

Berge, und bald werden mich ihre Stralen auch in diesem anmuthigen Thale begrüßen. Mir ist, als wenn ich in eine neue Welt versetzt wäre. Alles ist so heiter, so lebhaft, so frisch, so lachend in der ganzen Schöpfung

umher. Alles über und neben mir duftet Anmuth und athmet Frölichkeit. Welch ein erquickendes Vergnügen! Nach so vielen trüben und regnickten Tagen; nach so viel gewaltsamen Stürmen; nach so viel Frost und Kälte, so einen schönen und vortreflichen Frühling morgen zu erleben! Auch jene abwechselnden Aprilschauer, das wahre Bild des menschlichen Lebens, auch diese sind nun dahin. Der angenehme May lächelt mir mit seinen hundertfachen Abwechselungen frölich entgegen. O, wie wird der selige, der ewige Morgen beschaffen seyn, den ich einst jenseit des Grabes zu hoffen habe! Mich dünkt, dieser Gedanke sey würdig, an diesem heiteren Tage der erste zu seyn. Tausendmal herrlicher, als diese gegenwärtige Scene der Natur! Zu diesem Schauplatze hin ich nur Stufenweise getreten. Dann wird ein weit schnellerer Uebergang vom Kleinsten zum Größten den Werth meiner Empfindungen erhöhen. Hier sehe ich noch kleine Wolken, die vielleicht diesen angenehmen Gesichtskreis bald verdunkeln können. Ich fühle einen sanften Hauch des Windes, und bin nicht sicher, ob er nicht in etlichen Stunden zunehmen und in eine rauhe Luft ausarten werde. O, wie angenehm wird jener Sorgenlose Zustand seyn, da mein Firmament kein drohendes Wölkchen mehr trüben, keine Furcht mehr meine Seligkeit unterbrechen wird!

In diesen Gedanken beugte ich mich zur Seite, mit den Augen etwas näher nach dem Erdboden, und bemerkte, daß die Gegend, wo ich saß, auf seinen Grasspitzen weniger Thau hatte, als weiter hin, wo die nun hervorbrechenden Strahlen der Morgensonne, auf jedem Tröpfchen Perlen und Diamanten, Rubinen und Schmaragden bildeten, die mir ein Kabinet von edlen Steinen vorstellten, das an Reichthum, alle Sammlungen der Fürsten zusammen genommen, tausendmal würde übertroffen haben, wenn es von eben der Dauer und Beständigkeit gewesen wäre. Aber warum hat wohl dieser Fleck, auf welchem ich liege, weniger von die-

sen erquickenden Tropfen? Ganz gewiß entzieht euch, ihr kümmerlichen Pflänzchen, die mächtige Büsche, welche hier über euch emporwoget, diesen erfrischenden Balsam. Der Thau, der aus der Erde steigt, hängt sich oben an die Zweige dieses großen Baums, und kann auf euch nicht so häufig wieder herunter fallen. Doch aus der Erde steigt ein Duft, der wenigstens die Unterfläche eurer Blätter zur Nothdurft erfrischt: und euch noch die Hoffnung einer mehrern Erquickung durch einen künftigen Regen übrig läßt.

Ich erhob mich, den reizenden Austritten der Natur weiter zuzusehen. Ich kam dicht neben einem kleinern Buschholze vorbei, und ward unten am Fuß einer Haselstaude, mitten unter den abgefallenen trocknen Blättern des vorigen Herbstes, ein artiges Blümchen gewahr, das durch den Wust moderner Laubes sich durchgearbeitet hatte. Es war eine frühe gelbe Waldanemone, welche zwischen den Leberblümchen, die rund umher ihren Azurblauen Schmuck zeigten, einen lieblichen Anblick verschaffte. Dies angenehme Frühlingskind zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Wißt du doch gleichsam, so dacht ich, ein Bild jener edlen Seelen, die unter dem Wuste rasselnder, aber oft blätterleichter Köpfe, ganz unbemerkt, ungeachtet bleiben, aber dennoch ihre ganze Pflicht erfüllen! Ich räumte die garstigen Blätter weg, bis rund herum die schwarze Erde zum Vorschein kam. Nun sah ich zwey in der vortreflichsten Symmetrie stehende, aufs künstlichste gearbeitete, reizend grüne Blätter, die ganze Pflanze zeigte sich, nebst noch einer kleinen Knospe an einem zarten Seitenfängel, gegen das schwarze Erdreich in einer prächtigen Schönheit. Warum aber mußte wohl der Schwall so vielen Unrathes dieses edle Blümchen umgeben? Gewiß nicht ohne Absicht. Er dient ihr des Winters zu einer warmen Decke, und verschafft ihr zugleich eine fette Nahrung. In der Natur ist alles Absicht, Weisheit und Ordnung.

Seitwärts vom Wege, war eine Stelle, wo man mit geringer Unbequemlichkeit, tiefer in die einsamere Gegend des Hölzchens eindringen konnte. Ich wagte es, hineinzugehen, und bewunderte den Wuchs vieler schlanken Keiser, die erst im vorigen Jahre aufgeschossen waren. Knospen, die schon die ersten glänzenden Blätterchen hervorgetrieben hatten, umhülleten mehr solche sprossen, welche dieß Jahr zu einer gleichen Höhe treiben sollten. Unter noch zween oder drey Arten Blumen, die ihrer völligen Entwicklung nahe waren, fand ich hier die erste *Mayenblume*. Sie hatte, meinen Gedanken nach, eine Schönheit weniger, als jene *Anemone*; aber ihr Geruch ersetzte den Abgang dieser Vollkommenheit reichlich. Zwischen den Zweigen fiel mir das kleine *Nest* eines Vogels in die Augen, das doch im vergangenen Sommer den nachspürnden Knaben entgangen, und so verdeckt angelegt war, daß es fast unmöglich unter den beblätterten Zweigen hatte können gesehen werden. Hin und wieder schlüpfen rasche Wggl vor mir vorüber, die etwan ein verliebter Zwist aber nur auf einige Minuten, entzweyete hatte. Einige lockten den Gatten, andere sahen, mit unbeschreiblich schnellen Blicken und Bewegungen, sich nach einem sichern Platz um, wo sie ihrer künftigen Brut eine bequeme Wohnung bauen könnten. Noch andere erhaschten ein sicher Wärmchen, das heute zum erstenmal aus seinem Staube mochte hervorgekrochen seyn. Ein krächzender Kabe flog über meinem Haupt hinweg; ein lachelnder *Grünspecht*, der Nebenbuhler des *Kolibri*, hockte am hohlen Ast einer bezjahrten Eiche, um sich eine Defnung zu den darinn verschlossenen Wärmern zu machen, und mitten unter diesen fast übertäubenden Bemerkungen schlug die *Nachrigall*. Holde Sängerin des Frühlings! du übertriffst alles, was die Natur außer dir Melodisches hervorbrachte. Dein Kleid ist schlecht, aber deine Stimme unterscheidet sich von allen an-

dem einförmigern Tönen deiner gefiederten Brüder. Du willst also billig nach deinen Fähigkeiten, und nicht nach deinem Kleide beurtheilt und geschätzt seyn. Wäre dieß nicht auch der sicherste Maasstab, Menschen richtiger beurtheilen zu können?

Indem ich ihrem Gesange mit etwas niedergewandtem Antlitze weiter zuhörte, wand sich eine Schlange zu meinen Füßen unter den Steinen hervor. Ich erschrak; allein sie beugte sorgfältig meinem Fuß aus, und schlich nach einer andern Gegend. Wie glücklich, daß unsre Schlangen den Gift nicht haben, den die Schlangen jener heißen Erdstriche bey sich führen! Ich lachte jetzt über mein anfängliches Schrecken, und über alle, die sich in der Natur so viel Giftiges einbilden. In der moralischen Welt hat man viel gefährlichere Schlangen zu fürchten, und sie sind unglücklicher Weise nach einem umgekehrten Verhältnis, giftiger in Europa, als in den heißesten Himmelsgegenden.

Nachdem ich mich noch eine Zeitlang in diesem Gebüsch aufgehalten, trat ich wieder meinen Rückweg an. Ich nahm einen Umschweif durch eine ebene Fläche schon bestellter, und auch noch zu bearbeitender Ackerfelder. Hier sahe ich große Breiten und auch kleinere Stücke voll grüner Saat, welche theils schon alle Fröste des Winters ausgehalten, theils eben jetzt mit den ersten Spizzen aus den fettigen Boden hervorkeimten. Ich sah einen Segen, unmittelbar aus der Hand des allmächtigen Erhalters der Welt, der mich auf eine rührende Art an die Elenden erinnerte, die vor einigen Jahren so sehr vor Hunger hatten schwachen müssen. Nicht weit von mir stand ein Bauersmann, und freuete sich vielleicht mehr über sein kleines Feld, als jener Amtmann zu Pferde, der seine Breiten, wer weiß, ob nicht mit unzufriednern Blicken, übersah.

(Der Beschluß künftig.)

Mindensche Beyträge

Nutzen und Vergnügen.

zote Woche. 1776.

Der Frühlingstag auf dem Lande.

(Beschluß.)

Dort ward ich zwölf Pfähle auf einmal gewahrt, welche von muthigen wiehrenden Pferden gezogen, und von lustigen pfeifenden Knechten geleitet wurden. Bald hätte ich jenen Bauer, in Vergleichung mit diesem begüterten Reichen bedauert. Aber ich besann mich, Nimmermehr braucht der Herr alles das Getreide, das auf diesen unübersehbaren Flächen wächst, für seine Person allein. Der Ueberschuß muß also nothwendig für andre Menschen seyn. Tröstender Gedanke! Der Reiche ist begütert, nicht bloß für sich, sondern auch für seine Nebenmenschen. Er ist nur ein Verwalter größerer Güter; und hat der Bauer weniger einzunehmen, so hat er auch weniger zu versorgen, und lebt unter seinem bemoosten Strohdache ruhiger, sorgloser und vergnügter, als dieser in seinen verschwenderisch aufgeputzten Zimmern.

Ich kam vor einem Teiche vorbei, wo die Frösche ihr erstes lauzendes Konzert in diesem Jahre hören ließen. Die laue Witterung, und die erwärmenden Stralen der Sonne hatten diese Schreyer der Sümpfe so laut gemacht. Ueber meinem Kopfe zwit-

scherten ein Paar schnelle Schwalben hinweg, und verkündigten den Anbruch des Frühlings. Zur Seite bemerkte ich auf einem Acker ein halb Duzend spielende Kinder, die sich nach ihrer Art bald im Grünen herumwälzten, bald vor ausgelassener Freude selbst nicht wußten, was sie thun sollten, bis ich im Fortgehen zwischen die Dorfhütten kam, und hie und da einige blühende Bäume fand, welche über die grünen Zäune hervorragten: Hat diesen starken und gesunden Baum, sagte ich zu einem jungen Manne, der neben demselben einen kleinen Fleck Gartenland umgrub, etwan euer Vater gepflanzt? Nein, sprach er, mein Großvater seliger, noch zwey Jahre vor seinem Ende. Mein Vater sagte die letzte Zeit immer, daß er ihm so lieb, als zwanzig Thaler wäre. Aber diesen hier? sagte ich. Nein, Herr, den habe ich schon selbst gesetzt, eben als ich den Tag zuvor war 18 Jahr alt geworden. Gut, erwiderte ich, so wünsche ich, daß auch eure Kindeskinde noch davon essen mögen. Wollen hoffen, Herr, wenns Gott vor Schaden behüt. Und was grabt ihr denn da? Ich wil meine Brauthäupte zum

Samen hineinpflanzen, und denn noch ein wenig Salat drauf säen. Indem brachte eine wackere junge Frau, von frischem Ansehen, eine Menge solcher Kohlhäupte getragen, die sie glücklich durchwintert, und eine fröhliche Zufriedenheit schien auf ihren beyden Gesichtern abgemalt. Ich bin zu einer außerordentlichen Freude eben nicht aufgelegt; aber dies vergnügte Paar, die Stimmen der Luftfänger und Sumpfschreier zwischen dem entfernten Geschrey singender und jauchzender Kinder; der Duft der Blüten, das frische Grün in den Gärten, und die sanfte Luft, die mich anhauchte; die an einem Grashügel weidenden Schafe mit ihren blöckenden Lämmern; die gelbgrünen Gänschen, die an den besetzten Seiten eines langen Schaffstalles die zarten Grashälmschen abnagten; alle diese muntern Aufstriche strömten eine Freude in mein Herz, so groß sie der heiterste Frühlingstag nur immer schaffen kan. Doch traurig, daß nicht alle Menschen mit gleicher Fröhlichkeit diese Jahreszeit genießen! Dieser über die Wand flatternde Knabe; jener vorbeyleidende rasche Jüngling; diese Dirne, die den Gänschen ihr Futter bereitet; selbst jene bejahrte Mutter, die mit ihrem kleinen Großkind auf dem Schooße spielt, die scheinen mir ein mit dem Frühlinge sympathisirendes Herz zu haben. Aber, was schleicht dort vor eine bewegliche Leiche! Vielleicht genüßt der Elende keine Frucht mehr von seinem gepflanzten Baume. Wie tief sinnig sitzt jener Bauersmann auf dem Steine neben seiner Hofthür! Er soll sein Feld bestellen, und weiß noch nicht, wo er den Samen hernehmen wil. Was weint dieses junge Weib mit dem Kind auf dem Arme? Der Tod hat ihr ihren Mann geraubt, der ihr sechs Kinder und kein Brod hinterlassen. Wer weiß, ob jene Grossmutter nicht jetzt ihren letzten Frühling zählt; ob jene Dirne, jener Jüngling, jener Knabe in 10 oder 15 Jahren noch so fröhlich sind! Ungewisses Loos der Sterblichen! Wenn wir nicht ganz gewiß dereinst noch einen bessern Frühling zu hoffen hätten; wie sehr

würden wir zu beklagen, wie viel unglücklicher, als die elendesten Würmer, sehn!

Als ich zu Hause kam, fand ich von einem benachbarten Freund einen Zettel auf dem Tische:

Der Tag ist zu schön, als daß wir nicht durch gesellschaftliche Freuden die Unnehmlichkeit desselben erhöhen, und doch auch zu angenehm, als daß wir ihn zwischen 4 Wänden zubringen sollten.

Er bestimmte mir daher eine Gegend, wo er mit seiner, und ich mit meiner kleinen Hausgesellschaft zusammen kommen, und die Erstlinge des Frühlings genießen wolten. Ein gesellschaftlicher Umgang ist die Seele der Vergnügungen. Ich nahm das Anerbieten meines Freundes mit Vergnügen an, und zur besüßten Zeit hatten sich unser zehn Personen, vier Erwachsene und 6 Kinder, auf einer lieblichen Anhöhe gelagert, die uns uns eine der schönsten Aussichten verschaffte. Schöpfer der Welt! was Weis ist dein Gebiete, und wie herrlich das Reich, das du beherrschest! Ich sehe hier Berge, Hügel und Thäler. Ich sehe gar in der Entfernung das blaue Amphitheater der Harzgebirge: so heiter war der Tag. Ich sehe einen geschlängelten Bach, der sich zwischen schon grünenden Weiden und hohen Pappeln in hundert Krümmungen fortwälzt. Ich sehe die Thurmspitzen benachbarter Dörfer, und noch weiter hin ein kleines Gehölze. Hier arbeitet ein fleißiger Hauswirth an dem Zaunwerke seines Gartens; dort klappert eine Mühle, auf welche diese beladenen lastbaren Thiere zu treiben. Hier sitzt der Schäfer, und schnitt an seinem Stabe; dort sammeln 2 Kinder die ersten Kräuter für ihre Ziege. Ich sehe Wiesen, die schon grüner, als diese Berge, in die Augen fallen; Acker die mit aschfarbnen und grünen Streifen abwechseln; Gärten, voll blühender Bäume, und dann noch einen nackten

Felsen, der nur wenige Dornsträucher nähret. O, wie viel unbemerkte Schönheiten; wie viel 1000 mikroskopische und un-mikroskopische Geschöpfe; wie viel unzählbare Abänderungen aus allen Naturreichen mag dieser ganze Umfang in sich fassen! Schöpfer der Welt, wie weit ist dein Gebiete, und wie herrlich das ganze Reich, das du beherrschest! da dies alles gegen die Größe deiner Welten, noch nicht wie ein Sandkorn, gegen jenes ungeheure Gebirge ist.

Nachdem wir uns über 3 Stunden mit vergnügten Gesprächen unterhalten; einen Schmetterling gefascht, der vermuthlich heute zum erstenmale seine vervollkommte Flügel probirte; eine Menge Blumen und Kräuter bewundert, die uns unsre kleinen botanisirenden Kinder häufig zuschlepten; unser Lager mehrmalen verändert, um neue Ansichten zu finden; einer schlagenden Nachtigall mit Entzücken zugehört, und auf die Weise Augen und Ohren, Herz und Geist ergötzt hatten, trennte sich unsre Gesellschaft. Einige aufsteigende Wolken, und die Wärme der Luft ließen uns einen sanften Regen vermuthen; daher eilten wir, unser Obdach zu gewinnen. Nimmermehr, dachte ich, kan der Gott, der die Natur mit so viel Annehmlichkeiten bereichert, ein Feind einer unschuldigen Frölichkeit seyn. Unzählbar sind die Dinge, die eine jede Art unsrer Sinne belustigen, und die nicht nothwendig gewesen wären, wenn der Urheber unsers Wesens, nichts, als bloß die Erhaltung unsers Lebens zur Absicht gehabt hätte. Unsre Bedürfnisse würden nicht solche vortrefliche Blumen, nicht solche reizende Nachtigallen, nicht hundert andre Dinge von der Art erfordern haben. Zwanzig bis dreißig Gattungen Speisen, und eben so viel Arten Getränke weniger; so würden wir doch weder über Hunger noch Durst zu klagen Ursach haben. Hat nun der Herr der Natur dennoch in allen Dingen einen solchen Reichthum für uns ausgebreitet; so

hat er uns auch dadurch die stillschweigende Erlaubniß gegeben, uns derselben mit einem vergnügten Herzen zu bedienen; so muß ein finstres und trauriges Leben der Menschen nicht seine Absicht; so muß eine unschuldige Frölichkeit der Würde des Menschen nicht unanständig seyn.

Wir mußten bey dem Garten eines bekanten Freundes vorbeyn, welcher ein großer Liebhaber der Blumen war. Die halb gezüfnete Gitterthüre reizte uns, durch eine angenehme Allee weiter hinein zu treten, und wir fanden unsern Freund mitten in seinen unschuldigen Beschäftigungen. Er hatte heute seine kleine Drangerie herausgebracht. Seine Hyazinthen und Aurikeln standen in der schönsten Blüte und dufteten den angenehmsten Geruch aus. Die Postamente waren mit Nelken, Levkoien und Lackstöcken besetzt. Alles war vom Unkraut gesäubert; Gänge und Beete in der besten Ordnung; die Spaliers voll abwechselnder Pfirschen und Abrisosenbäume, die Hecken in ihrem ersten grünen Kleide, und, wer weiß, was für andre Gewächse, die hie und da, doch alles in symmetrischer Ordnung, das Auge ergötzten. Hier war es, wo uns der gefürchtete Regen ereilte. Wir traten in eine bedeckte Hütte, und sahen dem träuselnden sanften Regen mit Vergnügen zu. Wir sahen, wie jedes Kraut, jede Blume mitten unter dieser fruchtbaren Benetzung eine frischere Farbe und eine neue Kraft bekam. Wir rochen den balsamischen Duft, der mit dieser Feuchtigkeit sich überall ausbreitete, und wir wurden dadurch selbst mit neuer Erquickung gestärkt, bis nach einer kleinen halben Stunde dieser sanfte Regen aufhörte. Mit Lust verfolgten wir nun unsern Weg weiter, und die ganze Natur um uns herum schien herrlicher, als zuvor zu seyn. Noch einmal schlug neben uns der Finklein sein feuriges Abendlied; eine einsame Bachstelze häpste an dem Rand eines kleinen Bachs mit unaufhörlichen Bewegungen ihres Schwanzes herum, und mein kleinster

Sohn fing den ersten Maykäfer dieses Jahres, mit einer seinem Alter angemessenen Freude. Endlich kamen wir in unsre Wohnung. Ich eilte nach meinem Zimmer. Ich war übertäubt von so viel reizenden Gegenständen, deren jeder eine besondere Beschreibung verdient hätte. Mein Herz und Verstand waren zu enge, den Umfang so vieler Schönheiten zu fassen. Ich verlor

mich in stillen Betrachtungen, und bey dem Gefühl meines Unvermögens, einen würdigeren Abriß von dem allen zu machen, tröstete ich mich damit, daß schon so viel geschicktere Köpfe diese Gegenstände bearbeitet, und vielleicht noch bis an den letzten Frühling der Welt bearbeiten, besingen und bewundern werden.

M.

Recipe für die Viehseuche.

So bald eine Kuh krank wird, welches daher abzunehmen ist, wann selbige nicht mehr so stark, als gewohnt, fressen oder saufen, oder einen Schauer haben, oder trüb aus den Augen sehen, fort die Köpfe hangen lassen, selbiger oder selbigen Kranken, samt den übrigen im Stalle stehenden gesunden Kühen und Rindern die Lungeader zu schlagen und stark bluten lassen, demnächst allen Stücken drey Tage lang Morgens und Abends ein halb Maas Rüböhl einzuschütten, den Kranken aber, nebst dem Rüböhl auch 2 Loth Schießpulver einzugeben. Nach Verlauf dieser drey Tage schüttet man dem gesunden Viehe nicht mehr Del ein, sondern nur allein dem Kranken. Wann die Krankheit stark ist, und zwar Morgens, Mittags und Abends jedesmal ein halb Maas Del samt 1 Loth Pulver. Man braucht im Del einzuschütten nicht furchtsam zu seyn, massen man nicht leicht zu viel eingiebt. Es schadet keinem, auch dem tragenden Viehe nicht. Den Kühen giebt man jedesmal ein drittel oder ein halb Maas, den Rindern ein halb Maas, den Kälbern einen Schoppen oder ein achtel Maas Del ein.

Dieses Recipe, also accurate gebraucht, hat in hiesiger Nachbarschaft viele Ställe, in specie beym Halbwinner Hambloch zu Dopperdorf, 26 Stück Råhe, Rinder und Kålber glücklich, Gott sey Dank curiret.

Keine hat purgiret, keine die Milch verlohren, auch keine verworffen. Wenn das Mittel gleich beym Anfange gebraucht wird, dämpft sich die Krankheit, ehe sie recht ausbricht. Solte auch eine wirklich purgiren, muß man an dieser, wie an den andern allen, mit Einschüttung des Dels und Pulver fortfahren, so wird, wie dahier auch die Probe gemacht worden, das Purgiren nachlassen, und das kranke Vieh wieder gesund werden. Man muß aber mit dem Füttern ganz behutsam umgehen. Drey mal den Tag kan man selbige mit Rübkuhen und Gerstenmehl trånken, jedoch jedesmal nicht über 4 Maasse; Heu und Stroh zu fressen geben, auch nach der Jahreszeit grånes Futter, aber ganz wenig. Wann ein Stück gar nicht mehr saufen wil, muß selbigem 1 ad 2 Maas süße Milch, worinn 3 ad 4 Eyer zerschlagen, lauwarm zur Stärkung eingeschüttet werden.

Wey etlichen wird die Krankheit wenig oder gar nicht ausbrechen, jedoch können selbiganz gesichert für gebessert gehalten werden, maßen bey diesen eben so, wie bey den übrigen sehr krank gewesenen Stücken, oben im Rachen sich schwarze Flecken zeigen werden, welches für ein unsewareres Zeichen, als völlig aus der Wurzel curirt, zu halten ist. Die Cur muß gleich, da sich das Vieh klaget, obbenantermassen accurate vorgenommen werden.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

21te Woche. 1776.

Ode auf das Pfingstfest.

Was für ein Wind erfüllt das Haus?
Woher ein so gewaltig Säusen?
Natur, brichst du in Stürmen
aus?

Gott kommt, Gott kömmt in diesem Brausen.
Seht, wie er seine Regenwolk
In Feuerflammen offenbart.
Der Herr besuchet Zion wieder.
Der Geist, der Licht und Wunder Geist,
Den der Propheten Chor verheißt,
Fällt igt auf Christi Jünger nieder.

Das Wort, das er den seinen gab:
Ich werde mich von euch erheben,
Doch send ich meinen Geist herab,
Den werd ich euch zum Beystand geben,
Des Herren Wort wird igt erfüllt,
Der Wunsch der Seinen wird gestillt.
Ein Jauchzen wird aus ihrem Leibe,
Es fühlt Gebäherinnen Schmerz
Bey Jesu Tod der Jünger Herz,
Und nun, Gebäherinnen Freude.

Wie unaufhaltsam ist dein Lauf,
O Geist der Weisheit und der Stärke,
Wie Zungen, fahren Flammen auf,
Und sind ein Sinnbild deiner Werke,
Nun weißt du der Jünglinge Chor,
Gesichte stellen ihnen vor,
Was in der Zukunft wird geschehen.
Sie sehn — O Erde freue dich!
Nicht Jacob nur, sieht Gott zu sich,
Die Heiden werden ihn auch sehen.

Geist! wie bricht deine Kraft hervor!
Wie ist dein Finger hier zu spüren!
Der Jünger kann ein jedes Ohr
In seines Landes Sprache rühren.
Der, der die Sonne früher sieht,
Der, dem der Mittag heißer glüht,
Der, dem der Nord die Flüsse decket,
Dem macht der Galiläer Mund,
In seiner Sprache jedem, kund:
GOTT hat den Heiland auferwecket.

Die armen Fischer sind bereit,
Die Menge von Gedankenbildern
Mit unerlernter Fertigkeit,
Mit Kraft und Wahrheit abzuschilbern.
Begriff und Wort kömmt auf einmal.
Der fremden Thöne schnelle Wahl
Fließt ohne Regela stark und richtig.
So macht Gott, an das Heidenthum,
Zum Heil der Welt, zu Jesu Ruhm,
Der Abgesandten Zunge tüchtig.

Sie sahen sonst ein schwaches Licht;
So wie es von der Dämmerung Strahlen
Durch halb zertheilte Schatten bricht,
Der Berge Spitzen blas zu mahlen.
Nun bringt des vollen Tages Schein
Hellglänzend in die Seelen ein.
Was dunkel war, ist aufgeheitert,
Die eingeschränkte Wissenschaft
Wird durch des Geistes Licht und Kraft
Gewiß erhöhet, und erweitert.

✠

Der Zweifel legt die Waffen ab,
Mit welchen er fast siegreich kämpfte,
Als Kreuz und Schmach, als Tod und Grab
Die Hoffnung und den Glauben dämpfte.
Er sieht beschämt, der Glaube siegt,
Weil ihm das Heil vor Augen liegt,
Das Blut und Tod der Welt gegeben.
An dem, der an des Kreuzes Stamm
Erwürgt ward, sieht er Gottes Lamm,
Verdienst, Gerechtigkeit und Leben.

Dem Jünger ist das Heiligthum
Geheimer Weisheit aufgeriegelt;
Gekreuzigter, zu deinem Ruhm
Wird ihm der alte Bund entsiegelt.
Was Opfer und Prophet versteckt,
Hat ihm die Wahrheit aufgedeckt.
Nun sieht er jener Schatten Wesen,
Was David singt, was Joel spricht,
Kann er, durchstrahlt mit Gottes Licht
Voll Klarheit und Gewisheit lesen.

Wie groß ist nun Mariens Sohn!
Der, welcher ihn zuvor verschworen,
Erblickt ihn auf des Höchsten Thron,
Als wahren Gott von Gott geboren.
Er sieht das Szepter in der Hand,
Die ihm, am Kreuze ausgespannt,
Durchgraben war mit eisern'n Wunden.
Des Heilands Name sey gelobt!
Der Geist, der wider ihn getobt
Entstürzt dem Thron, und ist gebunden.

Entflohen ist die Bangigkeit,
Von welcher sonst die Jünger beben.
In glaubensvoller Sicherheit
Das Haupt getrost empor zu heben,
Erwecket sie der Geist der Kraft,
Der in den Schwachen Wunder schafft,
Und Knaben wider Riesen stärket.
Der Feind erkannt in seiner Wuth,
Wenn er den unbewegten Muth,
In Jüngern, die sonst flohen, merket.

Nun siehet Petrus Felsen gleich
Im Meere, die kein Sturm erschüttert.
Nun streitet er für Jesu Reich,
Er, der wie Raub vom West gezittert.
Apollon erhebet sich
Du Volk der Zungen, wider dich
Mit Wuth und Bosheit, Grimm und Rache,

Ihr Abgesandten Gottes lacht.
Ihr treibt mit unbesiegter Macht
Und starkem Arme, Jesu Sache.
Der hohe Rath will einen Mund
Mit drohender Gewalt verschließen;
Ihr macht die Wahrheit freudig kund,
Wollt gern für sie eur Blut vergießen,
Gesäubert, bekennet ihr noch frey,
Daß Jesus, Gott und Christus sey.
Ihr freuet euch mit Engelfreuden
Der Streiche, und seyd schon gefast,
Der Märtern Schmerz, der Ketten Last,
Das Schwerdt, die Blut, das Kreuz zu
leiden.

Mit welcher Kraft und Zuversicht
Bezeuget Stephan Jesu Lehre?
Mit unerschrockenem Gesicht
Erhebt er seines Königs Ehre.
Umringt von einer Dittern Brut,
Bestürmet von der Bosheit Wuth,
Deweist er die verfolgte Wahrheit.
Sie sehn auf ihn, er zittert nicht;
Mit eines Engels Angesicht
Steht er, umströmt von Gottes Klarheit.
Des Eifers Blindheit schäumt und
schraubt,
Und beißt ergrimmt den Zahn zusammen,
Den Lehrer, welcher standhaft glaubt,
Als einen Lästler zu verdammnen.
Allein, vergebens tobt der Feind,
Der Knecht des Höchsten, Gottes Freund,
Sieht in des Himmels offenen Höhen
Voll Glanz und Schönheit Gottes Thron,
Und den verworfnen Menschensohn,
Zur Rechten seines Vaters sehen.

Er sagt es, doch es will ihr Grimm
Von dem Gekreuzigten nicht wissen.
Der Zeuge wird mit Ungestüm
Aus Salems Mauern fortgerissen.
Sahon fliegen Steine auf sein Haupt.
Er schaut zu dem, an dem er glaubt,
Empfiehl den Geist zu seinen Händen.
Und eh er stirbt, so fleht er noch
Zu seinem Herrn, die Strafe doch
Von seinen Mördern abzuwenden.

So schläft er ein: die Wahrheit nicht;
Sie bricht durch alle Schwierigkeiten,

Der Erdkreis sieht ein neues Licht
Von Zion aus, die Nacht befreiten.
Die Götzentempel fallen ein.
Die Welt schämt sich, Metall und Stein
Mit Blut und Weibrauch zu verehren.
Monarch und Priester kommt herzu,
Den bessern Weg der Seelenruh
Durch das erwürgte Lamm zu hören.

Arben und Rom, nicht Licht und Recht
War, so bey eurer Weisen Lehren.
Es mochte sie der Götzenknecht
Mit Lust, doch ohne Befreyung, hören.
Sie sahn der Götter falschen Ruhm,
Und ehrten doch ihr Heiligthum
Dem Volk und Priestern zu gefallen.
Sie priesen Tugend ohne Kraft,
Und ließen Trieb und Leidenschaft
In Blut und Gliedern ruhig wallen.

Der Jünger des Kreuzigten,
Spricht Kraft und Leben in die Seelen.
Der Herr befiehlt den Sterblichen
Den Weg des Kreuzes zu erwählen.
Und wer das Wort vom Kreuze hört,
Der wird zum Himmel umgekehrt.

Er kreuzigt den verberbten Willen,
Verleugnet seine liebste Lust,
Ist stark mit GOTT geweihter Brust,
Die schwersten Pflichten zu erfüllen.
Doch sucht der Freyler Spötterey
Des Kreuzes Predigt zu verlachen;
Die Allmacht steht der Wahrheit bey,
Und weiß die Bahn ihr frey zu machen.
Der Lahme geht, der Blinde sieht,
Der Stumme spricht, der Tod entflieht
Aus Gliedern, die er schon bezwungen.
Die Hand wird betend aufgelegt,
Das Herz durch Gottes Geist bewegt,
So hat das Kreuz den Sieg erungen.

Lobsingt dem Herrn, der seinem Sohn
Die Kraft, das Reich, die Macht gegeben:
Lobsingt dem Sohn auf seinem Thron;
Von seinem Kreuze fließt ew'ges Leben.
Lobsingt dem Geiste, den ihr hört,
Der euch das Wort vom Kreuze gelehrt,
Und uns die Himmel aufgeschlossen.
Erhöhter Heiland, laß den Geist,
Der uns durchs Kreuz der Welt entreißt,
Auch über uns seyn ausgegossen.

Lectionen des Herfordschen Fridericians fürs Sommerhalbejahr 1776.

I. Lectionen des Rectors.

1) In den öffentlichen Stunden. Vormittags von 7—8. Mont. Mitw. u. Freit. tractirt er, mit der ersten und 2ten Classe, die Theologie. Er hat, nachdem er Baumgartens Lehrsätze zu Ende gebracht, Millers gründlichen Unterricht in den ersten und wichtigsten Wahrheiten der Religion, nach dem 4. Theile seiner historisch-moralischen Schilderungen, angefangen, und fährt mit dem 6ten Hauptstücke, von der Vorsehung Gottes fort. Dienst. erklärt er, der ersten Klasse allein, Donnerichs Poetik, und lässet wöchentlich Ausarbeitungen machen. Donnerst. gibt er, eben derselben eine kurze Anweisung in der Beredsamkeit, und lässet ebenfalls Ausarbeitungen machen, die wöchentlich hergelesen und beurtheilt werden. Sonnab. aber liest er, wie Freit. Nachm. v. 1—2, mit derselben, nebst einigen aus Secunda Virgils Aeneis, und fährt in der Mitte des

5. B. fort. Von 8—9. Mitw. dictirt er ein Exercitium Stili, welches die Schüler, reinlich abgeschrieben, zum Corrigen exhibiren. Nachmitt. v. 1—2. tractirt er. Mont. Dienst. und Donnerst. mit beyden Klassen, Schröths Lehrbuch der Weltgeschichte, die er, mit diesem halben Jahr, von vorne angefangen; Freit. aber wie Sonnab. v. 7—8. den Virgil.

2) In den Privatstunden. Morgens v. 9—10. tractirt er Mont. und Donnerst. das Griechische. Er fährt in Erklärung der ersten Epistel Petri mit dem 4. Cap. fort. Dienst. und Freit. aber liest er im Hebräischen die Psalmen Davids, und fängt mit dem 34. an. Mitw. lässet er jetzt einen Auszug aus der römischen Historie ins Französische und Lateinische übersetzen, und erklärt Sonnab. die römischen Antiquitäten, nach dem Cellarius. Nachmitt. v. 3—4. liest er Mont. und Dienst. Horazens Oden, und

Donnerst. und Freyt. die Reden des Cicero, unter welchen jetzt die Rede pro Milone folgt.

2. Lectionen des Herrn Conrect. **Fallenstein.**
 1) In den öffentlichen Stunden Vormitt. von 7—8 tractirt er Dienst. **Camerarii** äsopische Fabeln, mit der zweyten und dritten Classe. Donnerst. *La Veru. politique des peif. de q.* Sonnab. aber die französische Grammatik und über die Schüler besonders in Decliniren und Conjugiren v. 8—9. Mont. und Donnerst. mit der ersten die Logik nach **Meyern.** Dienst. und Freyt. mit der ersten und zweyten Classe, **Dvids** Metamorphosen. Mittw. dictirt er ein Exercitium. Sonnab. aber liest er mit beyden Classen **Gesners** griechische Chrestomathie. Nachmitt. von 2—3 tractirt er Mont. und Donnerst. mit der ersten und zweyten Classe die Geographie. Dienst. liest er im Französischen den **Telemaque.** Freyt. wie Sonnab. v. 8—9 Griechisch.

2) In den Privatstunden Vormitt. von 9—10 gibt er Mont. und Donnerst. Anweisung in der griechischen Sprache, und liest den Evangelist **Johannes,** wobey die Schüler zugleich im Decliniren und Conjugiren geübt werden. Dienst. und Freyt. treibt er die Anfangsgründe der Hebr. Sprache, und liest Sonnab. die auserlesenen Briefe des Cicero. Nachmitt. v. 3—4 Mont. und Dienst. den **Nepos,** oder gibt Anweisung zum Briesschreiben. Donnerst. und Freyt. aber liest und erklärt er den **Cäsar,** worin erigt die Bücher vom bürgerlichen Kriege anfängt.

3. Lectionen des Hr. Subconrect. **Schering.**

1) In den öffentlichen Stunden Vormitt. v. 7—8 unterrichtet er Mont. Mittw. und Freyt. in der Theol. nach **Freners** theol. Handbuch. Von 8—9 tractirt er Mont. u. Donnerst. mit der zweyten und dritten Classe den **Nepos.** Dienst. u. Freyt. **Phädris** Fabeln. Mittw. dictirt er etwas zum Uebersetzen. Sonnab. übt er seine Classe in der deutschen Sprache. Nachmitt. v. 1—2 wird diese nebst der folgenden Classe von dem Herrn **Cant.** in der Musik geübt, außer Donnerst. da sie einen Anfang im Griechischen macht. W. 2—3

tractirt er Mont. Dienst. und Donnerst. die Universalhistorie nach **Zopf,** und Freyt. die Fabeln **Phäders.**

2) In den Privatstunden. Vormitt. 9—10 tractirt er alle Tage den **Entfroy** oder **Muzels** Vestibulum. Nachmitt. 3—4 den **Nepos.**

4. Lectionen des Herrn **Cant. Zellners.**

1) In den öffentlichen Stunden. Vormitt. v. 7—8 erklärt er alle Tage **Luthers** Catechisum. W. 8—9 übet er seine Schüler Mont. Donnerst. und Sonn. in der lateinischen Sprache, und insonderheit im Decliniren und Conjugiren, wobey die Hauptregeln der Syntax durch Exempel kurz erläutert werden. Dienst. und Freyt. lästet er die Gespräche aus **Kangens** Grammat. übersetzen, und dictirt Mittw. etwas zum Uebersetzen. Nachmitt. v. 1—2 ist Mont. Dienst. und Freyt. mit der dritten und vierten Classe eine Anweisung zur Musik. W. 2—3 tractirt er Mont. mit der vierten und fünften Classe die lateinische Grammat. Dienst. u. Freyt. mit der vierten allein den angehenden **Lateiner,** u. Donnerst. **Hübners** bibl. Histor.

2) In den Privatstunden. Vormitt. von 9—10 wird die vorhergehende Lection wiederholt und fortgesetzt. Nachmittags von 3—4 wird zum Schön und Rechtschreiben angewandt.

5. Lectionen des Hr. Subcant. **Corbmeyers.**

5) In den öffentlichen Stunden. Morgens v. 7—8 wird der Catechismus auswendig gelernt, und erklärt. W. 8—9 wird Unterricht im Lesen und Conjugiren gegeben. Nachm. v. 1—2 werden nebst den vornehmsten Regeln aus der Grammat. die Declinationen und Conjugationen getrieben, und v. 2—3 wird diese Übung fortgesetzt.

2) In den Privatstunden. Vormitt. von 9—10 werden die biblischen Historien nebst Schreiben und Rechnen getrieben. Nachm. v. 3—4 wird wieder mit Lesen Decliniren und Conjugiren zugebracht. Außer diesem haben die Choristen noch Dienst. Mittw. und Freyt. bey dem **H. Cant.** ein Privatstund. Der Herr wolle diese unsere Schularbeit mit seinem Gege begleiten.

Herford den 11. May 1776.

Höcker.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

22te Woche. 1776.

Cicero's Paradoxa.

Zum erbaulichen Gebrauch übersetzt von J. M. Schwager.

Erstes Capitel.

Statt der Einleitung des Cicero, wollen wir lieber selbst eine schreiben, doch kurz, damit der Kopf nicht größer werde, als er zum Kumpfe seyn muß. Ich fürchte, daß wir das Wort paradox entweder gar nicht verstehen, oder es oft von ohngefahr, ohne es selbst zu wissen, treffen. Wenn wir so bisweilen ein sehr gutes Buch in die Hände bekommen, (es kan auch allensals ein Aufsatz im Intelligenzblatt seyn) oder eine gute moralische Predigt hören, in welchen uns sehr herrliche Wahrheiten gesagt werden, die uns aber, weil wir selbst keinen Kirchenstein werth sind, nicht gefallen, und unserer Meinung nach, Pedantereyen sind; so sagt der gnädige Herr, wenn er noch billig seyn wil: Das ist paradox. Da hätten wir, mit wenig Worten, den rechten Sinn eines Paradoxon's. Cicero's herrliche Medicin im Intelligenzcomtoir aufzutischen, mögte dem geneigten Leser wohl ein wenig paradox scheinen, es thut aber nichts zur Sache, denn bey einem Paradoxon nehmen wirs so genau nicht, und recht lieb solls uns seyn, wenn das Rattweg würkt,

es seche braun oder weißlich aus. So viel wünschten wir nur noch vom Leser zu erhalten, daß er aus Respect für den alten, braven Cicero in seinem Busen griffe, und das Resultat heraus holte — daß Wahrheit doch wohl Wahrheit seyn mögte, weil die Alten das Ding auch schon von dieser Seite ansahen. Das Gold der Alten bleibt Gold — und ist insgemein noch besser, als das Unsrige, weil es weniger Zusatz hat. Mit der Wahrheit soll es eben so beschaffen seyn, wie einige Kenner angemerkt haben wollen. Wir wollen also, eine Probe zu machen, den guten Cicero selbst reden lassen, und nur noch die kleine Anmerkung mit voran schicken: Daß Cicero kein Franzose war, sondern ein Römer — und daß es schon recht lange her sey, als er seine Paradoxa schrieb — die noch immer Gold sind, cæteris paribus & salvo meliori.

Erstes Paradoxon.

Was ehrbar, oder ehrlich ist, ist allein gut.

Zweytes Capitel.

Ich besorge, daß einigen unter euch diese Abhandlung eher aus den Lehrsätzen der

Stoiker, als aus meinem eignen Gehirn, geflossen zu seyn, scheinen mögte. Indessen wil ich meine Meinung doch sagen, und zwar so kurz, als es sich bey einer so wichtigen Sache thun läßt. Nach meinem Gefühl hab' ich wahrhaftig nie nur Geld, oder prächtige Palläste, oder Güter, oder Ehrenstellen, oder die Wohlhust, der ihr so sehr freyhut, für etwas Gutes gehalten, das sich der Mühe verlohne, gesucht zu werden, da ich angemerkt habe: daß auch der Ueberfluß dieser Dinge euch nicht sättigen kan. Der Durst nach solchen Sachen wird nie gestillt, und diejenigen, die im Ueberflusse leben, werden sowohl von dem Wunsche, ihre Güter noch immer zu vermehren, als der Furcht, sie zu verlieren, gefoltert. Hier erinn're ich mich oft der Klugheit unserer mäßigen Vorfahren, welche diese nichts bedeutende und eitele Theile unseres Reichthums zwar Güter nannten, allein durch ihre Handlung bewiesen sie es, daß sie sie nicht dafür hielten. Kan ein Gut Jemand zum Schanden gereichen? oder kan Jemand, der im Ueberflusse solcher Güter lebt nicht selbst böse seyn? Wir sehen also, daß auch Scharken solche Güter besitzen, und sie verdienen Leuten fehlen können. Deswegen gilt bey mir die gesunde Vernunft immer mehr, als die Gesinnungen des grossen Haufens, und wer hierüber Lust zu lachen hat, der lache! Ich nenne das nicht, Güter verlihren, wenn Jemand um sein Vieh, oder Hausgeräth kömmt. Deswegen schätz' ich jenen weisen Bias, der glaub' ich, einer der sieben Weisen war, immer sehr hoch, der, da der Feind sein Vaterland Jonien einnahm, und ihn unter andern Flüchtigen, die einen Theil ihrer Habe mitnahmen, einer ermahnete, ein Gleiches zu thun, antwortete: ich thue es ja, denn alles was ich habe, trag' ich bey mir. Dieser würdigte also das Spielwerk des Glücks nicht einmal sein zu nennen, welches bey uns doch Güter heist. Was ist denn ein Gut? mögte mich

hier Jemand fragen. Was recht, ehrlich und tugendhaft gethan wird, das hält man billig für gut gethan, und was Recht, Ehrlich, und Tugendhaft ist; das halt' ich allein für gut.

Drittes Capitel.

Dies könn't euch freylich noch ein wenig dunkel vorkommen, je bedächtlicher man davon spricht. Wir wollen es also lieber durch Beyspiele großer Männer erläutern, weil es euch sonst zu sophistisch gelehrt scheinen mögte. Ich frag' euch also, solte der Gedanke denen, welchen wir unsere so wohl gegründete Republik zu danken haben, wohl jemals in die Köpfe gestiegen seyn: daß Geld sey für den Geiz; die angenehme Natur zu lasterhaften Ergötzungen; das Vermögen zu Ausschweifungen und die Maßsetzen für die Wohlhust bestimmt? Betrachtet einen jeden König. Wollt ihr ein Beyspiel vom Romulus? Ist euch eins von denen Männern gefällig, welche unsere freye Stadt befreyt haben? Auf was für Stufen Romulus der Unsterblichkeit entgegen gestiegen ist? Davon, was sie Güter nannten? Von großen Thaten und Tugenden? Oder denkt ihr, daß die schlechten Gefäße des Numa Pompilius den unsterblichen Göttern nicht eben so angenehm gewesen wären, als die buntbemahlten Trinckkannen anderer? Ich übergehe die übrigen Monarchen, sie sind sich alle gleich, den Cuperbius (Lucius) ausgenommen. Fragt ihr nach dem Brutus, was er gethan, als er das Vaterland befreyete? oder nach andern Helden seines Schlags, was ihnen am Herzen lag? wie sie handelten? ob einer darunter gewesen sey, von dem man glauben könn'te, daß ihm Wohlhust und Reichthümer oder sonst etwas, ausser der Pflicht eines tapferen und grossen Mannes am Herzen gelegen? Was dem C. Marcius bewog, dem Porcenna nach dem Leben zu

sehen, ohne allen Ansehen, sein eigenes Glück dadurch zu machen? Oder den Coelites, gegen das ganze feindliche Heer allein auf einer Brücken-Strand zu halten? Oder Decius, den Vater, seinem Sohn dem gemeinen Besten aufzuopfern und unter das bewafnete Heer des Feindes zu schicken? Was haltet ihr von der Mäßigkeit des C. Fabricius? Was von der Armuth des Man. Curius? Oder von den beyden Schutzmauren im Punischen Kriege, den C. und P. Scipionen, welche der Carthaganienser Anfunft mit ihren Körpern verhindern wollen? Wie gefällt euch Scipio Africanus, der Groesse? und wie der andere? Oder Cato, der zu ihrer Zeit lebte? Oder so viele andere? Denn an eigenen Beyspiehlen haben wir einen grossen Ueberfluß. Was wir uns auch zu thun vorgenommen haben, sollt' es nicht billig was Nühliches und Grosses seyn?

Das vierte Capitel.

Kast mir nur die Spötter meiner Rede und Meynung aufzueien, und selbst urtheilen: ob einer unter denen, denen marmorne Dächer von Elfenbein und Gold blitzen, die an Bildhauerkunststücken und Gemälden, an künstlich gravirten Gold- und Silbergeschirren und Corinthischen Kunstwerken einen Ueberfluß haben, das Herz habe, sich mit dem C. Fabricius zu vergleichen, welcher von allen diesen schönen Sachen nichts hatte, und nicht haben wolte? Freylich gibts einige, die die bewegbaren Reichthümer nicht mit unter die Güter rechnen, sie behaupten dagegen aber steif und fest, daß die Wohlust das höchste Gut sey, welches mir über die Stimme des Viehs, als der Menschen zu seyn scheint. Wirfst du dich so weg, erniedrigst du dich so unter die vierfüßigen Thiere, du dem Gott oder die Mutter aller Dinge, (wenn ich so sagen mag) die Natur eine Seele gegeben hat, welche an Vorsehlichkeit und Göttlichkeit nicht übertroffen werden kan? Ist wohl irgend ein Gut, das seinen Besizer nicht bessert?

Je mehr Gutes einer besitzt, desto berühmter wird er, und es gibt kein Gut, wodurch nicht der, der es hat, auf eine billige Art berühmt werden könte. Was ist hiebon aber in der Wohlust? Macht sie den Mann besser und geehrter? Oder sticht einer, der sich ihr ganz ergibt, durch eignen Ruhm und Prahlerdy vor andern hervor? Wenn also die Wohlust, die so viel Vertheidiger hat, nicht mit unter das Gute gerechnet werden kan; so ist wahr, daß sie, je grösser sie ist, auch um desto mehr das Gemüth verstellt, und aus seiner natürlichen Verfassung bringt. Also ist vergnügt und zu frieden leben nichts anders, als ehrlich und rechtschaffen leben.

Zweytes Paradoxon.

Wer tugendhaft ist, dem fehlt nichts, um vergnügt zu leben.

Hat nur

Ein Capitel.

Auch hab' ich den M. Regulus nie für mühselig, unglücklich oder elend gehalten. Denn die Grösse seiner Seele konnte von den Carthaganiensern durch keine Marter vermindert werden, auch nicht seine Ernsthaftigkeit, Treue, Beständigkeit, noch irgend eine Tugend. Endlich, konten sie auch seine grosse Seele, die Zierde und der Schutz so vieler grossen Tugenden, nicht fesseln, da sein Körper gefangen wurde. Wir haben den Caius Marius kennen gelernt, der in seinem Wohlstande mir einer der glücklichsten Menschen, in seinem Unglücke aber einer der grösssten Männern zu seyn schien. Glücklicher als er, kan kein Sterblicher seyn. Weist du Nasen der Antonius, an den diese Rede gerichtet ist) nicht, wie viel Kräfte die Tugend hat? Den Namen der Tugend eignest du dir zwar zu, was sie aber selbst herinlege, weist du nicht. Jedermann kann dieser Glückseligste seyn, welcher sich selbst dazu gebildet hat, und der sich ganz auf sich

selbst stüßt. Wer alle Hoffnung, Ursache und Vornehmen vom Glücke abhängen läßt, kann nichts Gewisses haben, nichts Erhashtes besitzen, worauf er einen Tag Rechnung machen darf. Einem solchen Menschen, wenn du in den Fall kommen solltest, wirst du durch jene Todesart, oder durch Drohungen

(Die Fortsetzung künftig.)

mit einer Landesverweisung, tödliches Schrecken einjagen. Sollte mir aber in einer so undankbaren Stadt dergleichen widerfahren; so würd' ich mich zwar aus der Schlinge zu ziehen suchen, aber hartnäckig widerstehen, oder ängstlich thun, würd' ich nicht.

Etwas empfehlendes wider die Viehseuche.

Bei grasirender Hornviehseuche ist den gesunden und mit der Seuche nicht behafteten Kühen und wohlgewachsenen Hornvieh alle 4 Wochen eine gute Handvoll Küchensalz etwa von 6 bis 7 Loth an Gewicht mit dazu gemischten ein halb Loth Voorbeeren Morgens zu geben und ihnen nachher eine Stunde lang, Futter und Getränke zu entziehen.

Dem jungen Vieh wird nach Proportion des Alters und der Größe weniger eingegeben. Wenn die Seuche stark grasiret: kann solches alle 14 Tage oder 3 Wochen auch öfterer in geringern Portionen dem Vieh gegeben werden.

Von noch größern Nutzen ist unstreitig, wie ich selbst erfahren, dem Hornvieh bey grasirender Seuche ein Decoct von der ChinaRinde mit Citronensaft vermischt zu geben: Die Portion bey einem vollgewachsenen ist.

Der besten Chinarinde 1 Unze zu Pulver gestossen, hierauf 2 saftreiche Citronen gedrückt und 1 und ein viertel Bouteille Wasser darauf gegossen, so dann eine kleine halbe Stunde langsam kochen lassen. Hievon wird dem Vieh 3 Morgen hintereinander der dritte Theil, jedoch ungerührt, daß es die Substanz des Pulvers mitkriegt, gegeben und kann dieses alle 4 Wochen auch alle 14 Tage nach Beschaffenheit der Umstände wiederholt werden. Bey einigem Hornvieh ist 1 u. 1 halbe Unze China und 1 Citrone mit einem halben Desel Wasser gekocht in 3 Portionen auf eben die Art zu geben hinreichend. Wenn man auf diese Art mit dem Vieh verfährt, und das Vieh jedoch durch öftern Ge-

brauch dieses Mittels präpariret hat, kann man es ohne Scheu zu solchem Vieh, welches wirklich mit der Seuche behaftet ist, in eben die Weide oder Stall thun, da es sodann die Seuche sehr leicht übersteht, jedoch muß dem Vieh, wenn man es zu dem Kranken thut, alle Morgen das Decoct, und wenn es die Seuche hat, des Tages 2 auch nach Beschaffenheit der Krankheit 3 mal von dem obigen Decoct gegeben werde. Ist ein Stück Hornvieh wirklich mit der Seuche behaftet, ist nichts nützlicher als oben gedachtes Chinadecoct in angezeigter Portion, welcher nach Beschaffenheit der Krankheit zwey auch drey mal des Tages eingegeben wird. Bey dieser Cur muß zum Getränke eine Gersten Misanne, die ziemlich schleimig ist, jedoch nicht gar zu viel von demselben gegeben werden, das Fressen muß dabey bloß in etwas Roggenbrodt bestehen, jedoch dem Vieh weder Gras noch Heu oder Stroh gegeben werden, hauptsächlich aber, wenn es sich zur Genesung anläßt, muß dasselbe mit sparsamen und wenigem Fressen unterhalten, auch nach überstandener Krankheit nach 8 Tagen mit dem China Decoct zu einer Portion des Morgens fortgeföhren werden.

Bey den Schafen habe ich zuträglich gefunden, wenn beständig Beutel mit Küchensalz gefüllt im Stalle hängen, woran sie begierig lecken, nächstdem muß ihnen fleißig, besonders im Frühling u. Herbst eine geraume Zeit hindurch Bermuth, welches sie gerne fressen, unter dem andern Futter gegeben werden.

Rißbättel.

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

23te Woche. 1776.

Cicero's Paradoxa.

Zum erbaulichen Gebrauch übersetzt von J. M. Schwager.

(Fortsetzung.)

Sozu hätt' ich gearbeitet, um was hätt' ich mir Mühe gegeben, oder wozu hätt' ich so viele Sorgfalt angewandt, wenn ich nicht das für mich zu Wege gebracht hätte, in der Verfassung zu stehen, weder durch die Verwegenheit des Glücks, noch durch die Bosheit meiner Feinde aus meiner Fassung zu kommen? Drohe mir mit dem Tode — dann muß ich freylich die Menschen verlassen; oder drohe mir mit Verbannung — dann verlaß' ich ja nur Schurken. Denen ist der Tod schrecklich, welchen mit dem Leben alles genommen wird, nicht denen, deren Nachruhm nicht getödtet werden kan. Die Verbannung ist denen fürchterlich, die sich nur an einen Ort gewöhnt haben, nicht aber denen, die die ganze Welt nur für eine Stadt halten. Elend und Beschwerden drücken dich, da du dich für glücklich, für blühend hältst, deine Begierden quälen dich, du wirst Tag und Nacht gefoltert, da du nicht genug an dem hast, was du besitzt, und in Furcht lebst, auch das noch zu verlieren. Das Bewußtseyn deiner Laster peinigt dich, Gesetze und Ge-

richte erfüllen dich mit Furcht, und wohin du nur siehest, begegnen dir deine Wubensstücke, wie Furien, die dich nicht zu Othens kommen lassen. Deswegen kan keinem Büfsewichte keinem Thoren, keinem Unnützen wohl zu Muthe, und so kan der Rechtschaffne, der Tapfere, und der Weise nicht elend seyn. Dessen Tugend und Sitten löblich sind, dessen Leben ist es auch, und darf nicht von ihm selbst gehaßt werden. Er würd' es aber hassen müssen, wenn es elend wäre. Was also rühmlich ist, das macht auch glücklich und angesehen, und ihm sol man nachtrachten.

Drittes Paradoxon.

Die Laster sind sich einander gleich, die guten Handlungen auch.

Erstes Capitel.

Die Sache, sprichst du, ist nur eine Kleinigkeit, und doch macht man ein großes Verbrechen daraus. Man muß aber die Sünden nicht nach dem Ausgange, sondern nach den lasterhaften Gesinnungen der

Menschen beurtheilen. Das, worin man sündigt, kan nach Maassgabe grösser, oder kleiner seyn, das Sündigen selbst aber ist, du magst es drehen und wenden, wie du wilt, immer einerley. Ob der Steuermann ein Schiff mit Gold, oder eins mit Stroh durch seine Schuld verlehrt, ist in Absicht seiner Unwissenheit einerley, ob es gleich in Absicht des Werths verschieden ist. Die Heilheit hat ein unbedeutendes Weibstück zum Falle gebracht. Wenige seines Schlags werden ihren Fall so bereuen, als wenn eine Jungfer von vornehmen Stande gefallen ist. Diese hat aber nichts desto weniger gefehlt, wenn Fehlen so viel heisst, als die vorgeschriebenen Schranken überlaufen, und so bald du dies gethan hast, bist du schuldig, wie weit du aber noch läufft, wenn du einmal aus den Schranken bist, thut zur Vergrösserung deines Fehlers nichts. (*)

Sündigen ist gewis Niemand erlaubt. Was aber nicht erlaubt ist, wird hier für einerley gehalten, wenns bewiesen wird, daß es unerlaubt war. Wenn es nun niemals weder grösser, noch geringer werden kan, (indem das Sünde ist, was unerlaubt ist, welches immer eins und dasselbe bleibt;) so sind sich die Folgen der Sünden auch nothwendig gleich. Wenn sich die Tugenden einander gleich sind; so folgt: daß die Laster es auch seyn müssen. (***) Daß sich aber alle Tugenden gleich sind, braucht keines starken Beweises; denn es kan kein besserer Mann seyn, als ein Guter, Niemand

mäßiger, als ein Mäßiger; keiner tapferer als der Tapfere, noch Jemand weiser, als der Weise.

Ob du den einen guten Mann nennst, der zehn Pfund Gold, das ihm anvertraut ist, wiedergibt, da er keinen Zeugen scheuen darf, und ungestraft ein Schelm seyn konnte, der aber nicht so ehrlich seyn würde, wenns zehn tausend Pfund gewesen wären? Oder hältst du den schon für mäßig, der eine Leidenschaft bezwingt, sich aber einer andern überläßt? Es giebt nur eine Tugend, welche sich immer gleich bleibt, und mit der Vernunft übereinstimt. Nichts kan hier hinzu gedacht werden, wodurch die Tugend grösser würde, noch etwas, das sie verringern könnte. Wenn also gute Handlungen rechts gethan sind (und rechter als Recht gibts nichts) so kan gewis nichts ausgefunden werden, das besser wäre, als das Gute. Es folgt also, daß sich auch die Laster gleich sind, wenn die Bosheiten der Seele Laster verdienen genant zu werden. Weil demnach, wenn die Tugenden sich gleich sind, die guten Handlungen, die aus ihnen entspringen sich auch gleich seyn müssen; so müssen sich auch die Sünden, weil sie aus lasterhaften Gefürnungen fließen, gleich seyn.

Zweytes Capitel.

Von den Philosophen nimst du das, sprichst du. Mir war schon bange, du mögstest sagen: ich hätt' es von den Läden

(*) Man muß hier auf das Gleichniß sehen, das Cicero ausführt. Wer die vorzeichneten Linien bey einem Wettlaufe übersprang, hatte verlohren, es mochte einer Fußbreit seyn, oder zehen, das that zur Sache nichts, die Gränzen waren überschritten. Uebrigens kan ich in Absicht der Sittlichkeit eines Fehlers, Klein, oder groß, aus Muthwillen oder Schwachheit begangen, nicht seyn. Es ist doch wohl ein Unterscheid zwischen einem Mädchen, das das Opfer einer unglücklichen Schwachheit wird, und einer Bettel.

(**) Wenn diese stoischen Brocken dem Leser nicht schmecken; so hat er mit mir gleiches Schicksal. Aber sol ich sie widerlegen? Ich dächte nein.

genommen. So disputirte Socrates. Da sagst du wahrhaftig recht an, denn daß einmal ein so gelehrter und weiser Mann gewesen seyn sol, hat man immer gesagt; ich mögt' indessen gern wissen, (wenn wir uns durch Worte und nicht mit geballter Faust verständigen können) ob man drosenige Gute suchen müsse, was die Kasträger und Lagersöhner dafür erkennen, oder was die gelehrtesten Männer dafür ausgeben? Da besonders nach dieser Meinung nicht allein nichts wahrer, sondern auch nichts nützlicher jemals gefunden werden kan, als das Leben der Menschen. Was kan die Menschen wohl mehr von aller Nachsichtigkeit abhalten, als wenn sie denken müssen, daß unter den Verbrechen kein Unterschied sey? daß es einerley Vergehen sey, die Hände an gemeine Leute, oder an Magistratspersonen zu legen? Man möge durch Hurerey ein Haus verunehrt haben, welches man wolle; so sey das Laster der Unzucht immer dasselbe? Es ist also nichts daran gelegen (so wird Jemand sagen) ob jemand seinen Vater umbringe, oder einen Sklaven?

Wenn du diese Fälle, ohne der Umstände zu erwähnen, so bloß vorlegst; so kan man nicht gut von ihrer Beschaffenheit urtheilen. Wenn dem Vater das Leben nehmen an sich selbst ein Verbrechen ist; so sind die Sagen einer Vatermörder gewesen, welche ihre Väter lieber als freye Leute tödten wolten, als zugeben, daß sie als Sklaven leben sollten. Also kan man sowohl dem Vater biswellen das Leben nehmen, ohne eine Missethat zu begehen, als es Fälle geben kan, wo

man ohne Unrecht keine Sklaven tödten darf. Die Ursache macht also hier den Unterschied; und nicht die Natur, welche, wenn sie mitwirkt, macht, daß der Mörder desto williger zum Verbrechen ist, durch diese Verbindung bleibt das Laster sich noch immer gleich. Und doch bleibt noch ein Unterschied; denn wenn ich einen Sklaven aus Bosheit umbringe, so begeht' ich eine einfache Sünde, tödt' ich aber den Vater, so sündige ich vielfach; ich verführe mich an dem, der mich erzeugt, der mich ernährt, der mich erzogen; der zu Hause und im gemeinen Wesen Versorger war. Dieser Mord ist durch die Vielheit der Verbrechen ein größser Laster, und eben deswegen einer größsern Strafe werth. (*)

Wir müssen aber auf unserer Laufbahn nicht darauf sehen, was für eine Strafe auf jedes Vergehen gesetzt ist, sondern wie viel für uns erlaubt ist. Wenn ihr was thut, das euch verboten ist; so begeht' ihr eine Sünde, und geschieht es wider besser Wissen wider die Gottheit; so ist es das größste Verbrechen. Auch bey Kleinigkeiten? Ja! denn die Moralität der Handlungen selbst können wir nicht bestimmen, wir müssen uns an die Seele halten. Wenn der Schauspieler einen kleinen falschen Sprung that, oder wenn bey'm Deklamiren der Gedichte eine lange Sylbe kurz, oder eine kurze lang ausspricht, wird angezischt und ausgelätscht. Du bist weder Schauspieler noch Dichter, kanst du deine Fehler wohl mit den übrigen vergleichen? Ich bekümmre mich nicht um des Dichters Entschuldigung, sol ich mich nicht unbestomehr

(*) Nach diesem Zuschnitte kan der Todtschlag eines Sklaven ja auch in mehreren Verbrechen zerlegt werden. J. E. Ich hab' einen Menschen erschlagen, er war wehrlos, er hatte auf der Welt ansser seinem Leben nichts, er hat mich durch seine Arbeit ernährt. Die Philosophie des Cicero, die so sehr nach der Stoia riecht, wird den Beyfall eines christlichen Philosophen nicht finden, der sich durch solche sophistische Klauereyen nicht irre machen läßt. Ein Laster ist größser, als das andere, aber nicht immer nach einem arithmetischen Maasstabe.

am den Bürger bekümmern der sein Schulregister durchdenkt, der nach Art der Dichter seine Sünden scandirt, und die kurzen (wie die kurzen Fäße in einem Worte) auch für die kleinsten hält; da doch, wenn gefehlt wird, es durch die Verwirrung des Gemüths und aller Ordnung geschieht? Wenn aber Seele und Ordnung einmal zertrümmet sind; so kan ich mir nichts größeres mehr hinzudenken, wodurch der Fehler noch schlimmer werden könnte.

Viertes Paradoxon.

Alle Narren sind unsinnig.

Hat nur

ein Capitel.

Ich wil dir jetzt nicht zeigen, Elobius, daß du ein Narr, ein Schurke seyst, denn das hab' ich schon ebedem gethan; sondern durch die bündigsten Beweise wil ich dich überführen, daß du unsinnig, daß du rasend bist. Kan der Geist eines Weisen, dem Geduld bey'm Unglück, Toleranz bey menschlichen Vorfällen, Verachtung des Glücks und alle mögliche Tugenden Schutzmauren sind, kan der besiegt; kan der durch Sturm gefesselt werden, den die ganze Stadt nicht einmal aus seiner Fassung bringen kan? Was ist aber die Stadt? Etwa ein zusammen gelauferer Haufe von Dieben und Unsinnigen? oder eine Menge Landläufer und Mörder, die sich an einem Orte niederlassen? Das wirst du gewis gnug leugnen. War aber dazumal Rom eine Stadt, als in ihr keine Gesehe mehr galten, die Gerichte darnieder lagen, unre Sitten mörderisch waren; da das Schwert auf den Magistrat gezückt wurde, und der Senat keine Gewalt mehr hatte? War Rom noch eine Stadt, als sich eine Bande Räuber in ihr

befand? als man unter deiner Anführung auf öffentlichem Markte mordete? als durch deine Spitzbüberey und Wuth die Reliquien der Catilinischen Verschwörung das Oberste zu unten kehrten? Also bin ich nicht aus der Stadt geloffen, weil keine da war, man rief mich wieder zurück, als wir wieder einen Consul hatten, welcher vor dem nicht war, als der Senat wieder in Activität war gesetzt worden, dessen Ansehen vorhin gestürzt war, als der Wille des Volks wieder frey, und Recht und Gerechtigkeit, die Bande der Stadt, wieder da waren. Siehe aber, wie ich deine mörderische Tücke verachtet habe. Deine Spitzbübereyen gegen mich hab' ich für nichts geachtet — sie haben mich nie gerührt, selbst da nicht, als du mein Haus niederriffest, oder deine schelmische Fackel zum Mordbrennen an die Dächer brachtest. Ich halte nichts für mein Eigenthum, was für das Eigenthum eines andern, was entwandt, genommen oder verlohren werden kan. Wenn du mir die göttliche Standhaftigkeit meiner Seelen, meine Vorsorge, meine Wachsamkeit, meine Rathschläge, was durch die Republick auch wider deinen Willen ist erhalten worden, den Nachruhm dieser nie zu vergessenden guten Handlung gegen mein Vaterland, ja! wenn du mir dies Herz, aus dem diese heilsamen Rathschläge entsprossen sind, hättest rauben können, dann wolt' ichs gesehen, daß ich von dir beleidigt wäre. Da du dis aber weder gethan hast, noch thun hast können; so hat mir deine Bosheit eine Ehrenvolle Zurückkehr, nicht aber eine unehrliche Entweichung verursacht. Ich blieb also immer ein Römischer Bürger, und damals am meisten, da der Senat meine Wohlfarth, als die Wohlfarth des besten Bürgers, fremden Nationen empfahl. Du aber bist jetzt nicht einmal ein Bürger mehr, es müste denn Feind und Bürger einerley seyn.

(Die Fortsetzung künftighin.)

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

24te Woche. 1776.

Cicero's Paradoxa.

Zum erbaulichen Gebrauch übersetzt von J. M. Schwager.

(Fortsetzung.)

Unterscheidest du etwa den Bürger vom Feinde durch die Eingeburth und den Ort, und nicht durch seine Gesinnungen und Handlungen? Du hast auf öffentlichen Märkte einen Mord begangen, du bist in Gesellschaft bewaffneter Mörder in die Tempel eingedrungen; die Häuser der Bürger und heilige Gebäude hast du mit Feuer verbrannt. Warum heißt der Spartacus ein Feind, wenn du ein Bürger bist? Kannst du ein Bürger seyn, da wir um deinetwillen einmal keine Stadt mehr hatten? und du nennst mich mit deinem Namen einen Vertriebenen, da es alle gestehen, daß mit mir die Republik selbst fortwanderte? Toller Kerl, siehst du nie um dich? Bekümmerst du dich nie darum, was du thust und sprichst? Weist du nicht, daß eine schändliche Verweisung eine Strafe sey? Daß ich meine Reise um der herrlichsten Thaten willen, die ich selbst verrichtet, unternommen habe? Alle Lasterhafte, und Bösewichter, für deren Anführer du dich selbst bekennst, welche die Gesetze mit der Landesverweisung bestraft wissen wollen, sind wirkliche Verwiesene, wenn sie auch gleich nicht von der Stelle gekommen sind.

Da dich alle Gesetze vertrieben wissen wollen, wirst du es nicht werden? Heißt der nicht ein Feind, den man (zum Aufruhr) bewaffnet gefunden hat? Vor dem Senat hat man deinen Dolch erhascht — welcher jemand getödtet? Du hast mehr als einen ermordet. — Der Mordbrennerey angestiftet? Du hast den Tempel der Nymphen mit eigener Hand zerstöhrt. — Welcher die Tempel entheiligt? Du hast selbst auf dem Markte ein Lager aufgeschlagen. Aber warum soll ich mich auf die gemeinen Gesetze berufen, nach denen allen du verbannet bist? Dein getreuer Mitschuldiger (Piso) hat einen Freyheitsbrief für dich ausgewirkt, daß du (wegen angeklagter Blutschande) der guten Göttin, statt vertrieben zu werden, opfern solltest. Aber du pflegst dich dessen noch zu rühmen. Warum erschrickst du denn nicht vor dem Namen eines Verwiesenen, da du doch nach so vielen Gesetzen einer bist? Ich bin in Rom, sprichst du; Ja, du bist auch beyhm Martar der Göttin gewesen. Man hat dadurch die Gerechtsamen eines Orts noch nicht, weil man da ist, wenn sie die Gesetze einem nicht geben,

Fünftes Paradoxon.

Nur der Weise ist frey, der Narre ein
Sklave.

Erstes Capitel.

Vorbericht des Uebersetzers

Man weiß nicht, wen Cicero hier striesgelt, Einige nennen den Tarquinius, andere den Sylla, noch andere den L. Lucullus, und einige meynen, M. Antonius sey gemeyn.

Man mag diesen Feldhern loben, ihn so nennen, oder ihn des Namens würdig achten. Wie, oder welchem freyen Römer soll er befehlen, er, der seine eigene Leidenschaften nicht bändigen kann? Laßt ihn erst seine Begierden im Zaume halten, laßt ihn die Wohlthat verachten, den Zorn bändigen, den Geist bezwingen und die übrigen bösen Gemüthsneigungen bezähmen, und dann mag er anfangen, andern zu befehlen; wenn er erst aufgehört, seinen unverschämtesten Tyrannen, der Schmach und Schande zu gehorchen. So lang' er diesen aber noch fröhlet; so kann ich ihn nicht allein für keinen Befehlshaber — Nein! nicht einmal für einen freyen Menschen halten. Deutlich und oft genug haben dies die gelehrtesten Männer gesagt, auf deren Ansehen ich mich nicht steifen würde, wenn ich diese Rede vor Frauen hielte; Da ich aber vor den Verständigsten rede, welchen dies nichts Unerhörtes ist, warum sollt' ich mich anstellen, als wenn ich alle Erfahrungen, die ich meinem Nachforschen zu danken habe, wieder vergessen hätte? Die erfahrensten Männer haben also gesagt: daß außer einem Weisen Niemand frey sey. Was ist aber die Freyheit? Die Macht, zu leben, wie du willst. Wer lebt aber anders nach seinem eigenen Gefallen, als der, der Recht und seine Pflicht mit Freuden thut, und sich Beruf und Lebensart nicht ohne kluge Ueberlegung gewählt hat? Der nicht aus Furcht vor Strafe den Befehlen gehorcht, sondern ihnen

nachlebt, und sie ehret, weil er für sein Bestes hält; der nichts sagt, thut, noch denkt, als frey und ungezwungen; dessen sämtliche Rathschläge und Handlungen aus eigener überlegter Wahl entspringen und gethan werden? und gilt wohl etwas mehr bey ihm, als sein Wille und Urtheil? Dem das Stück selbst weicht, (das sonst doch, wie man sagt, die höchste Gewalt hat) wie der weise Dichter sagt: suis cuique fingitur moribus. Nur der Weise thut also nichts wider Willen, bereut nichts, wird zu nichts gezwungen. Daß dies Wahrheit sey, kann nicht ohne viele Worte gesagt werden, — gestehen kann man's kurz und gut, es müßte denn Jemand so angeschossen seyn, zu behaupten: es sey Niemand frey. Die Schurken sind also alle Sklaven, und dies ist, da man's sieht, und da es uns genug gesagt wird, eben nichts Unerwartetes, noch Wunderbares. Man behauptet zwar nicht, daß sie solche Sklaven sind, wie die leibeigenen Knechte, welche zum Leibeigenthum ausdrücklich verkauft sind, oder in politischer Rücksicht, sondern wenn es eine Sklaverey ist, wie denn dies nicht geleugnet werden kann; so ist es Folgsamkeit gegen ein verdorbenes und verworrenes Gemüth, das (zum Guten) keinen freyen Willen mehr hat; wer kann es nun noch leugnen: daß alle Leichtsinrige, Wohlthätlinge und Schurken Sklaven sind?

Das zweyte Capitel.

Ist der frey, dem sein Weib gebietet? dem es Befehle aufbürdet, vorschreibt, befiehlt, verbietet, was ihm gefällt? der sich ihren Befehlen nicht widersetzen darf, und sich nicht unterseht, ihr etwas abzuschlagen? Der ihr gleich geben muß, was sie fordert? Der den Augenblick da seyn muß, wenn sie ruft? Der sich gleich wegschieren muß, wenn sie ihn wegweist? und zittern, wenn sie nur droht? Ich meinerseits halt' ihn nicht allein für einen Sklaven, sondern selbst für den allererschlingelhaftesten Sklaven auf Gottes Erdboden, und wenn er auch vom höchsten Adel wäre,

In einem großen Hause gibt es einige, wie sie selbst meinen, angesehenere Sklaven, z. B. diejenigen, die zum Dienste der Statuen und Bilder der Götter, oder zum Reinhaltenden und Auszieren der Gärten gehalten werden, Sklaven bleiben sie indessen immer. Von gleichem Schlage sind die Narren, die ihre größte Freude an Statuen, Gemälden, getriebener Silberarbeit, Corinthischen Kunstwerken, oder prächtigen Gebäuden haben. Aber wir sind, sprechen sie, die Herren der Stadt: ihr send ja nicht einmal Herren eurer Mißsklaven. So, wie in einem Hause das die Sklaven der niedrigsten Gattung sind, welche Bohnen, besalben, anstreichen und besprengen (kurz, die niedrigsten Geschäfte verrichten) müssen; so sind diejenigen Bürger es auch, welche an dergleichen Sachen ihren einzigen Gefallen haben.

Ich habe große Kriege geführt, spricht du, bin Stadthalter über große Reiche und Provinzen gewesen. Nun, so beträge dich auch so, daß man dich schätzen könne. Aber da hält dich ein Gemälde des Eschjo, oder eine Bildsäule des Polyketes in dummen Staunen zurück. Ich mag es nicht einmal untersuchen: wo du die schönen Sachen herhabst? auf welche Art du daran kaufst? Gnug, wenn ich dich so starren, bewundern und ansehn sehen; so kann ich nicht umhin, dich für den Sklaven aller deiner Puppen und Steskenpferde zu halten. Aber sind die Sachen nicht schön? Das sind sie, denn ich verstehe mich auch ein wenig darauf. Aber, ich bitte dich, halte sie doch nicht für schön genug, Fesseln der Männer zu seyn, sondern für Puppen der Kinder. Was meinst du, wenn L. Mummius Jemand der Gecke sähe, der sich an einem schönen Corinthischen Nachtopfe nicht satt sehen könnte, da er ganz Corinth würde verachtet haben; sollt' er seinen

Mann wohl, für einen vortreflichen Bürger, oder einen Sklaven, dessen Amt es ist, im Kunstkabinette den Staub weg zu wischen, halten? Wenn Man. Curius, oder ein andrer seiner Denckungsart wieder aufstehen sollten, sie, die auf ihren Landhäusern und in ihren Häusern in der Stadt nichts Schönes, keine Zierathen hatten, als sich selbst, und sähen den großen Mann, der dem gemeinen Wesen in die Mast gegeben ist, selbst seine Wärbchen aus dem Fischbehälter heraus nehmen, sie zubereiten, oder sich was auf die Menge seiner Narren zu gute thun, würden sie ihn nicht für einen solchen Sklaven halten, dem man in einem Hauswesen keine wichtigere Geschäfte auftragen könnte? Ist deren Sclaverey noch zweifelhaft, die, um ihre Güter zu vermehren sich die äußerste Niederträchtigkeiten gefallen lassen? In welcher kriechenden Ungerechtigkeit ist der nicht sähig, der auf Erbschaften hofft? Auf welchen Wink des alten Reichens, der ohne Erben ist, gibt er nicht Achtung? Er spricht ihm nach dem Maul, er thut alles, was er ihm befehlt, heuchelt, sitzt bey ihm, beschenkt ihm. Was haben diese Freyes? Was fehlt ihnen zu einem ungeschickten Bengel vom Sklaven?

Drittes Capitel.

Aber was hat diese Sucht, die so frey scheinen soll, von Ehre, Würde und Hoheit? Wie hart, wie gebietrisch, wie heftig ist die Tyrannin! Zwingt sie nicht diese, die sich selbst für sehr angesehen halten, vor dem Cethegus, dem zu einem schlechten Kerl nicht viel fehlt, zu kriechen? ihm Geschenke zu schicken? bey Nachtzeit ihn zu besuchen? ihn (um eine Ehrenstelle) zu bitten, ja, unterthänig anzulieben? Was ist Sclaverey, wenn ihr dies noch Freyheit nennen könnt? (*) Was ist sie, wenn auch die Leidenschaften

(*) Da sieht man den alten Knasterbart! Heut zu Tage heist das Hofiren vor schlechten Kerls nicht mehr Niederträchtigkeit. Wie sollte mans auch anders machen, denn sein bißchen Brodt will doch gern ein Jeder haben? und so genau kann mans nicht immer nehmen, man kennt ja die Welt wohl.

verlassen, und eine andere Tyrannin ihre Stelle einnimmt, die Furcht, die Tochter eines bösen Gewissens? Wie groß ist dieß Elend! wie hart die Sklaverey! Denen, die den Kindern an Pflaundersucht wenig nachgeben, müßt ihr hofieren, und die etwas von euren Schelmereyen wissen mögten, müßt ihr als Tyrannen fürchten. Welche Gewalt hat aber der Richter über euch! Welche Furcht jagt er den Missethättern ein! Ist nicht eine jede Furcht eine Sklaverey? Wozu also die mehr wortreiche, als weise Rede des beredeten Mannes, L. Crassus, befreyt uns von der Sklaverey? Was ist jene Sklaverey für einen so berühmten, so vornehmen Mann? Denn jede Furcht eines schwachen, niedrigen und verdorbenen Gemüths ist Sklaverey. Laßt uns doch Niemanden dienstbar werden. Will er etwa die Freyheit aufrecht erhalten? Nichts weniger. Was sagt er denn weiter? auffer uns allen. Er will nur den Tyrannen verwechseln, frey will ich nicht seyn. Denen wir es können und sollen. Wir aber, wenn wir anders einen hohen, erhabenen und durch Tugend groß gemachten Geist haben, wir können es nicht, und sind es auch nicht schuldig zu thun. Von dir selbst magst du sagen, daß du es kannst, weil du es freylich kannst, aber sprich nicht, daß man dazu verpflichtet sey, denn der Mensch ist zu nichts verpflichtet, als — kein Schurke zu seyn. Doch hiervon nichts mehr. Er mag zusehen, auf welche Weise er ein Befehlshaber seyn könne, da ihn doch Vernunft und Wahrheit überzeugen: daß er nicht einmal frey sey.

Sechstes Paradoron.

Nur der Weise allein ist reich.

Erstes Capitel.

Was ist (du reicher Croffus!) deine unverschämte Prahlerey, wenn du von deinem

Reichthum erzählst? Bist du allein reich? O! ihr Götter! Ich sollte mich nicht darüber freuen, daß ich was gelernt, was erfahren habe? Bist du allein reich? Was bist du, wenn du nicht einmal reich bist? Wenn ich dir beweise, daß du sogar arm bist? Was verstehen wir denn durch einen Reichen? oder welchen Menschen sollen wir so nennen? Ich denke den, der so viel hat, daß er frey leben kann und vergnügung ist, welcher nichts sucht, nichts wünscht, und nichts weiter verlangt. Dein Herz muß dich reich nennen, nicht die Stimmen anderer Leute, oder deine großen Besitzungen. Der Reiche muß nicht fehlen, daß ihm noch etwas fehle, er muß nicht nach mehrerem dürsten. Er hat genug, aber ist er auch mit seinem Gelde zufrieden? Wenn du in dem Falle bist; so gesteh' ichs, du bist reich. Wenn du aber aus Geiz keinen Gewinn für schändlich hältst, wenn du glaubst, beym Senat könne kein einziger ehrlich bleiben, wenn du täglich stiehlest, betriegst, forderst, dich bereicherst, wegnimmst, entwendest, wenn du deine Collegen beraubst, den Schatz plünderst, wenn du dich nach dir günstigen Testamenten deiner Freunde sehnst, oder sie nicht einmal erwartest, sondern selbst falsche Testamente unterschiebest, sind dies Merkmale eines Reichen oder eines Armen? Der Geist des Menschen nicht sein Koffer pflegt reich genannt zu werden. Wenn dein Koffer voll ist, und du bist leer, so werd' ich dich nicht für reich halten. Denn nur nach den Schätzen der Seele, wenn sie ihrer genug hat, wird der Reichthum des Menschen bestimmt. Hat Jemand eine Tochter? O! da muß Geld seyn. Hat er zwey? Da muß noch mehr seyn. Hat er gar mehrere; so wird auch mehr Geld erfordert. Und wenn ihrer fünfzig wären, als so viele Danaus soll gehabt haben; so erfordert ja so mancher Braut-Schatz viel Geld.

(Der Beschluß künftigt.)

Mündensche Beyträge

zum

Neuzen und Vergnügen.

25te Woche. 1776.

Cicero's Paradoxa.

Zum erbaulichen Gebrauch übersetzt von J. M. Schwager.

(Beschluß.)

Wer Reichthum richtet sich, wie ich vorhin sagte, nach dem, was man bedarf. Wenn einer demnach nicht viel Lächer, dagesen aber unzählige Begierden hat, welche in kurzer Zeit die größten Schätze erschöpfen können, wie soll ich den reich nennen, da er es selbst fühlt, daß er dürftig ist? Es haben es viele von dir gehört: daß Niemand reich sey, der nicht das ganze Kriegs-Heer aus eigenem Vermögen unterhalten könne, welches doch jetzt das ganze Römische Volk mit allen Auflagen kaum kan. Also kanst du, nach diesem Grundsatz, nicht eher für reich gehalten werden, bis man von deinem Vermögen so viel nimt, mit dem du sechs Legionen, und eine ganze Menge Hülfssoldker, Cavallerie und Infanterie, unterhalten könnest. Du bekennst es also, daß du so reich nicht seyst, da dir noch so viel fehlt, die gewünschte Summe vollzählig zu machen. Also hast du deine Armuth, oder vielmehr Dürftigkeit, ja Betteley niemals verborgen.

Zweytes Capitel.

Diesigen, welche auf eine ehrliche Art, durch Kaufmannschaft, Arbeit, oder durch Beytreibung herrschaftlicher Gefälle ihr Brodt suchen, geben dadurch zu verstehen, daß sie dieses Erwerbs bedürftig sind. Wer auch in deinem Hause so Kläger und Richter verbündet zusammen siehet, wie unter deiner Anführung Spizhuben und reiche Schuldige das Gericht bestechen; wie du Sachwalter der Schurken um Lohn bist; die Dürgschaften bey den Zusammenkünften derer, die eine Bedienung suchen; wie ihr eure Freygelassenen in die Provinzen schickt, sie zu verheeren und zu plündern; die Nachbaren verjagt; Straßenraub auf öffentlichem Felde begeht; wie ihr euch mit Sklaven, Freygelassenen und Schußgenossen (Clientes) verbündet; Grundstücke ohne Besitzer sind; die Verjagung der Vermögenden; die Mordthaten in den Freystädten; wer sich der Hinrichtung zu Sullanus Zeiten erinnert; der falschen Testamente;

B 5

was so viel Menschen erlitten haben; wer endlich sieht, daß alles bey euch feil sey; wie ihr Ehrenstellen bey dem Heer und das Recht um Geld verkauft, ums Geld Stimmen; ums Geld die Gerechtigkeit auf dem Markte und zu Hause; wie ihr für Geld spricht und für Geld stillschweigt: — Wer sieht nicht, daß Crassus es dadurch selbst genug eingestekt, daß er noch Vermehrung seines Vermögens bedürfe? und wer das noch bedarf, kan man den wohl jemals reich nennen? Wenn die Frucht des Reichthums in der Menge besteht, und Menge darin, daß man an allem genug, an allem Ueberfluß hat, und du niemals so weit, (deiner Meinung nach,) kommen wirst; so wirst du auch in deinem Leben nicht reich werden. Da du meinen Reichthum verachtetest, und mit Recht; (denn er ist in den Augen des großen Hauses mittelmäßig, in dem deinigen gar nichts und in den meinigen mäßig) so wil ich von mir schweigen und von der Sache selbst sprechen. Wenn wir die Sache prüfen und schätzen sollen; Was sollen wir endlich am meisten schätzen? Das Geld, welches Pirrus dem Fabricius gab, oder die Enthalttsamkeit des Fabricius, der es nicht annahm? Ob das Samnitische Gold, oder die Antwort des Man. Curius? Die Erbschaft des L. Paullus oder die Freygebigkeit des Scipio, der seinen Theil der Erbschaft dem Bruder des Erblassers N. Maximus zurück gab? Wahrhaftig das, was von den größten Tugenden zeugt, ist weit schätzbarer, als das Geld. Wenn der also der reichste ist (wie man insgemein dafür hält) der am meisten besitzt, wer wolt da noch wohl daran zweifeln, daß in der Tugend Reichthum sey? Also sind keine grosse Landgüter, keine Zauberkrast des Goldes und des Silbers der Tugend gleich zu schätzen.

Drittes Capitel.

O! ihr unsterblichen Götter! Die Menschen wissen es nicht, welch' ein Schatz die Sparsamkeit sey! Denn ich komme jetzt

auf den Verschwender, und verlasse uns fern Getzvals. Ihm bringen seine Landgüter 600 Sestertien ein; die meinigen mir nur 100. Er hat auf seinen Landhäusern vergoldete Dächer, marmorne Fußböden; an Statuen, Gemälden, prächtigen Möbeln und Kleidern kan er nicht gnug kriegen, und doch reichen seine Einkünfte nicht einmal hin, seine Zinsen zu bezahlen, geschweige noch oben drein, seinen Aufwand zu bestreiten. Von meinen geringen Einkünften schießt, nach Abzug der nöthigsten Ausgaben, immer noch ein Weniges über. Wer ist von uns beyden nun der Reichste? der nicht auskومت, oder dem was überbleibt? Wer Mangel hat, oder Ueberfluß? Dessen größere Besizung auch desto mehr kostet, im Stande zu bleiben, oder die sich durch ihre eigene Kräfte erhält? Aber was sol ich von mir reden, der ich von dem Fehler unserer Sitten und Zeiten, vielleicht selbst von dem Irrthum unsres Jahrhunderts nicht ganz frey bin? Manius Manilius zu unserer Väter Zeiten (damit wir nicht immer die Curiaffe und Fabriciaffe im Munde führen) war also wohl arm, denn er hatte nur ein kleines Häuschen in Carinula und ein Bauegut zu Labicum. Sind wir etwa reicher, weil wir mehr haben? Ich wünschte, wir wären! Nicht nach dem Gelde, sondern nach unsern Bedürfnissen müssen wir den Reichthum bestimmen. Nicht begierlich seyn, ist Geld, und sich nicht von der Lust, alles, oder viel zu kaufen, hinreißen lassen, ist Einkommen; mit seinem Schicksale aber zufrieden seyn, ist der größte und sicherste Reichthum. Wenn unsre listige Aestumatoren die Wiesen und einige städtische Hofräume demnach zu einem so hohen Preise anschlagen, daß diese Art Gründe fast mehr nachtheilig, als vortheilhaft ist, um wie höher ist die Tugend anzuschlagen, welche nie weder mit Gewalt, noch heimlich uns genommen werden kan, die weder durch Schifbruch, noch Brand verlohren geht, noch durch die Verwüstung des Sturms, noch der Zeit verändert wird? Wer damit

beglückt ist, ist allein reich, denn er besitzt einträglich und unvergängliche Schätze, er allein ist mit seinem Schicksal zufrieden, welches dem Reichthum eigenthümlich seyn sollte. Er begnügt sich mit dem, was da ist, er verlangt nichts, bedarf nichts, fühlt nicht, daß ihm was fehle, und bittet um nichts. Schlechte Leute aber, und Geizhalse, ob sie gleich ungewissen und dem Verlust unterworfenen Reichthum besitzen, verlangen immer noch mehr, und noch hat man ihrer bisher keinen gefunden, der mit dem, was er hat, zufrieden gewesen wäre. Man kan sie also zwar begütert und reich nennen, aber zugleich auch dürftig und arm.

Nachschrift des Uebersetzers.

Noch hab' ich Raum auf meinem Bogen, und als ein guter Haushälter laß ich nicht gern was ungenutzt. Ich habe dem Leser also noch gerade so viel zu sagen, als der Raum gestattet.

Ob unsere Paradoxa behagt haben? ob sie genützt? den Fleck getroffen? Das alte Kleid für Römer hat vielleicht ein wenig geschadet, der Verdacht wider den Stoiker auch? Freunde, ich kenne keinen Römer keinen Stoiker — ich kenne nur die Wahrheit, und davon hat uns Cicero einiges sehr Wahrhaftes mitgetheilt. Wollen wir ja bisweilen an den Römer und das graue Alterthum denken; so sey es mit der Bewundrung, daß die Wahrheit — schon so lange Wahrheit gewesen sey, und fällt's einem und dem andern ein: daß Cicero ein Heide gewesen; so vergesse er auch nicht, daß der Heide uns beschämt.

Die feurigen Verehrer der Alten bewundern alles, was in Athen und Rom gesagt und geschrieben, selbst, was da gefaselt wurde. Bisweilen wird das Ding ein leibhaftiges Steckpferd, und ein stätiges oben drein. Aber diesen Antiquarien mögt'

ich gern ein Wort der Ermahnung ans Herz legen. Solte die Sittenlehre Davids Salomons, Syrach's, Jesu und seiner Vothen nicht noch ein Wenig besser seyn, als alles was uns Griechenland und Welschland je gegeben hat, und hat geben können? Sie trägt das Gepräge des Alterthums an sich, aber auch das Gepräge der Wahrheit und Vortreflichkeit — des Ursprungs aus dem Himmel selbst. Ich habe ehrliche Freygeister gekant, die allein durch die Vortreflichkeit der Moral Jesu für das Christenthum wieder gewonnen wurden — aber sie waren ehrliche Männer, sie irrten nicht aus Mode, und halsstarrig waren sie gar nicht, wenn die Wahrheit ihnen einleuchtete.

Doch dies neben her! Cicero sagt uns Wahrheiten, die seinem Herzen Ehre machten, und solche, die auch für uns brauchbar bleiben, wenn sie gleich schon vor bey nahe 1800 Jahren gesagt wurden. Wir hätten sie, ohne Ruhm zu melden auch sagen können, aber viele Leser wollen ohne Auctorität nicht glauben, und für diese Leser mußten wir doch auch was haben.

Was die Uebersetzung betrifft; so gesteh' ichs: daß ich das Gefühle nicht immer glücklich genug habe ausdrücken können. Ich bin nicht im Stande den deutschen Leser so zu begeistern, als michs der lateinische Cicero that, und selbst im Deutschen wird mancher das nicht dabey fühlen, was ich fühle, der sich nicht in meine Lage versetzen kan. Unvollkommenheit ist das menschliche Erbtheil. Sklavisch hab' ich nicht übersetzt. Ponderare verba non numerare sol der Uebersetzer nach dem Cicero — und ich bin ihm gefolgt. Es können sogar Stellen verunglückt seyn, woran mein Exemplar Schuld hat — oder auch ich selbst, — wie man will. Vielleicht staunt man das ganze Ding mit einer kleinen Verachtung an. Mag's doch, denn ich — Doch der Bogen ist voll.

Die beschämende Fabel.

Ein Geistlicher, und ein sogenannter Freygeist stritten mit einander über Religionswahrheiten. Wie nun dergleichen Streitigkeiten gemeiniglich fruchtlos ablaufen; indem der erstere seiner guten Sache nichts vergeben konnte, und der andere den besten Vorsatz hatte, sich nicht überzeugen zu lassen; sondern nach der gewöhnlichen Freygeisterlaune, durch witzige Spöttereyen, und dumme Zweifel, an dem Prediger zum Ritter zu werden, so gieng es auch hier. Wir wollen von dieser Materie abbrechen, sagte der Prediger; nur erlauben sie mir, daß ich ihnen zum Beschluß eine Fabel erzählen möge, wovon sie eine beliebige Anwendung machen können.

Wie Noah seine Arche erbauet hatte; so legte er eine Laufbrücke an, damit die Thiere bequem darüber hinein gehen könnten. Die Einschiffung nahm ihren Anfang. Eine grosse Menge von Thieren ging hinüber, ohne Gefahr zu befürchten. Dafür war ihnen

des Vater Noah Ehrlichkeit Bürge, auf die sie sich getrost verließen.

Endlich kam die Reiske auch an den Esel. Dieser, wie er vor die Brücke kam, stuchte, machte ein Paar Männchen, und sagte zum Noah: »Rein so unvorsichtig gehe ich nicht zu Werke. Ehe ich mich auf die Brücke wage, muß ich zuvor wissen, wer sie gebauet hat? warum sie gebauet worden? ob sie auch stark genug sey? ob sie wol vom Bord abgleiten könne? wohin sie mich bringen werde? und was dort meine Bestimmung seyn solle? Alles dieses muß du mir erst so überzeugend demonstrieren, daß nicht der geringste Zweifel, oder Einwurf statt findet, sonst setze ich keinen Fuß auf deine Brücke.«

Was? erwiderte Noah, der Elephant, das Kameel, der Stier, das Pferd, und so viel andere größere und klügere Thiere, als du bist, sind auf mein Wort glücklich hinüber gegangen, und du dummer Esel allein willst raisonniren? Marsch! fort mit dem Esel!

Von der Heilkraft der Kresse.

Man meldet von Niz in Provence, daß eine Frau von 33 Jahren, nachdem sie seit langer Zeit Blut und nachher Eiter ausgeworfen hatte, in eine Auszehrung gefallen ist, welche der angewandten Hülfe des Arztes gänzlich widerstand. Man hatte ihr die Eselsmilch angerathen, aber da ihr Magen alle Arten von Milch nicht vertragen konnte, so wurde die Veränderung der Luft beschloffen. Wie sie auf dem Lande angelangt war, mußte sie sich allem Eigensinn eines verdorbenen Magens aussetzen, bis ihr ein Bauer vorschlug, täglich 3 oder 4 Hände voll Kresse in ohngefähr 2 Quart Wasser zu kochen, dieses mit etwas Zucker versüßte Getränk zu trinken, und statt aller Nahrung das Uebergebübene der Kresse zu essen. Auf die Versicherung dieses Bauers, daß ihn dieses Mittel selbst geheilet hätte, befolgte die

Kranke dieses strenge Fasten während einen ganzen Monat, so gar, daß sie kaum sich erlaubte, bisweilen eine dünne Reisuppe zu essen. Der Ausgang war der glücklichste. Der Auswurf verminderte sich täglich, der Husten legte sich, der Appetit fand sich mit dem Schläfe wieder ein, die Kräfte sind wieder hergestellt und die Kranke hat eine vollkommene Gesundheit erlangt. Der gereinigte Saft der Kresse ist empfohlen worden, und die angeführte Beobachtung bestätiget die bekanten Eigenschaften dieser Pflanze von neuem. Man muß auch anmerken, daß die Art, wie es die Kranke gebraucht hat, die Wirksamkeit desselben ansehnlich hätte vermindern sollen, denn man weiß, daß das Kochen die Kräfte der einfachen Arzeneyen verändert.

Rindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

26te Woche. 1776.

Vom Spergel, einem in der Oekonomie merkwürdigen Futterkraute.

Der Spergel, beyhm Linnæus *Spergula arvensis* genant, wird in verschiedenen ökonomischen Schriften als ein nützlichcs Futterkraut angegeben. Die Vorzüge, welche ihm beygelegt werden, trifft man mehrentheils alle im ersten Theil des Hausvaters an. Doch gesteht der Verfasser, daß er zwar den Anbau desselben in der Gegend vom Rheine gesehen; aber selbst keine Versuche damit angestellt habe, sondern nur, aus dem von andern ihm beygelegten Lobe, von seinem Nutzen urtheile.

Ein gewisser vornehmer Oekonom, im Bremischen Amte Deberkese, hat sich dadurch ein wahres Verdienst erworben, daß er dies Kraut vor ungefähr 2 Jahren in dieser Gegend bekant gemacht. Den Bauern, die sonst gemeinlich zu dergleichen Neuerungen, wie sie es nennen, gar nicht geneigt sind, sondern immer lieber beyhm Alten bleiben, ist doch der Nutzen und die Brauchbarkeit desselben so einleuchtend und sichtbar gewesen, daß sich dessen Anbau hier geschwinde und ziemlich verbreitete.

Da ich bey dieser Gelegenheit dies Kraut habe kennen gelernt, und von seiner unstreitig grossen Nützlichkeit hin überzaget worden, und da ich weiß, daß es noch an sehr vielen Orten völlig unbekant ist; so glaube ich, daß vielen meiner Leser, und besonders den Liebhabern der Oekonomie, diese Nachricht davon nicht unangenehm und mißfällig seyn werde.

Die Eigenschaften, welche der Verfasser des Hausvaters dem Spergel, jedoch aus fremder Erfahrung, beylegt, will ich zugleich hersehen, und dabey bemerken, in wie fern ich solches richtig befunden habe.

In Absicht der Gestalt dieser Pflanze, und ihrer verschiedenen Namen, meldet er folgendes:

„ Die Pflanze ist sehr klein und unansehnlich, wächst fast nicht über Schuh hoch,
 „ hat dünne, knotige etwas fettige Sten-
 „ gel; feine, Faden ähnliche Blätter,
 „ Folia fibformia; kleine, magere, unansehnliche, der Hänerniere oder *Alsine* ähnliche, grünweißliche (oder vielmehr gelb-

„weislische) Blumen, und einen feinen
„schwärzlichen Saamen.“

„Bernhard nennet es auf deutsch Sparg,
„Steinleberkraut, oder Herzfreund; in
„Sachsen heisset es Kndterich, auch der
„lange Knebel. In Westphalen Sparg
„oder Sperk. In Böhmen und Schlessien
„Mariengras oder Käsegras. In der
„Oberlausitz Knerich. In Drabant
„Spurje oder Spurgel.“

Hier im Bremischen wird er auch, wie
in Drabant, Spurje genant.

„Man findet diesen Spergel hin und wie-
„der auf bestellten Feldern wild wachsen.“

Der wilde Spergel wächst häufig zwi-
schen Buchweizen, und im Garten unter den
gelben Wurzeln, und wird an einigen Orten
von den Bauern Jarr genant. Er sieht
dem ordentlichen Spergel ganz ähnlich, auf-
ser, daß er etwas mehrere und feinere Blät-
ter hat, und der Saamen davon völlig
schwarz ist, dahingegen jene Saamenkörn-
chen ein kleiner, weißlicher Rand umgiedet.
Gewöhnlich wird er nicht so groß, fattert
auch nicht so gut, ob ihn gleich das Vieh gern
frist. Aus Mangel des Saamens von dem
echten Spergel haben wohl Hauswirthe von
diesem Saamen gesamlet, und damit nach
der Ernte Acker besäet. Allein er kömmt
entweder gar nicht auf, oder bleibt doch sehr
klein und unfruchtbar. Hieraus würde ich
schließen, daß er vielleicht im Herbst nicht
wachsen wollte, wenn man mich nicht ver-
sichert hätte, daß man ihn auch mit keinem bes-
sern Erfolg schon im Frühling gesäet habe.
Er scheint sich also wohl lieber selbst säen zu
wollen.

*) Im VI. Theile de la Culture des terres de M. Duhamal S. 149. ist dies Kraut be-
schrieben, und in einem Kupferstiche vorgestellt worden.

„Erhard handelt davon umständlich im VI. Theil der Pflanzenhistorie
S. 273. und fast in allen ökonomischen Werken geschiehet dessen Erwäh-
nung.“

Die vom Spergel angeführten Vorzüge
sind diese:

„1) Er kömmt am besten im magern
„Sandlande fort, wo es schwer hält ande-
„re Futterkräuter anzuziehen.“

Daß er auf dem magern Sandlande am
besten geräth, ist unstreitig zu viel gesagt.
Denn die Erfahrung lehret, daß er desto
größer werde, und geschwinder wachse, je
fetter das Land ist, und je weniger der Düns-
ger noch aus demselben heraus gebauet wor-
den. Daß er im Sandlande überhaupt am
besten fortkomme, kann richtig seyn. Ich
habe ihn wenigstens auf keinem Lande von
einer völlig andern Art wachsen gesehen.
Man kann auch zugeben, daß er auf magern
Sandlande wächst, wo andere Futterkräu-
ter nicht gerathen. Allein hier muß man
vermuthen, daß er zu klein bleibt, und nicht
allemaal nutzbar wird. Und wenn er auch
ziemlich geräth; so würde er doch immer bes-
ser geworden seyn, woserne der Acker nicht
so mager gewesen wäre.

„2) Man kann ihn auf das Rockenfeld
„säen, also dieses, wenn der Rocken abge-
„erndet ist, da es doch müßig liegen wür-
„de, zum zweytenmale zur Sommerung
„nutzen.“

Auf diese Weise wird er auch in der hies-
igen Gegend gebauet. Und da er wegen
der wärmern Witterung am besten und ges-
chwindesten aufgethet, wenn er frühe ge-
säet wird; so kann man, um dieses zu be-
werkstelligen, so bald der Rocken auf einem
Acker abgemähet ist, die Garben entweder
auf das nächst daran liegende Stück tragen,
oder, wenn solches nicht geschehen kann,

und der Acker eine ziemliche Breite hat, sie auf der einen Seite desselben aufsetzen, und alsdenn den dadurch ledig gewordenen Theil, ohne Hinderung besäen. Man gewinnt dadurch immer 8 Tage, und oft wenn das Einerdnen durch ein regniertes Wetter aufgehalten wird, wohl 3 bis 4 Wochen.

„3) Er ist im Herbst brauchbar, und man kann ihn alsdann nutzen, wenn andere Futterkräuter bereits aufgehören, indem er bis Weynachten dauret.“

Den trockenen Frost kann er ziemlich aushalten; aber Schnee verderbet ihn so gleich.

„4) So mager das Kraut aussieheth, so vortreflich soll es futtern.“

In der Güte zu futtern, oder zu mästen, übertrifft er gewiß alle gewöhnlichen und mir bekannten Futterkräuter. Man kann Ochsen und Kühe, in einer bewundernswürdigen Kürze, sehr fett damit machen. Wenn sie 8 bis 14 Tage davon gegessen haben; so sieht man schon eine große Veränderung bey ihnen.

„5) Man hat keine Mühe mit dem Abmehren. Es wird ein Pfahl eingeschlagen, und die Kuh daran festgebunden, die sie frisst den Spergel rund umher ab, so weit sie kommen kann; alsdann schlägt man des andern Tages den Pfahl weiter.“

Bev dieser Methode, den Spergel zu nutzen, wird freylich viele Arbeit erspart. Aber es ist dabey zu erinnern, daß alsdenn von dem Vieh, das es abgraset, ein grosser Theil davon vertreten wird: weil das Land, welches vor kurzer Zeit erst gepflüget worden, noch sehr mürbe ist. Hier wird er zu Hause verfuttert, und häufig, wo das Abmähen wegen der Steine, die sich auf dem Felde befinden, nicht möglich wird, von den Bauern mit der Hand gepflücket. Es ist dies zwar mit vieler Mühe verbunden; allein

fleißige Hauswirthliche achten diese nicht, wenn sie damit einen beträchtlichen Vortheil erkaufen. Man könnte ihn aber auch immer mähen, wenn die Steine, nachdem der Saamen eingegegget, durch eine Walze in die Erde getrieben, und dadurch die Acker eben gemacht würden. Leute, die im Dorfe, oder sonst weit vom Felde entfernt, oder aus andern Ursachen, die Arbeit des Holens nicht zu übernehmen im Stande sind, könnten sich der vom Hausvater angezeigten Art bedienen.

„6) Der abgefressene Spergel schlägt sodann wieder aus und kann von neuen abgefressen werden.“

Ich zweifle sehr daran, daß das Abfressen zum zweyten male mit vielem Nutzen geschehen könne: da nicht allein das erste mal vieles völli in die Erde getreten wird, daß er nicht wieder hervorkommen kann; sondern auch das Vieh den Spergel, welcher nur kleine Wurzel hat, bey der ersten Abgrasung zum Theil aus der losen Erde heraus reißt. Doch will ich mit Gewisheit nicht davon urtheilen, weil ich selbst in diesem Stücke keine Versuche gesehen habe. Durch das Pflücken werden gleichfalls die Wurzeln größtentheils herausgerissen. Aber wenn man ihn mähet, so wird er zum zweyten male wieder brauchbar, wosern man ihn anders nur früh genug säet.

„7) Er sooret das Land nicht aus, so lang man den Saamen nicht reifen läßt.“

„8) Vielmehr soll er das Land düngen.“

Es ist auffer Zweifel, wie ich schon bemerkt habe, daß der Spergel besser wächst, wenn sich noch Dünger im Lande befindet, als wenn dieser schon heraus gefooret ist, folglich auch den Dünger, wenigstens einige Theile davon, zu seiner Nahrung gebraucht, und aus dem Lande schöpft. Eben so wenig kann man auch läugnen, daß er den Acker,

wenn er gut geräth; vom Unkraut reiniget, lockerer und also geschickter macht, das Wasser gehdrig zu verschlucken, und in sich aufzubewahren, auch diejenigen Theile anzunehmen, welche den Pflanzen Nahrung geben: daß auch das, was vom Spergel auf den Acker zurück bleibt, wenn es versault, etwas zur Düngung beyträgt. Da nun dies das Ausfloren des Spergels unmerklich macht, und wiederum ersetzt, und der Acker im folgenden Jahr völlig so gute und oft bessere Früchte trägt, wie vorher; so kann man in diesem Betracht wohl sagen: daß der Spergel nicht ausfoore; sondern vielmehr dünge, besonders bey der ersten Beackerung.

„9) Er giebt bey dem milchenden Vieh nicht allein viele, sondern auch fette Milch; mithin

„10) auch fette Butter, die jedoch auch darnach schmecket.“

Rübe, die auch vorher gute Gräseren gehabt haben, geben, wenn sie auch nur mäßig mit diesem Kraute gefuttert werden, um den dritten Theil mehr.

„11) Man kann ihn auch zu Heu machen. „120) Quadratruthen sollen ein Fuder Heu geben.“

„12) Das Heu soll sehr fett und gut seyn.“

In dieser Gegend wird der Spergel grün verfuttert, und nicht zu Heu gemacht. Es ist aber wahrscheinlich, daß gutes Heu daraus werden könne. Doch glaube ich, da er erst am Ende des Octobers seine völlige Grösse erreicht, wenn man ihn nach der Noctenz erndte säet, daß es schwer hält, ihn um diese Zeit zu trocken, indem das Kraut viele Feuchtigkeit, und besonders fette Theile ent-

hält; die Sonne aber um diese Jahreszeit nicht stark mehr wirkt, und auch oft alsdann schlechte Witterung einfällt. Wollte man also Heu aus dem Spergel machen; so müßte er wohl im Frühling gesäet werden.

„Um Saamen davon zu haben, besäet man im Frühjahre ein klein Fleckchen damit; er wächst geschwinde, wird bald reif, und wenige Pflanzen geben eine ziemliche Menge Saamen, welcher gegen der Noctenz erndte schon reif ist, so, daß man also dann ein ganzes Feld damit besäen kann. Man hebet zugleich etwas Saamen bis auf das folgende Frühjahr auf.“

Einige Loth Saamen geben ganze Himten. Man muß aber vorsichtig seyn, indem man den reifen Spergel abmähet, und trocken macht, weil der Saamen leicht heraus fällt,

„Da der Saamen gar fein ist, muß er behutsam und nicht zu dick gesäet werden.“

Diese Warnung braucht nur allemal im Frühling bey dem Säen des Spergels, um Saamen davon zu erhalten, beobachtet zu werden; weil er sich alsdann, wenn er zu dick stehet, zuletzt gern niederlegt, und daher nicht zu mähen oder zu pflücken ist; auch den Saamen leichter heraus schüttet. Der Spergel aber, den man zur Fütterung gebrauchen will, kann nicht leicht zu dick gesäet seyn. Stehet dieser so, daß zwischen den Pflanzen noch ledige Plätze bleiben; so wird er leicht mit Unkraut vermischt, und indem er sich ausbreitet, gehet er langsam in die Höhe. Hingegen, wenn die Pflanzen dicht zusammen schließen; so wird das Unkraut mehr gedämpft, gehet, da er sich nicht ausbreiten kann, geschwinde auf, wird grösser, und bringt mehr Fütterung.

(Der Beschluß künftig.)

Mindensche Beyträge

zum

Ruhen und Vergnügen.

27te Woche. 1776.

Vom Spergel, einem in der Oekonomie merkwürdigen Futterkraute.

(Beschluß.)

Da man auch leicht Saamen genug erhalten kann; so hat man eben so wenig in dieser Absicht nöthig, sparsam zu seyn. Man säet den vierten, mit größserm Nutzen aber den dritten Theil der ordentlichen Einsaat in die Aecker.

„ Ich rathe nicht, ihn in nasses steifes
„ oder leimigtes Erdreich zu säen. Die-
„ jenigen aber, welche Versuche damit an-
„ gestellt haben, werden ersucht, solche
„ mitzutheilen oder bekannt zu machen. „

Daß ein Acker etwas naß, steif und leimig ist, hindert und schadet den Bau des Spergels nicht. Auf einem gewissen Felde in meiner Nachbarschaft, welches ziemlich naß ist, eine mit Keim-Erde vermischte Bau Erde hat, und wo sich unter dieser, ungefähr 7 oder 8 Zoll tief, Keim befindet, wächst der Spergel vorzüglich gut.

Obgleich diese angeführte Bemerkungen vom Spergel die vornehmsten sind, so ver-

dienen doch einige andere gleichfalls berührt zu werden.

Kein geringer Vortheil für den Landmann ist es, daß das Vieh, wenn es mit diesem Kraut gefuttert wird, außerordentlich vielen Dünger macht. Man kann alsdenn fast nicht Streu genug unter das Vieh bringen, um es reinlich zu halten.

Der Spergel soll selbst auf einem Acker völlig die Stelle des Düngers vertreten, wenn man ihn, nachdem er seine Größe erreicht hat, anstatt der Dängung unterpflügt. Er muß aber vorher, damit er gut hinunter kömmt, und von den Furchen gänzlich bedeckt werde, entweder mit der Balge an die Erde getrieben, oder auch vom Vieh nieder getreten werden. Es ist wahrscheinlich, daß er auf diese Weise einen guten Dünger abgeben kann, weil er, wenn man ihn zerreibt, viele öhlichte Theile zu enthalten scheint, und der Acker nothwendiger Weise geschmeidiger dadurch werden muß. Ob ich aber auch solches durch Versuche bestätigt

D b

finde, bin ich erst künftig zu bestimmen vermögend.

Es futtert dieser Spergel nicht allein gut, sondern er reiniget auch ungemein; indem er stark abführet: ob gleich das Vieh nichts dabey säuft. Pferde dürfen wegen des starken Abführens nicht viel davon fressen.

Auch Schweine und Schaafse fressen dieses Kraut gern, und nehmen sehr dabey zu. Doch scheint es immer ein vorzüglich gutes und schickliches Futter für das Hornvieh zu bleiben.

Da es stark mäset, so darf man den miltenden Kühen, und überhaupt dem Vieh, das man nicht schlachten will, auch nicht zu viel, oder satt davon geben, weil es sonst zu fett wird, und alsdann ein anderes Futter für dasselbe zu leicht ist.

Der Anbau dieses Futterkrauts würde besonders eine vortheilhafte Sache an solchen Orten seyn, wo man nicht viele Wiesen hat. Hier müste man nicht allein nach der Erndte, sondern auch im Anfange des Frühlings, ganze Aecker damit besäen, und sie den ganzen Sommer zum Spergelbau gebrauchen. Man könnte ihn alsdenn wenigstens zweymahl säen, und viermahl mähen, und das Kraut nach Belieben, theils zu Heu machen, theils grün verfuttern. Dies würde dem Mangel an Wiesen am leichtesten zu ersetzen im Stande seyn. So würde er auch, insonderheit wegen des vielen Düngers, den das Vieh dabey macht, und welcher in diesen Gegenden sehr häufig erforsbert wird, anzupreisen seyn.

E.

Eine grosse Hindragn im Anbau des Spermels, ist die Gewohnheit an einigen Orten, daß man, nachdem das Feld von Früchten entblisset worden, solches mit allen Arten von Vieh betreibt. Der Spergel, welcher alsdenn schon gesäet seyn muß, und etwas aufgewachsen ist, wird vertreten, aufgefressen, und auf diese Weise völlig vernichtet. Der Nutzen, den das Vieh von dem Fressen auf dem Felde in den wenigen Tagen hat, da doch der größte Theil des Feldes sogleich wieder umgeackert wird, ist sehr geringe, und könnte gern entbehret werden. Aber dennoch wollen viele, denen der Gebrauch des Spermels zu viele Mühe erfordert, und andern ihre Vortheile nicht gönnen, durchaus nicht von dieser alten Gewohnheit abstecken. Allein es wäre zu wünschen, daß solcher Eigensinn und Mißgunst, diese Hindernisse so vieler guten Einrichtungen und Verbesserungen an dergleichen Orten durch obrigkeitliche Befehle gebeugt würde, damit vernünftige Landwirthe, rechtmäßige Vortheile mit Fleiß und Arbeitsamkeit zu erkaufen, und ein so vortrefliches Mittel, welches der menschenfreundliche Schöpfer uns, zu unserer, wie wohl mittelbaren, Nahrung, an die Hand giebet, danckbar zu gebrauchen, nicht abgehalten werden.

Bey den angezeigten Eigenschaften des Spermels noch zu sagen, daß er in der Hanshaltung von wichtigem Nutzen sey, oder seinen Werth prahlerisch zu erheben, um dadurch dessen Gebrauch zu empfehlen, halte ich für ganz überflüssig.

B.

Das Mannagras. *)

Dieses Gras ist blättrig, süß, nahrhaft, und ohnerachtet seiner strengen Halme, weich, mithin ein gutes Futtergras für Pferde und Rindvieh. Eben so gern fressen die Schweine dieses Gras, weswegen es auch in Schweden den Namen Schweineschwengel erhalten hat. Es kan daher auf solchen Wiesen, die sich nicht austrocknen lassen, mit dem größten Nutzen angebauet werden, wo es sich binnen kurzer Zeit, sowohl durch den Samen, welcher den ganzen Sommer über ausfällt, als auch durch die Wurzeln und Ausläufer ungemein stark vermehrt. Man mähet es unter dem Wasser, so weit die Sense reichen kan, und so weit das Gras von Schlamm und Unrath rein ist, läßt das Wasser rein ablaufen, und versüßert es, wenn es trocken ist. Es läßt sich in einem Sommer mehrmals hauen, und der Ertrag davon ist nicht geringe.

Der Same hat eine braune sehr dünne Schale, die sich leicht absondern läßt, und eine derbe, durchsichtige, mehligte Substanz einschließt. Er ist von einem süßen und angenehmen Geschmacke, besonders bevor er zu seiner vollkommenen Reife gediehen ist.

Er dienet den Enten und andern Wasservögeln zu einer angenehmen Speise. Man hat bemerkt, daß ihn auch die Fische lieben, und daß die Forellen in solchen Bächen sehr wohl gedeihen, wo dieses Gras in Menge wächst und seinen Samen fallen läßt. Es ist aber nicht nur für Vögel und Fische, sondern auch für Menschen eine wohlschmeckende und nahrhafte Kost, und als eine solche schon seit langer Zeit auf den Tafeln grosser Herren unter dem Namen Mannagröße, oder Pohlischer, Frankfurter Schwaden bekannt gewesen, weit er in Pohlen, Litthauen, in der Neumark, und daselbst vorzüglich in Frankfurt und andern an der Oder gelegenen Gegenden gesamlet und nach vorhergegan-

gener Zubereitung weit und breit verführet wird, welches auch in Schlesien, an einigen Orten in Dännemark, und in Schweden geschieht.

Die in Pohlen, Preussen und in der Mark gewöhnliche Art, den Schwaden zu sammeln und zuzubereiten, ist folgende. Man schlägt den reifen Samen früh bey aufgehender Sonne, von dem noch feuchten Gras in einen von Pferdeharen gemachten Sieb, oder man rühret den Sieb hin und her dem Grase entgegen, daß der Same hineinfällt. Wenn man eine ziemliche Menge Samen beysammen hat, wird derselbe auf einem weissen leinenen Tuche ausgebreitet, und vierzehn Tage lang an der Sonne getrocknet. Der wohlgetrocknete Same wird in einen Stampstrog geschüttet, Stroh oder Schilf dazwischen gelegt, und sodann mit einem hölzernen Stämpel mäßig gestossen, daß die Spizen abgehen; worauf er gewerfelt und von aller Unreinigkeit gesäubert wird. Hiernächst kömt er noch einmal in eben den Stampstrog: in welchem er schiebtweise mit getrockneten Ringelblumen, oder mit Aepfel- und Haselblättern eingelegt, und so lange gestampft wird, bis die schwarze Schale herunter ist, und die Grütze ihren Glanz bekommt. Die Ringelblumen sollen etwas zu Erhöhung der Farbe beytragen, welches aber wohl auf der Einbildung beruhet. Wenn nun die Grütze ihren Glanz hat, so wird sie durch oftmaliges Werfeln und Abföhren vollkommen gereinigt, und ist sodann zum Verkaufe fertig. Die rechte Zeit ihn zu sammeln, ist im Heumonath.

Die in Schonen gebräuchliche Art, den Schwaden zu sammeln und zuzubereiten, ist, nach der Beschreibung des Herrn von Linne in seiner Schönsisch. Reise folgende: Wenn der Same seine gehörige Reife hat, welche er nach Johannis und im Heumonath

*) Festuca fluitans, Linn. Sp. Pl. I. p. III. Dietr. I. 98.

erlangt, so wird er vermittelst eines Ellen weiten Siebes, welcher so kleine Löcher hat, daß die Körner nicht durchfallen können, eingesammelt. Man fasset den Sieb mit beyden dicht an einander gehaltenen Händen, so daß vier Finger in dem Rahmen des Siebes inwendig, und der Daumen auswendig liegen. Diesen Sieb führt man des Morgens früh, wenn der Thau noch auf dem Grase liegt, oder gleich nach einem Regen, durch die reifen Aehren hin und wieder von einer Seite zur andern, da denn der Same mit seinen Spelzen ab- und in den Sieb fällt. Auf diese Art können ein Paar Personen an solchen Orten, wo das Gras häufig wächst, in Zeit von ein Paar Stunden einen ganzen Scheffel voll sammeln. Nach der Einsammlung breitet man die Körner auf einem Teiche in der Sonne aus, und läßt sie trocken werden. Die Reinigkeit ober Absonderung der Spelzen und Schalen, wobey der Schwaden eine helle gelbe Farbe bekommt, geschieht in einem hölzernen Mörsel. Dieser ist ein perpendicularer ausgearbeitetes rundes oder achteckiges Stück von einem Eichenstamme 1 und eine halbe Elle hoch, und 2 und ein halb Viertel breit, mit einer runden, länglichen, unten schmaler zu laufenden Höhlung, im Lichten 2 Viertel breit und drey Viertel tief. Hierzu gehöret zwei Keulen von Buchenholz, die an beyden Enden etwas spitzig, doch abgerundet und so dick, daß man sie kaum mit den zweien vordersten Fingern umfassen kan, übrigens aber zwey Ellen lang, und in der Mitte, wo sie mit beyden Händen angefaßt werden müssen, etwas dünn gearbeitet sind. Wenn nun der Same gestossen werden sol, so streuet man eine Hand voll Heckerling auf den Boden des Mörsels, darauf eine Handvoll von dem getrockneten Samen, sodann wieder eine Handvoll Heckerling; da sich dann zwei Personen einander gegen über stellen, und so hurtig, als sie können, stoßen, wobey aber die Keulen nicht höher, als auf die Hälfte der innern Höhlung gehoben werden müssen, daß die Körner nicht aussprin-

gen. Dieses wird so lange fortgesetzt, bis die Spelzen ganz herunter sind, darauf sie gereitert und in eine Schwinge geschwungen werden. Wenn man den Samen auf diese Art ziemlich rein gemacht, und die schwarzen Körner erhalten hat, so nimt man eine Handvoll Heckerling und thut sie in den Mörsel, hierauf eine Handvoll schwarzer Körner, sodann wiederum eine Handvoll Heckerling, und darauf die zwote Handvoll schwarze Körner, endlich oben drauf noch eine Handvoll Heckerling. Dieses wird zusammen so lange gestossen, bis die schwarze Schale ganz herunter ist, da denn die Körner durch Reitern und Schwingen obllig gereinigt werden. Sollten die Körner nicht überall gelb seyn, so werden sie nochmals mit Heckerling schichtweise eingelegt und gestossen, bis sie ganz gelb sind, und hernach auf vorhergehende Art gereinigt. Bey dem Stoßen ist in Acht zu nehmen, daß man mitten auf den Boden stoßen muß, sonst springen die Körner auf den Seiten heraus, und gehen verloren; welchem man zuvor kommen könnte, wenn man einen kleinen Rand um die Defnung des Mörsels machte. Von einem Scheffel gereinigten in den Spelzen befindlichen Samen, erhält man mehrentheils zwey Kannen Grütze.

Die Mannagrütze giebt, mit Milch oder Wein gekocht, eine sehr wohl schmeckende, ja eben so gute Speise, als die bekannte Sago-grütze. Sie quillt ungemein im Kochen, fast wie die letztere, welche sie an Schmaecthaftigkeit noch übertrifft. Man nimt ihn gemeinlich ungestossen und ungemalen, so wie das Korn, nach Absonderung seiner braunen Haut, aus der Stampfe kömmt. Zuweilen wird auch das Mehl davon gebraucht, welches am Geschmacke, außer dem Reiß- und Wasserußmehl, wenig seines Gleichen hat, aber mehr zu allerley brayartigen Speisen, als zum Backen dienlich ist, weil es, wie das Reismehl, nicht wohl aufzährt. Der Schwaden wird zu dem Ende in einer Mühle gemalen, oder in einem Mörsel gestossen und hernach durch ein feines Sieb geseibet.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

28te Woche. 1776.

Etwas über schlimme Zeiten.

Schlimme Zeiten! Bessere Zeiten! Mit diesen Worten wirft man uns jetzt die Obren so voll, daß es kein Wunder ist, wenn man dadurch ein Bißchen aufmerksam gemacht wird, und nachzudenken anfängt, ob diese ewigen *) Klagen über schlimme Zeiten, diese Wünsche nach besseren auch wohl so ganz gegründet sind. — Was? fällt Herr Flitter mir ins Wort, bedarf das noch der Frage? liegt das Elend nicht klar genug am Tage? Was ist denn der jetzige allgemeine Geldmangel anders, als schlechte Zeiten? Sie müssen wahrhaftig keine Haushaltung zu führen, keine Frau und Kinder zu ernähren haben, wenn Sie noch zweifeln können, ob die Zeiten schlecht sind. Wenn Sie wüßten, was es einem ehrlichen Menschen sauer wird, auf eine honette Weise zu leben! O Himmel, gib uns bald bessere Zeiten, oder was wil noch aus der Welt werden? — Ist's möglich, Herr Flitter? auch Sie klagen über schlechte

Zeiten! Nun, das muß ich gestehen, von Ihnen hört' ich es am allerwenigsten vermuthet! Ich dachte gewiß, Sie würden die Welt ein Paradies nennen, so glücklich und vergnügt scheint mir Ihr Leben zu seyn. Denn sagen Sie mir in aller Welt, was fehlt Ihnen? Sie sind gesund und frisch; Sie haben eine hübsche Frau und Kinder; Sie führen einen Tisch der keinem andern nachsteht; Sie trinken täglich ihren Rheinwein, so guter zu haben ist; Sie wohnen bequem und fast prächtig; Sie tragen die schäussten besetzten Kleider; Ihre Frau Gemahlin hat alle Moden, so kostbar sie seyn mögen, zuerst; Sie führen ein ruhiges, gar nicht arbeitsames Leben, und ich begreife es nicht, wie Sie sagen können, daß es Ihnen sauer werde, da Sie ja fast den ganzen Tag in Gesellschaften, in Spielen und Lustbarkeiten zubringen. Und Sie klagen über schlimme Zeiten, da alles um Ihnen her Sie anlacht, alles den größten Ueberflus verkündigt? Wie würden Sie, wie könnten

*) Ewig kan man sie fast im eigentlichen Verstande nennen, denn Theophrast, der vor einigen tausend Jahren lebte, führt schon einen Menschen in seinen Charakteren ein, welcher sagt: „Wie sehr haben sich doch die Menschen heut zu Tage verschlimmert! wie theuer ist alles! wie sauer wird es einem durch die Welt zu kommen!“ Aunderer nicht zu gedenken.

Sie denn anders leben, wenn die besten Zeiten wären, die sich denken lassen? — Doch still, Ihr Herr Nachbar flüstert mir ins Ohr, ich sollte mich durch den Schein nicht hingergehen lassen. Es ist nicht alles Gold, was glänzet, sagt er; wissen Sie denn nicht, daß Herr Fittler allenthalben schuldig ist? daß weder seine Treppen noch die Spizen seiner Frau Gemahlin, weder seine Leckerbissen, noch seine Weine bezahlt sind? Der Gedanke an die Zukunft mag ihm wohl oft Kummer genug verursachen; und so wie ein Hund schreyet, wenn er nur den aufgehobnen Stock sieht, so klagt er vermuthlich über schlimme Zeiten, die ihm nahe bevorstehen. — Das sagt mir Ihr Nachbar; aber denken Sie ja nicht, daß ich dem bösen Manne ein Wörtchen von solchen Verleumdungen glaube! Dazu kenn' ich die arge Welt zu gut, und weiß es leider nur zu wohl, wie der Unschuldige oft gehalten muß. Ihr Nachbar ist zwar sonst ein glaubwürdiger Mann; aber hier irrt er sich gewis. Sie sind ein viel zu vernünftiger Mann, als daß ein wahres Wort daran seyn könnte. Wie? Sie sollten so in den Tag hineinleben können? Sie sollten Ihre Frau, Ihre unschuldigen Kinder immer tiefer in ein unvernünftiges Elend hineinführen? Sie sollten aus einer närrischen Eitelkeit, oder Raserey, wenn man es recht nennen will, sich jetzt gar nicht einschränken können, um nachher sich selbst der größten Schande auszusetzen und ein Spott der Welt zu werden? Sie sollten sich noch immer prächtige Kleider und kostbare Meubles anschaffen, um nachher in Lumpen zu gehen und in einer armen Hütte zu wohnen? Sie sollten nicht einige Leckerbissen weniger essen, nicht Ihren Durst nach Wein gerne einschränken, um nachher mit Brodt und Wasser färlieb zu nehmen? Unmöglich, Herr Fittler, unmöglich! Sie sind ja kein Unsinntiger. Sie können ja so gut rechnen, als einer; Sie wissen ja, daß, wenn ich alle Jahre noch einmal so viel ausgeben, als ich einnehme, zuletzt nichts übrig bleiben

kan. Sie haben ja auch schon Erfahrung und Weltkenntniß genug, und wissen wohl, daß Gläubiger sich nicht mit einer Mahlzeit, oder mit einem Glase Wein abspeisen lassen; Sie haben Beyspiele genug erlebt, wie es solchen bösen Schuldnern zuletzt ergangen ist. Und was mich am mehresten überredet, daß ihr Nachbar Sie verleumdet, Sie sind ja ein ehrlicher Mann, wie ich ganz gewis weiß; denn Sie haben ja noch vor kurzem über hundert Thaler Spielschulden ganz richtig bezahlt; ja, Sie sind darin so pünktlich gewesen, daß Sie dieses Geld, weil sie es nicht gleich selbst vorrätzig gehabt, noch von einem andern geliehen haben. Da Sie also ein so ehrlicher Mann sind, wie soll' es Ihnen denn möglich seyn können, andre ehrliche Leute, denen ihr Geld doch gewis mit mehrerm Rechte zukömmt, als einem Spieler, zu betrügen, oder zu bestehlen — ja bestehlen; denn ich sehe gar keinen Unterschied darunter, ob man jemanden sein Geld ableihet und es dann herdurch bringt, ohn' es zu bezahlen, oder ob man es ihm auf der Landstrasse mit Gewalt abnimmt, oder heimlich aus seinem Geldschrank entwendet. Gott behüte mich also Herr Fittler, daß ich Sie für einen Dieb oder Räuber halten sollte; eher wollt' ich Sie für wahnsinnig halten: und da Sie das nicht sind, so muß diese üble Nachrede nothwendig falsch seyn. — Aber wie sol ich denn nun Ihre Klagen über schlimme Zeiten erklären? — Bst! jetzt fällt mirs ein. Ich weiß Sie haben ein sehr mitleidiges Herze; denn noch neulich haben Sie einen armen Jungen fast todt geschlagen, weil er den Schooshund Ihrer Frau Liebste, der ihn gebissen, ein wenig unsachte in die Rippen gestossen. Welch eine Barmherzigkeit gegen ein Thier! Wie groß muß nun Ihre Barmherzigkeit gegen die Menschen nicht seyn! Sie klagen also ohne Zweifel deswegen über schlimme Zeiten, weil das Elend Ihrer Nebenmenschen Ihnen zu sehr zu Herzen geht. Ihr menschenliebendes Herz blühet, wenn Sie sehen, daß Armuth und Noth so sehr überhand nehmen,

daß so viele Familien an den Bettelstab gekommen sind, die noch vor wenig Jahren in den besten Umständen waren. Wie sehr freu' ich mich, Herr Glitter, daß Sie so christliche Gefinnungen hegen! Dächten doch alle Reichthum so, wie Sie; gewiß würden wir bald keine Gegenstände des Mitleidens in unsern Mauern mehr finden, und Ihre Klagen würden bald aufhören. Aber ich bin auch überzeuget, daß Sie es nicht bloß bey Klagen werden bewenden lassen; ich zweifle nicht, daß Sie nichts eifriger wünschen, daß Sie Tag und Nacht darauf denken, wie Sie diesem Elende abhelfen wollen, und das ist eben der Kummer, worüber Sie vorher klagten, der Ihnen das Leben so sauer macht. Sie wenden gewiß allen Ihren Ueberfluß dazu an, die Noth anderer zu erleichtern, und dies überzeugt mich allein, daß Sie sehr reich seyn müssen; weil Sie sonst unmöglich in Gold und Seide gehen könnten, wenn Andre nichts haben, ihre Blöße zu bedecken; weil Sie unmöglich sich mit Leckerbissen ernähren könnten, wenn Andern so gar das liebe Brodt fehlet. Nein, einer solchen unmenschlichen Unbarmherzigkeit sind Sie nicht fähig. Ihre Geschichte mit dem Schooßhunde allein beweist es. Zwar war es ein wenig hart, ein Kind so zu schlagen; aber das war gewiß nur Uebereilung und bloß das Uebermaaß Ihres guten Herzens konnte Sie dazu hinreißen; zudem war es ja auch nur ein Betteljunge! Es ist also ausgemacht, Sie klagen bloß aus Mitleiden über schlimme Zeiten. — Aber da kommt mir wieder Ihr verzweifelter Nachbar in den Weg. Er lacht mich aus, daß ich Sie für mitleidig halte. Die ganze Nachbarschaft wisse es, sagt er, mit welchen Scheltworten und Grobheiten die Armen in Ihrem Hause abgewiesen würden, und wie die armen Tagelöhner und Handwerker nach ihrem langverdienten Lohne schwächten müßten, u. s. w. — Das ist doch nun ein gar zu offener Beweis, wie boshaft die Menschen verkommen können! Ihr mitleidiges Herz ist ja außer Zweifel

gesetzt; und da Sie Spielschulden so richtig bezahlen, wie könnten Sie da dem armen Arbeitsmann und Handwerker ihre Schuld vorenthalten; das wäre ja Himmelschreiend. Nein, das glaub' ich nimmermehr! Es bleibt also dabey, Sie klagen bloß aus Mitleiden über schlimme Zeiten. Nun lassen Sie uns sehen, ob Sie Recht haben. — Aber seht! da kommt ja Herr Schöpfer! Willkommen! helfen Sie mir doch Herr Glittern bereden, daß er nicht Ursache hat, über schlimme Zeiten zu klagen. — Wie? Herr Glitter klagt über schlimme Zeiten? Das ist doch wirklich ungerecht! Ach, als ich noch so leben konnte, wie Sie, Herr Glitter, da hat man niemals eine solche Klage von mir gehört. Himmel! das waren goldne Zeiten! Aber jetzt hab' ich freylich nur mehr, als zu viel Ursache, über schlimme Zeiten zu klagen. Der Handel fällt von Tage zu Tage, der Geldmangel nimt überhand; wie ist es denn anders möglich, als daß ein ehrlicher Mann zu Grunde gehen muß? So weit ist es auch nun mit mir gekommen, daß ich unvermeidlich verloren gehe, wo nicht bald bessere Zeiten ins Land kommen; und das ist es, warum ich täglich Gott bitte. Lieber Himmel, wie wird es sonst mit mir werden? Meine Schuldner wollen nicht länger Geduld haben; mein Hab und Gut reichen bey weitem nicht hin, sie zu bezahlen, und — Aber, Herr Schöpfer, warum haben Sie es denn so weit kommen lassen? Ich weiß doch die Zeit, da Sie noch in den besten Umständen waren. Ich kan mir nicht vorstellen, daß Sie nicht durch eine kluge Wirthschaft sich hätten in denselben erhalten, wenigstens dem Uebel, das jetzt unverbesserlich ist, vorbeugen können. — Kluge Wirthschaft! Vorbauen! Was hilft denn kluge Wirthschaft, was hilft alles Vorbauen, wenn der Handel nicht so viel aufwirft, daß man davon leben kan? Leben muß man doch: reicht der Verdienst also nicht zu, muß man da nicht zusehen, und wenn das immer so fortwähret, end-

lich zu Grunde gehen? — Um Vergebung Herr Schöpfer, was nennen Sie Leben? Etwa eine wohlbesetzte Tafel halten? alle Tage ein paar Maas Wein trinken? jeden Käufer das bißchen Verdienst, das er gebracht hat, wieder vorsetzen zu. s. w. Denn so haben Sie immer gelebt; und wenn Sie das Leben nennen, so haben Sie Recht, daß man es nicht aushalten kan. Aber ich sehe noch nicht ein, daß Sie so hätten leben müssen. — Ey! Sie wolten also wol, daß ich von Wasser und Brodt leben sollte? — Nicht das; aber ohne von Wasser und Brodt zu leben hätten Sie, dünkt mich, als Sie merkten, daß der Handel fiel, ganz gut Ihre Tafel um ein Gerichte einschränken, statt zwv Kannen Wein nur eine, oder eine halbe trinken, Ihr Gesinde etwas vermindern, Ihre Gesellschaften et was weniger kostbar machen können, je nachdem Ihre Einnahme dieses alles erforderte. Denn im Ernst geredt, Herr Schöpfer, ist es nicht unweise gehandelt, seinen Lüsten nicht das allermindeste abbrechen zu wollen, wenn man einsehen kan, daß man sie nicht befriedigen darf, ohne endlich so weit zu kommen, daß man an den nöthigsten Bedürfnissen Mangel leiden muß? Ist es nicht sehr unweise, dasjenige von guten Zeiten zu erwarten, was man durch eine vernünftige Aufführung erlangen kan? Da es zudem so ungewiß ist, ob jemals bessere Zeiten kommen werden. Und warum sind die Zeiten schlecht, oder wie es richtiger heißen sollte, geldlos? Ist nicht bloß unsere überhandnehmende Aepzigkeit, Pracht und Schwelgerey Schuld daran? Man vergleiche unsere jetzige Lebensart, mit der unserer Vorfahren; wird man sich dann noch wundern können, woher der Mangel am Gelde, der Verfall der Handlung komme? Sehen Sie also ja die schlimmen Zeiten nicht als ein Gespenst an, welches geht und kömmt, wie es ihm einfällt, sondern bedenken Sie, daß böse

Leute auch böse Zeiten machen, und daß wir nicht anders gute Zeiten erwarten dürfen, als wenn wir anfangen ordentlicher und besser zu leben. — Nun, nun, ich glaube Sie werden ernsthaft. — Ja, ich werde ernsthaft; und sollt es einem nicht ernsthaft machen, wenn man sieht, daß einer es recht darnach anfängt, sich zu Grunde zu richten, und dann über böse Zeiten klagt? Ueber sich selbst, Herr Schöpfer, über sich selbst sollten Sie klagen, und noch vielmehr darüber, daß Sie auch noch so viele andre unglücklich machen. Denken Sie denn nie daran, daß Sie Frau und Kinder mit sich ins Verderben stürzen? Sich selbst mögten Sie immerhin an den Bettelstab bringen; was schadt es Ihnen? Sie würden dann wenigstens kläger werden, und durch Arbeit könten Sie sich nähren; aber stellen Sie sich das Elend vor, das Ihre Frau und Ihre unschuldigen Kinder erwartet! Sie wissen selbst Beispiele genug davon, als daß ich es Ihnen schil dern dürfe. Und wie wollen Sie Ihr Vertragen gegen Ihre Gläubiger rechtfertigen? Sie verzehren das, was Andre vielleicht sich mit saurer Mühe und redlichem Fleiß erworben haben. Das Glück einer ganzen Familie beruhet vielleicht auf der Summe, die Sie schändlich herdurchgebracht haben, und jetzt nicht im Staude sind zu bezahlen. Viel hundert Menschen also, die Ihnen nichts zu leide gethan, die vielmehr Ihre Wohlthäter gewesen, werden durch Sie unglücklich gemacht, wenigstens ungerechter Weise um das ihrige gebracht. Ich muß Sie verabscheuen, Herr Schöpfer, wenn ich dieses bedenke; denn ein Mensch, der durch seine eigene Schuld bankerot macht, ist in meinen Augen nichts besser, als ein Räuber und ein Dieb — Halt! keine Insurien einem ehrlichen Manne! Danken Sies Ihrem Glücke, daß ich kein heißeres Blut habe. Sie hätten sich vortreflich zu einem Prediger geschikt.

(Der Beschluß künftigt.)

Mindensche Beyträge

zum Nußen und Vergnügen.

29te Woche. 1776.

Etwas über schlimme Zeiten.

(Beschluß.)

Wndes rath' ich Ihnen, so lange, bis Sie die Kanzel betreten, Ihre schönen Moralen für sich zu behalten, und sich nicht um andre Leute zu bekümmern; ich werde schon selbst wissen, was ich zu thun habe. Kommen Sie, Herr Flitter, lassen Sie uns bey einem Glase Wein den Narren auslachen, und uns auf bessere Zeiten eins zutrinken.*)

So ist also bey den Herrn Flitter und Schöpfer alles umsonst, und ich muß mich noch oben drein auslachen lassen! Hätt' ich das nicht gleich denken sollen? wußt' ich denn nicht, daß man bey Leuten ihres gleichen durch vernünftige Vorstellungen nichts ausrichtet? Dieses soll mich wenigstens lehren, an Leute, bey denen alles verloren ist, ihre Vernunft zuerst, keine Worte zu verlieren. Ich werde mich künftig, wenn ich ein Vorurtheil bestreiten wil, nur an Leute wenden, die gewohnt sind, nachzudenken, und noch nicht durch einen beständigen Lärmel der Lüste alles Gefühl für die Wahrheit verlohren haben. Eben fällt mir einer ein, wie ich ihn wünsch. Er heißt Heuchling, ist ein Geistlicher, und man rühmt ihn durch-

gängig wegen seiner Strenge gegen alles Böse. Dieser Mann soll auch sehr gegen die schlimmen Zeiten eifern. Ich muß gleich einmal versuchen, wer von uns beiden sich irret; denn ich kan unmöglich glauben, daß ein Geistlicher, dessen ganzes Leben dem ernstlichsten Nachdenken und der Erforschung der Wahrheit gewidmet seyn solte, der sich daher am meisten von Vorurtheilen befreiet haben, dessen Gefühl am unverdorbensten, feinsten und richtigsten seyn muß, daß ein solcher Mann, ohne überzeugende Gründe etwas annehmen solte; und doch kan ich mich auch nicht so schlechtlin überwinden, meine Meynung, daß die jetzigen Zeiten, überhaupt genommen, die besten sind, die wir je gehabt, aufzugeben. Ich gebe also zu ihm, und erdsue ihm meine Bedenklichkeiten; aber wie erstaunt er, als er hört, daß ich noch daran zweifle, ob jetzt schlimme Zeiten sind. Himmel, sagt er, welchem Menschen, der nicht ganz im Finstern wandelt, leuchtet nicht die äufferste Verderbniß unsrer Zeiten sonnenklar in die Augen! Ich sage nichts von dem allgemeinen Mangel an Gelde und Nahrung und der überhand nehmenden Armuth; denn ich weiß: Selig sind

*) Das ist recht nach dem Leben!

die Armen! (NB. Herr Heuchling ist reich. Dies war mir daher ein wenig anstößig.) Aber sehen Sie doch einmal mit den Augen eines frommen Christen umher! Welch eine allgemeine Ruchlosigkeit, Leppigkeit! Welch ein Hang nach Lustbarkeiten und Zerstreuungen! Da wird an nichts gedacht, als an Asseembleen, Bälle, Comödien und dergleichen Greuel, die ich nicht nennen mag. Alles läuft ihnen zu, und die Kirche wird dagegen nicht besucht; den Lockungen der argen Welt folgt man begierig, und die frommen Ermahnungen treuer Seelenhirten schlägt man in den Wind. Da ist es freylich kein Wunder, daß nicht nur der Kaltsinn in der Religion, sondern sogar die höllische Freygeisterey so sehr überhand nehmen. Ist es nicht bejammernswürdig, wenn man sehen muß, wie dies Uebel immer stärker einreißet? Wimmelt nicht alles von Socinianern, Palagianern, Subordinatianern, und wie die Kinder der Lügen alle heißen? Fängt man nicht sogar schon an, öffentlich in Schriften, die durch ihre schöne Schreibart nur zu sehr verfahren, das Gift noch mehr auszubreiten, die wichtigsten Wahrheiten des Christenthums anzugreifen, die Grundvesten unsers Glaubens überm Haufen zu werfen, und, ich weiß nicht was, von Vernunftmäßigkeit des Christenthums, von Rechtschaffenheit und Tugend zu schwätzen, welches doch nicht anders als sündlich seyn kan, da man sich dabey immer auf die Vernunft beruft; denn was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde. — In diesem Tone predigt Herr Heuchling noch weiter fort, ich kan ihm aber unmöglich länger zuhören, oder antworten, sondern gebe ihm Recht und empfehle mich. Da hatt' ich mich also in meiner Meinung sehr betrogen! Ich würde von seinen Gründen kein Wort mehr sagen, wenn ich nicht befürchtete, daß nur gar zu viele eben so denken, wie er. Fürs erste wil ich ihm das gerne zugestehen, daß die Ungebundenheit in den Sitten, eine üppige wollüstige Lebensart, weit mehr überhand genommen haben, als ehemals,

ich mehne, als ehemals in Deutschland; denn es hat Länder und Zeiten gegeben, (man denke nur Rom unter den Kaisern) wo die Sitten weit ausschweifender gewesen sind. Aber selbst diese Leppigkeit beweiset, daß wir in aufgeklärten Zeiten leben; denn beides ist, wie die Geschichte unleugbar lehret, unzertrennlich mit einander verbunden. Je ausgebreiteter die Kenntnisse und Einsichten der Menschen werden, desto mehr vermehren sich ihre Bedürfnisse, desto mehr sinnen sie also nach, dieselben zu befriedigen, desto mehr wird der Verstand geschärft, und so werden eine Menge von Verfeinerungen der Lebensart, von Künsten zur Beförderung der Bequemlichkeit und des Vergnügens eingeführt, die zwar sehr leicht und von vielen gemisbraucht werden, die aber auch das Gute mit sich führen, daß sie den Fähigkeiten des Menschen mehr Wirksamkeit geben, sein Gefühl verfeinern, seine Sitten milder und menschlicher machen, und ihn also seiner wahren Bestimmung immer näher bringen. Ich sag' es noch einmal, es werden freylich in solchen Zeiten mehr Wollüstlinge entstehen, und das ist gewiß ein Fehler; aber auf der andern Seite werden auch weniger grausame, harte und vielhische Menschen gefunden werden, und das ist kein geringer Vortheil. Es wird natürlicher Weise schwerer werden, seinen Unterhalt zu finden, weil die Bedürfnisse so sehr vermehret sind; aber das wird die Menschen antreiben, ihren Verstand anzustrengen, und also das Reich der Wahrheiten, Wissenschaften und Künste unfehlbar vermehren, und vervollkommen. Es wird weniger Ehrlichkeit und Treue, (die aber auch oft aus Dummheit herkommen,) mehr Armuth und Noth, mehr Krankheit und Unzufriedenheit, mehr Leichtsinm und Unge rechtigkeit; aber dagegen auch weniger Grobheit und Dummheit, weniger Aberglauben und slavische Denkungsart, weniger Härte und Grausamkeit, und dabey mehr Gefälligkeit und Menschlichkeit, mehr Erkenntniß und Aufklärung, mehr feines

Gefühl, mehr Freiheit im Denken in der Welt seyn; die Freiheit im Denken wird zwar manchen kleinen Geist zur Gleichgültigkeit in der Religion, zur Freigeisterei verführen; aber wie manchen vorrestlichen Mann wird sie nicht auch erwecken, der die Wahrheiten der Religion von den Schläcken des Aberglaubens und der Dummheit reiniget, der ihre genaueste Uebereinstimmung mit der gesunden Vernunft ins hellste Licht setzet, die Einwürfe der Spötter aufs gründlichste widerlegt, und dadurch manchen Freygeist gewinnt und mit ihr ausöhnt, manchen Christen aufklärt und in seinem Glauben stärket. Und dies geschiehet wirklich in unsern Tagen, besonders in Deutschland, durch die Jerusalem, Spalding, Teller, Krugott, Basesow, Semmler, Eberhard, Wistorius. Auf diese vortrefflichen Männer, den Stolz unserer Zeiten, muß Herr Heuchling vermuthlich zielen, wenn er sagt, daß man öffentlich die Grundvesten des Christenthums überein Haufen zu werfen suche. Aber was versteht er unter Grundvesten der Christlichen Religion? Ich kenne keine andere als die, daß Jesus von Gott gesandt sey, um die Menschen mit Gott zu versöhnen, und daß man, um mit Gott versöhnt zu werden, seine Lehre ausüben müsse. Wer also diese Lehre anpreiset, wer ihre Uebereinstimmung mit der gesunden Vernunft zeigt, wer sie von den ungezeimten mystischen Müthsbegriffen reiniget, kurz, wer die Annehmlichkeit, Wahrheit und Liebenswürdigkeit der christlichen Religion in das hellste Licht setzet, verdient der, daß Herr Heuchling und seines gleichen solche Klagen über ihn führen? wirft der die Grundveste der christlichen Religion überein Haufen, that der nicht vielmehr einer Religion die größten Dienste, welche immer keine größere Feinde gehabt hat, als die Dummheit, den Aberglauben und die Heuchelei ihrer Lehrer? Diese sollten nur erst denken lernen, wie jene großen Männer, sie sollten nur erst die Kunst verstehen, so wie sie, die christliche Religion in ihrer ganzen

Liebenswürdigkeit vorzustellen, und ihre Gründe zu einem gottseligen Leben den Menschen recht ans Herz zu legen, ihnen recht anschauenend zeigen, daß ihre Ausübung der einzige Weg zum Glücke in dieser und in jener Welt ist, und dann, was das wichtigste ist, sie sollten durch ihr eigenes Beyspiel, mehr als durch ihre Worte, lehren, und nicht, indem sie selbst oft Sklaven der niedrigsten Begierden sind, die Vergnügungen Anderer, die nicht immer sündlich sind verdammen; o dann würden sie gewiß nicht Ursach haben, zu klagen, daß die Menschen lieber Lustbarkeiten als ihren Predigten bewohnen; welches jetzt keinen wundern wird, der die Predigten solcher Leute und dann die menschliche Natur ein wenig kennet; sie sollten sich der größeren Aufklärung unserer Zeiten nur recht zu bedienen wissen, so würden sie mit der so vortrefflichen unwiderstehlich liebenswürdigen Lehre des Evangeliums Wunder thun; aber freylich kostet dieses etwas mehr Mühe, als es in vorigen Zeiten kosten mochte, durch einen Schein von Heiligkeit und Gelehrsamkeit unwissende und sklavisch gewöhnte Seelen zu hintergehen; und deswegen, weil das nun nicht mehr so gehen wil, weil die Welt kläger geworden ist, und sich nicht so leicht mehr Staub in die Augen streuen läßt, deswegen wünschen sie jene Zeiten zurück. Aber dem Himmel sey Dank! ihre Wünsche werden allem Anschein nach gewiß nicht erfüllt werden. Wir gehen jetzt mit schnellen Schritten auf dem Wege der Vervollkommnung weiter. Gewisse Laster herrschen zwar unter uns jetzt stärker, als ehemals, aber blos deswegen, weil größere Vollkommenheiten sie als unzertrennliche Gefährten nach sich ziehen; dabey aber ist es der Unsittlichkeit noch nie gelungen, eine einzige Tugend aus der Welt zu verdrängen, selbst diejenigen Tugenden, die den herrschenden Lastern am gerabesten entgegen stehen, findet man noch häufig genug, und sie sind desto mehr werth, je schwerer es in den jetzigen Zeiten ist, sie zu erlangen, je mehr Hinder-

nisse das Verderben dagegen in den Weg legt. Und wann sind wohl die andern Tugenden so häufig und so rein gewesen, als in unsern Zeiten? Man brauchet sich nur wenig in der Welt umgesehen zu haben, um Beispiele des edelsten Wohlwollens, der großmüthigsten Freundschaft, des eifrigsten Bestrebens das allgemeine Beste zu befördern, (alles Tugenden, die man vorher wenig kannte, und die man nur unter den

erquickenden Einflüssen einer aufgeklärten Denckungsart aufzuwachen sieht anzutreffen. Wenn ich dieses alles (nur wenig von dem, was ich sagen könnte) bedenke, so seh ich es als die größte Wohlthat des Himmels an, daß er mich in diesen Zeiten hat geboren werden lassen, und ich schaudere, wenn ich in Gedanken nur 50 Jahre mein Daseyn zurück setze.

Nachricht von einer berühmten Augenarzney.

Folgende Augenarzney verdient wegen ihrer zuverlässigen Heilkraft sowohl, als des sichern und bequemen Gebrauchs und geringen Kosten, um desto mehr bekant gemacht zu werden, je gemeiner und beschwerlicher das Augenweh ist, und je leichter das Mittel von einem jeden selbst zugerichtet werden kan. Die Krankheit ist Hitze, Röthe, und Schmerzen der Augen, dabey beständig ein scharfes brennendes Wasser über die Augen ausrinnt. Ueber die unerträglichen Schmerzen können die Patienten keinen Schein des Lichts vertragen, sondern müssen die Augen verdecken, oder im Finstern sitzen, ja wohl die Fensterladen zuhalten. Dies dauert denn viele Wochen zum grossen Nachtheil derer, die zu ihren Arbeiten vornemlich der Augen benöthigt sind. Die allgemeinen Mittel, als: Aderlassen, Schröpfen, u. s. w. helfen nichts, wofern nicht besondere Umstände solche erfordern. Diese Arzney aber heilet das Uebel in seiner größten Heftigkeit, bloß nach einem einmaligen Gebrauche gänzlich. Sie besteht in folgendem: Man nimt ein Stückchen Weihrauch, steckt es auf ein

ne Gabel oder sonst ein spitziges Instrument, und zündets an bey einem Lichte, wozu ein Wachskerzchen am besten dient; zugleich hat man ein wenig Rosenwasser, etwa ein Paar Löffel voll bey der Hand, worin man den brennenden Weihrauch auslöscht; darauf wiederholt man solches Anzünden und Auslöschen etwa dreyßigmal; zu diesem also zubereiteten Rosenwasser (welches auch zum Ueberflus durch ein reines Leinwandgeseiher werden kan) gießt man halb so viel frische Milch, und am besten Frauensmilch; so ist die Arzney fertig. Wenn keine sonderliche Schmerzen vorhanden, so kan die Milch auch wohl weggelassen werden. Hier von nun gießt oder streicht man etwas in die Augen, insonderheit in die Ecken oder Winkel, und legt sich mit geschlossenen Augen zur Ruhe; beschwegen es auch am füglichsten des Abends beym Bettgehen sich thun läßt. Den folgenden Morgen ist man zu seiner grossen Freude genesen, wenn man schon lange Qual ausgestanden, und vieles umsonst angewandt hat.



Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

3ote Woche. 1776.

Nachricht von einer seltenen Art Richter, auf einer Insel im Südmeer, die Sportel-Insel genant.

Aus dem Englischen übersezt. S. Freeholders Magazin. Jahr 1776.
Monath April.)

Dass diese Insel erst ganz kürzlich entdeckt sey, kan man leicht denken, da die neueren Entdecker Byron, Wallis, Carteret und Cooke, selbst Bougoingville sie nicht gesehen haben. Doch ich wil den Lieutenant Cooke so ganz frey davon nicht sprechen, man sagt sichs ins Ohr: Er hält es einigen seiner hiesigen (Englischen) Freunden versprochen, die Sache nicht bekant zu machen, weil es üble Folgen haben könnte. Ich zweifle indessen nicht: daß die Sportel-Insel bereits im Namen unsers gnädigsten Königs, Georg des III. in Besiß genommen sey, so wie wir, denck ich, fortfahren werden, alles in Besiß zu nehmen, inclusive des Südpols, ohneachtet wir mit America genug zu thun haben, unsre Besißungen zu erhalten. Es ist auch hier ganz und gar die Frage nicht, obs Recht sey, Leute zu unterjochen, die der Himmel frey gebohren seyn ließ? So viel ist gewis: wir fahren durch die Magellansche Straffe, oder um's Cap Horn, entdecken, landen, wo wir

können, und wenn die tummen Teufel uns nicht auf ihrem friedlichen Boden dulden wollen; so schiessen wir sie vor die Köpfe, dies ist Kriegsrecht, aber nur im Südmeer. Wenn dahingegen andre Völker auf unsrer Insel landen wolten, ohne uns lange darum zu bitten; so heißt das Kriegsrecht: schiess sie todt. Dafür sind wir ja weiß, und jene braun. Ich freue mich recht sehr über unsre Entdeckungen, denn es müßte Schade seyn, wenn wir den Vorrath unsrer Laster nicht noch dadurch vermehren solten. Freylich seh ich nicht ab, was Ihre Majestät in London, und Ihre Majestät in Versailles für Nutzen von Dtaheite haben solten, aber Ihrer beyderseitigen Majestäten allerunterthänigste Unterthanen, die hingereiset sind, wissen nicht genug von den allerliebsten Hospitalen Taitanerinnen zu sagen, und selbst jetzt, da kein Teufel nach America wil, spizen alle müßige Matrosen, deren wir freylich nicht viel mehr haben, die Ohren, mit dem Capitain Cooke und Herrn Omiah nach Dtaheite zu segeln.

Also in der Gegend von Stahete hat man eine Insel gefunden, von der ich nicht in Erfahrung habe bringen können: unter welchem Grade sie liegt. Sie möcht uns aber wohl näher bekant werden, weil das Schiffsvolk beträchtliche Erzadern wil entdeckt haben, befonders Gold. Auch sol eine Gegend von Diamanten wippen, die es allein verdienten, nach portugiesischer Politik, alle niederzumachen, die bey den Diamanten nichts verlohren haben. Ein Europäisches Schiff landete hier an, und fand die gesegneteste Insel die noch entdeckt ist. Die Produkte zu beschreiben, ist hier meine Absicht nicht, sondern die Menschen. Die Insulaner waren wohlhabend, also schon einigermassen cultivirt, denn dis kan man wohl von ganzen Völkern folgern, nicht aber immer von einzeln Individuis, da es in ihrer Majestät Besizungen notorisch viele reiche Schöpfe giebt. Auch ganze Völker machen oft Ausnahmen, z. E. die Neuseeländer. Das Aufstossenste für unsre Europäer war die Verwaltung der Gerechtigkeit. Es giebt auf der Sportul-Insel nur zweyerley Arten von Gerichten, die Niedern, und der Staatsrath. Die Niedergerichte entscheiden alle Handel, und der Staatsrat, in dem das Oberhaupt der Insel präsidirt, ist das Oberappellationsgericht. Jede Dorfschaft hat ihren Richter, der von der Gerechtigkeit allein lebt, und mit Fischen zu wenig, als mit dem Landbau sich beschmuht. Friedensrichter können sie also nicht seyn, wenn sie nicht verhungern wollen, und man hat kein Beyspiel, daß Jemand hierzu solte Lust bekommen haben. Sie spüren alle Delicta mit der bewundernswürdigsten Behändigkeit aus, und auf der Insel soll man noch kein Beyspiel einer unbezahlten Ohrseige haben. Wenn sich zwey Partheyen entzweyen; so darf sich kein Diebman unterstehen, sie vergleichen zu wollen, wofern er nicht den unversöhnlichsten Haß der Richter auf sich laden wil. Klagt eine Parthey, gut, so hat der Richter desto weniger Mühe; Schweigen aber beyde; so

werden sie nichts desto weniger vorgeladen. Sobald sie erscheinen, reicht ihuen der Richter, nach altem hergebrachten Brauche, einen Trand eines verausenden Getränks, und wer eine halbe Cocus Nusschale ausleert, verrecktet lieber alle Habschaft, als daß er Vorschläge zum Frieden anhören solte. Dieser erste Terminus heist in der Landesprache Thau Kahi, Terminus zur Güte, und kostet wenigiens hundert Cocus-Nüsse. Weil die Güte nun niemals statt findet, ohnerachtet kein Richter die Formalien veräuimt, den Terminus zur Güte anberaumt, und abhält; so folgt das weitere Verfahren, wobey es noch das größte Glück ist, daß kein Protocoll abgefaßt wird, da diese Insulaner weder schreiben noch lesen können. In Absicht des Playdiren sol zwischen den Insulanern und uns kein weiterer Unterschied seyn, als daß die Partheyen es selbst thun, und keine Anwälde noch Procuratoren haben. Inzwischen sind sie dadurch nicht gebessert, denn merkt der Richter, daß sie nicht in hinreichende Wuth gerathen, so nimt er seine Zuflucht zu seinem Getränke, und dies bringt die Prozeßirende in solche Wuth: daß sie sich selbten und die Haut voll schlagen. Der Richter sieht diesen Walgeren mit innigstem Wohlgefallen zu, macht sich von dem Vorfalle ein Protocoll im Kopfe, und rupft des andern Tages die Partheyen weiblich dafür, daß sie sich vor den heiligen Augen der Justiz so gröblich vergangen haben. Nun geht das gerichtliche Verfahren seinen Gang, und wenn die Sache auch noch so klar ist, als die Sonne; so muß sie doch erst durch Zeugen erwiesen werden, wofür jedes Stück eine gewisse Zahl Brodtfrüchte, oder Fische, oder Cocusnüsse, oder was die Partheyen vermögen, bezahlt wird. Die Sache bekommt nie eher Licht, bis nichts mehr aufgeopfert werden kan, und ist die eine Parthey eher ausgezogen, als die andre, so verlehrt die letzte den Prozeß mit allen Unkosten deren insgemein noch so viel nachzuspringen sind, als noch Vermögen übrig ist. Wenn der Richter sich nicht hat bestechen

lassen; so läuft er keine Gefahr; wird er aber dieses Verbrechen überwiegen; so spaltet ihm das Oberhaupt der Insel den Kopf mit seiner Streitart; und speiset seine Schweine mit dem Körper. Indessen läßt sich kein Richter bestechen, da sie legalere Wege genug vor sich haben, die Streitenden bis auf das Blut auszusaugen. Die Einwohner sind stolz auf ihre prompte Justiz; und da, nach Omiah's Berichte, auf keiner Insel sonst dergleichen Verfahren bekannt seyn soll; so halten sich die Einwohner auf dem Sportel-Eilande für weit civilisirter und erleuchteter, als ihre Nachbarn. Die Industrie wird durch diese Richter sehr befördert, denn wenn ein Insulaner von der Gerechtigkeit ausgehindert ist; so arbeitet er mit gedoppelten Kräften sich wieder Unterhalt zu verschaffen; und den Vortheil hat er auch davon, daß ihn der Richter nicht eher bemerkt, bis er wieder ruffbar ist. Bisweilen gibts auch mit unter schlechte Zeiten für diese durchgängig wohlgenästete Diener der Gerechtigkeit, und dann erfinden sie Gesetze um der Gebühren willen. Diese fehlen niemals, da die Gesetze theils von der Beschaffenheit sind, daß die Insulaner sie nicht halten können, oder der Richter sorgt dafür: daß sie nicht allgemein bekant werden, und dann wimmelt's von Uebertretungen.

Die liebsten Thiere auf der Insel sind die Katzen; noch lieber die Katers; und man berechnet den hohen Rang eines Insulaners nach der Anzahl dieser Thiere. Der König hält sich etliche hundert, die die Unterthanen als Abgaben entrichten müssen, nebst dem Unterhalt dafür, an Mäusen, Katzen; und Fischen. Oft aber sind die Richter Ihrer Majestät zuvor gekommen, und haben den Unterthanen alle Katzen wegpfänden lassen, und der Fall soll nicht selten seyn: daß ein Richter einen Königl. Hofstaat von den prächtigsten Katers hat, die keine unsrer Laydis schöner haben kan. Einer dieser Richter kam eines Tages zu uns an

Bord, uns seine Visite zu machen, und da wir zum Glücke eine sehr wohlgezeichnete Kaze mit rothen Flecken im Schiffe hatten; so wurden seine Augen recht lustern. Wir konnten aber keine Kaze entbehren, also ward der Tausch geschlossen, vermöge welches wir eine Sportul-Kaze, nebst zwey fetten Schweinen für unsre Engländsche Kaze erhielten.

Der Secondelieutenant J. war sehr begierig, die Rechtsverfassung näher kennen zu lernen, statt daß Banks und D. Solander würden Kräuter und Insekten gesucht haben, und bereicherte seine Erkenntniß noch damit: daß die Richter in Ihrem Gedächtnis Codice die Tittel gratis, und ex officio nicht haben. Polizeysachen z. E. werden nirgend schlechter gehandhabet, als eben hier, es wäre denn, daß eine Civilsache aus der Vernachlässigung gemacht werden könnte, wo die Richter mit einemmal wieder eben so fleißig werden, als sie vorhin nachlässig waren. Einige Insulaner trugen den Stempel der Gerechtigkeit auf ihren verhungerten Backen, und da wir aus ihrer Erzählung die Größe des Unrechts muthmaßen konnten, das ihnen begegnet war; so riethen wir ihnen an, sich beim Oberhaupte zu beklagen.

O! sagten sie, das würde uns ganz verderben. Die Richter haben immer hundert für eins zu antworten, und werden sie auch einmal besträfft; so müssen wir doch den Schaden ersetzen, und keine Creatur ist rachsüchtiger, und haßt länger, als unsre Richter. Ich muß gestehen, daß wir utzgend im Südmeer promptere Justiz und dünnere Backen gesehen haben, als hier, die Backen der Richter ausgenommen, die oft scheußlich fett sind. Wir wußten nicht, wie wir die Insel nennen solten. Die eine Parthie schlug Katzeninsel vor, die andre Sportalinsel, und der letzte Name ward beliebt. Wir nahmen sie hierauf förmlich in Besitz, vergruben eine Flasche mit den

Namen des Schiffs und der Officiere, und nagelten ein Brett mit einer Inschrift an einen hohen Baum, auf welches wir eine Karte nahkten, um den Insulanern unsre Oberherrschafft desto angenehmer zu machen.

Nachschrift des Uebersetzers.

Raum stand diese Nachricht in den Engländischen öffentlichen Blättern, aus welchen wir sie, wie gesagt, genommen haben; so entstand unter den Herrn Lawyers, Judges of Peace und Jury's ein heftiges Murren, und die meisten wolten behaupten, das ganze Ding wäre nichts weiter, als eine Satyre, die am meisten aber gekränkt zu seyn glaubten, nannten es gar ein infames Pasquil. Es waren indessen noch viele Männer dieser Orden, die das Ding gern sahen, damit auch Engländische Anthropophagen gezüchtigt würden. Der Herz-

ausgeber wolte aber seinen, sidem historicam nicht gebudelt haben, und bewies es mit einem Zeugniß der Admiralität: das die Sportulinsel, wirklich existire, und das Faktum mit den Richtern keine patriotische Phantastie sey. Die Getränke handelten hierauf der Klugheit gemäß — und hielten das Maul.

In Deutschland haben wir diese Nachricht nicht einmal nöthig, denn seit Menschenkenken finden wir keine Sportelsüchtige Richter, die mehr nach ihrem Beutel, als nach der Gerechtigkeit gulken solten; keine Menschenfresser, die den Unterthan aussaugen; und vollends Niemand der auf Kosten gerupfter Partheyen einen Katerhoffstaat hielte. Ueberhaupt muß ich zum Ehme unsrer deutschen Untergerichte bekennen: daß nirgend pünktlicher, gewissenhafter und den Absichten der Regenten gemäßer gehandelt würde, als eben hier, was auch mancher Misanthrope dawider einwenden mag.

Gulländer.

Der Todtengräber und der Wahrsager.

Beffere dein Geräthe aus, und nim dir einen Gehülfen an; denn du wirst in kurzem viel zu begraben finden! So sprach ein Wahrsager zu einem Todtengräber, der an einem heitern Abend vor seiner Thüre stand, und mit gierigen Augen den Schwanz eines Kometen betrachtete, der epidemische Seuchen drohete. Sey mir gesegnet, versetzte der Todtengräber, für diese Nachricht! Meine Schaufel ist verrostet, und meine Hacke liegt im Winkel, seit unser Schäfer starb, der die Schafe heilete, und die Menschen tödtete. Der liebe Mann, Gott habe ihn selig, der gab mir doch noch was zu verdienen. Das war doch noch ein anderer Mann, als die Aerzte in der Stadt, die nur

die Leute wieder gesund kuriren. Doch seitdem der neue Doktor angekommen, der, wie ich gehbt habe, allen die Unsterblichkeit verspricht, habe ich wieder neuen Muth gefaßt. Alles dies, antwortet der Zeichendeuter, wird dir nicht thun. Siehe, der Stern über deinem Haupte, der wird dein Glück machen. Er verkündiget allen Jungfern und Junggesellen unserer Stadt den Tod, welche das zwanzigste Jahr überschritten, und allen Ehelenten in Monatsfrist das Grab, welche die Cheordnung niemals übertreten haben. O des Unglücks propheten, schrie der Todtengräber! Also habe ich binnen hier und vier Wochen abermals Zeit zu darben?

Æ.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

zite Woche. 1776.

An einen Freund, eingeschlagen ein Brief von Yorik.

Sind Sie haben Yoriks Briefe noch nicht gelesen? Kaum vergeb' ichs Ihnen. So voll sein Herz! so überfließend! — es hat sich bis in das Meinige ergossen, und könnt ich ihn und seine Elise nur einmal sehen, einmal beyde an meine Brust drücken, von jedem eine Thräne in mein Tuch auffangen; ich reisste gewis zwanzig Meilen, da ich nicht eine einzige reifen möchte, den grossen Alexander zu sehen, wenn er noch lebte. Wenn Yorik ein tugendhaftes Herz antraf, das mit ihm sympathisirte, ein Herz, wie das Herz Elisens — o! dann hätten Sie ihm Indostan und alle Schätze des Moguls anbietern können — er hätte eine Satyre wider Sie geschrieben, ihre Schätze verachtet — und wäre — Yorik geblieben. Ich bin oft recht herzlich böse auf die Welt, weil sie so viel Schurken nährt, ich möchte eine bessere besuchen, wenn ich einen Lustwagen hätte; aber Yorik und seine sanfte, seine seraphische Elise verßöhnen mich mit ihr. Aber Yorik ist todt — und seine kränkliche Elise hat vielleicht auch schon der Natur ihre Schuld bezahlt. Mag's! Ich kenne noch zwey Elisen, sanft, wohlthätig, tugendhaft, groß von Geburt, weit größer durch ihr Herz, und so lange diese leben, mich diese mit der Welt außßöhnen, mich

diese zur Tugend begeistern, und meinem Auge erlauben, bisweilen an ihrem Gesichte voll Himmel zu hangen, so lange mache ich mit dem des Forges keine Reise nach dem Mond.

Am 20ten April dieses Jahrs hab' ich sie gesehen, und seitdem leb' ich. Wir haben auch noch hin und wieder einen Yorik — aber Deutschland schätzt sie nicht, in England müßten sie leben, um gekannt, geschätzt zu werden. Große, wohlthätige Handlungen auf deutschen Boden gethan, begeistern uns nicht. Wenn wir Anecdoten lesen wollen; so müssen sie übersetzt seyn. Aber nachahmen? — Doch meine Misanthropie möchte mich zu weit führen.

Hier haben Sie einen Brief von Yorik. Er ist der Achte unter Sterne's Briefen an seine Freunde.

„ Seit meinem letzten Schreiben an Sie „ bin ich keine Ackerlänge weit von Schän- „ dyhall gekommen. — Doch, warum ist „ meine Feder so unmartig? — Ich bin ja „ nach * * * * * gereist; und zwar ei- „ nes so sonderbaren Geschäfts wegen, daß „ ich's Ihnen erzählen muß. — Kaum „ werden Sie mirs glauben, wenn ich Ihnen

H h

„ sage: ich reisete dahin, um einen listi-
 „ gen Advokaten zu überlisten, und sei-
 „ ner Verschlagenheit, und aller ihrer
 „ Macht zu Troste, einen Mann zur Ge-
 „ rechtigkeit zu nöthigen, dessen Herz nie-
 „ derträchtig genug ist, sich die Irthümer
 „ einer ehrlichen Einfalt zu Nutze zu ma-
 „ chen, und der sich durch Betrug und Un-
 „ gerechtigkeit ein ansehnliches Vermögen
 „ erworben hat. Und doch erreicht' ich
 „ meinen Zweck. (Ehrlicher Vorik, in
 „ Deutschland hätte man dich ausge-
 „ lacht) — es war mir so lieb, als ein
 „ Ordensband! — Die Sache verhielt
 „ sich also.

„ Ein armer Mann, der Vater meiner
 „ Vestalin, hatte sich im Schweisse seines
 „ Angesichts, durch vieljährige Arbeiten,
 „ eine kleine Summe Geldes erspartet,
 „ und sich an diesen Schriftgelehrten ge-
 „ wendet, um sie auf Zinsen für ihn aus-
 „ zuleihen. — Dies geschah; er bekam
 „ eine gerichtliche Versicherung für das
 „ Geld. In seiner Hütte hatte der ehrli-
 „ che Mann keinen Platz, den er für sicher
 „ genug hielt; er versteckte daher die Ver-
 „ sicherung in ein Loch im Strohdache, das
 „ ihm zuvor, statt einer Geldkiste gedient
 „ hatte. Hier blieb die Versicherung bis
 „ auf die Zeit, da er seine Zinsen empfan-
 „ gen sollte. — Aber ach! — der Regen,
 „ der sein Gold nicht beschädiget hatte,
 „ hatte seine papierne Obligation gefunden,
 „ und in Stücke zerfauler! 2c. 2c. —
 „ Schwerlich würd' ich die Angst des alten
 „ Landmanns bey dieser Gelegenheit be-
 „ schreiben können! Weindand kam er zu
 „ mir, um Rath und Beystand, und sei-
 „ ne Noth durchbohrte mir das Herz.

„ Stellen Sie sich einmal einen mehr
 „ als sechzigjährigen Greis vor — der mit
 „ grosser Sparsamkeit, mit noch grösserer
 „ Mühe, und mit Beyhülfe eines kleinen
 „ Vermächtnisses, ohngefähr achtzig Pfund
 „ Sterling zusammen gescharr't hatte, die

„ in den Schwachheiten des hohen Alters
 „ ihm zum Nothpennig, und derein-
 „ nach seinem Absterben, seinem Kinde zu
 „ einer kleinen Aussteuer dienen sollten —
 „ der den kleinen Schatz auf einmal ein-
 „ büßt, und zwar, was ihm sein Unglück
 „ noch schwerer machte, ihn durch seine ei-
 „ gene Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit
 „ einbüßt.

„ Wär' ich noch jung, mein Herr!
 „ (sagt er) so wäre mir mein Unglück
 „ noch erträglich und leicht — ich könnt' es
 „ wieder erwerben. — Nun aber hab'
 „ ich meine Zuflucht verlohren, da ich
 „ ihrer am meisten bedarf. Mein Stab,
 „ ohne den ich nicht mehr gehen kan, ist
 „ mir nun gewonnen — und hinfort
 „ hab' ich keine andre Zuflucht zu hoffen,
 „ als das durch Bitten erpreßte Almo-
 „ sen eines Armenpflegers.

„ Nie hab' ich in meinem Leben mit ei-
 „ nem so guten Anstande gewünscht, reich
 „ zu seyn, als damals! Welche Wohlust
 „ wär' es für mich gewesen, wenn ich zu
 „ diesem betrübten Mitgeschöpfe hätte sa-
 „ gen können: Da! nim dein Geld —
 „ und gehe hin — im Frieden. Aber
 „ ach! die Schändische Familie ist nie-
 „ mals sehr mit Geld beschwert gewesen,
 „ und ich, (der Armste unter ihnen allen)
 „ kont' ihm nur mit meinem guten Rathe
 „ dienen. — Dabey ließ ichs aber nicht
 „ bewenden — sondern ich selber ging mit
 „ ihm zu * * * *, und durch Zureden,
 „ drohen, und einige (in einem solchen
 „ Handel, und bey einem solchen Gegner
 „ wohl erlaubte) Kunstgriffe, brachte ich
 „ es dahin, daß meinem armen Klienten,
 „ seine gerichtliche Versicherung und sein
 „ Trost wieder hergestellt wurden, und
 „ ich ihn vergnügt heimschicken konte. —
 „ Bravo! — Bravo!

„ Darf ein Mensch jemals auf irgend
 „ etwas stolz seyn, so darf ers auf seine
 „ Gutthat seyn, die, wie sichs geböhret,
 „ ohne irgend einen darunter versteckten
 „ niedrigen Eigennutz erwiesen worden.
 „ Leben Sie wohl, — und abermahl wohl!

Lorenz Sterne.

Wie gefällt Ihnen dieser Text? Denn
 leugnen kan und wil ichs nicht, daß ich aus
 Absicht ihnen diesen, und keinen andern
 Brief abgeschrieben habe — er sollte Text
 seyn, und für den Commentar lassen Sie
 mich nur sorgen. Heute bekommen Sie
 freylich meine Predigt nicht, aber rathen
 Sie mir nicht dazu, einmal das Capitel
 von gewissenlosen Advokaten abzuhandeln?
 Materialien hab' ich gesamlet, dafür bin
 ich Ihnen Bürge, wenigstens reichen sie zu
 einem mäßigen Detrabande zu, und da ich
 lieber zwey Bände, als einen schreibe; so
 denk' ich mit Sammeln und Anordnen noch
 etwa ein Jahr fortzufahren, dann mein
 Werk zu schreiben, und es um die Oster-
 messe 1778. zu liefern. Denken Sie nur
 nicht, daß ich spaße. In allem Ernste sol
 das Werk heraus, es wäre denn, daß ich
 zum Troste aller Rabulisten und gewissen-
 loser Sachwälder stürbe — oder sie sich bes-
 ferten, in welchen Fällen meine Collectanea
 vermodern mögen. Verhindert mich keiner
 dieser Fälle — und der letzte wirds wohl nicht
 thun; so weiß ich keine nützlichere Beschäf-
 tigung für das menschliche Geschlecht, das
 ich meinem Satyr auftragen könnte, als
 ihn wider ein Geschmeiß zu heken, das
 mehr Schaden anstiftet, als keine Raupen
 und Erdflöhe, kein Mehlthau noch reissende
 Thiere zu thun vermögen. Schreyen wer-

3.

den sie wider mich und meinen Satyr, aber
 wir beyde sind bey einer guten Sache uners-
 chrocken. So verhaßt mir alle Rabulisten,
 Rechtsverdrehet, Ränckemacher, Chikanen-
 schmiede — und alle Schurken samt und
 sonders sind, die alles Gefühl der Mensch-
 heit ausgezogen, alle Ehrlichkeit verleug-
 net, weder Religion noch natürliches Ge-
 fühl für Gerechtigkeit, und das, was bil-
 lig ist, haben; die ihre Geschicklichkeit dar-
 in setzen, Spitzbuben in ihren Spitzbübe-
 reyen beyzustehen, die Unschuld zu unter-
 drücken, dem Dürftigen den letzten Pfennig
 zu rauben, mit den Eidschwüren zu spie-
 len, und der schlechtesten Sache das Kleid
 der Wahrheit wider ihre beste Ueberzeugung
 anzuziehen: so sehr schätze ich im Gegen-
 theile die rechtschaffenen Männer, die in
 Vertheidigung der gerechten Sache mehr
 auf Pflicht und Gewissen, als den Beutel
 des Klienten sehen, und den Frieden unter
 den Rechtenden lieber befördern, als Rück-
 sicht auf ihr Deservitenbuch nehmen. Die-
 se Herren würden sehr übel thun, zu glau-
 ben: mein Satyr wolte den ganzen Orden
 züchtigen, da er doch seine Geißel nur wi-
 der den verwerflichen Troß aufheben wird,
 der nicht geschont werden darf, so sehr er
 auch Wespenneß ist.

Ich weiß, daß Sie mir Beyträge lie-
 fern können, und da ich Sie hiemit darum
 bitte; so weiß ich auch: daß Sie es thun
 werden. Nichtsweniger werd' ich für je-
 den Beytrag dankbar seyn, der mir von
 andren Patrioten kommen möchte, die ich
 hiermit im Namen der guten Sache auffor-
 dre, mir die unglücklichen Schlachtopfer
 aus dem Rachen der Wildse reissen zu hel-
 fen.

6.

Der Unglückliche in der Einbildung.

Der Herr v. U. war aus einer ächten, alten, ritterbürtigen, adelichen Familie entsprossen, und was ihm noch ein Bißchen besser war: er war reich, seinem Stande gemäs leben zu können. Mit dem 18ten Jahre ward er Herr seiner Güter. Nach aller Meinung war er einer der glücklichsten Menschen, denn er war jung, gesund, reich wie Erösus und schön. Die jungen Fräulein in einer Peripherie von 10 Meilen waren alle der Meinung: daß er sehr artig sey und wohl aussähe — und die Mütter bemerkten nebenher: daß man sich keine vortheilhaftere Parthey wünschen könnte. Sein Herz war sehr gut, nur ein wenig zu weich, um männlich zu seyn. Man hätte hoffen können: daß sein Herz mit dem Barth härter und männlicher werden würde, allein sein Hofmeister, ein lyrischer Dichter, nährte ihn noch immer mit papphaften Futterbrey weichlicher Lieder, da er doch von den Bienen hätte wissen können: daß der Brey für Nymphen schon kräftiger seyn müsse, als für die Raupe.

Der Herr v. U. kam von der hohen Schule jezt, da er durch den Tod seines Vaters beerbt worden war, auf seine Güter, sie in Besiz zu nehmen, und mit ihm sein Hofmeister, zu untersuchen: ob schon Weilchen ausgelassen hätten? (es war aber im März) ob die Nachtigall schon singe? und ob mit den Lerchen was anzufangen sey? Der Herr v. U. sollte dem Verwalter die Rechnung abnehmen, das Inventarium in Richtigkeit bringen, über die künftige Verwaltung in seiner Abwesenheit (denn er dachte noch ein paar Jahre zu reisen) eh' er sich aufs Land begeben wollte) disponiren, und bey allen diesen Geschäften both ihm ein Edelmann die Hand, der ein vortreflicher Haushalter war, zum Unglück aber von der Dichtkunst überhaupt, besonders der Lyrischen eben so wenig wußte, als seine Väter-

knechte. Der Herr v. U. hielt diese triviale Geschäfte ein paar Tage aus, aber länger wars ihm auch nicht möglich. Sein Hofmeister hatte ihn schon mit dem Geruche vom Viehstande aufgejogen, Anmerkungen über die schmutzige Landnymphen gemacht, und ein kleines Elysium im Parke aufgefunden, wo ein schöner Geist zur Noth sich noch von dem häßlichen Gewühl trivialer Geschäfte verschmaufen — oder auf ein Viehdchen benzken könnte, und hierhin führt' er seinen Zögling, der schon angefangen hatte, sich herzlich auf dem Lande zu ennüyren.

Unser Mentor glaubte hier Weilchen entdeckt zu haben, die ihn bis zum Wahnsinn begeisterten. Da er aber immer mit idealischen Weilchen gefaselt hatte, und in rerum natura selbst unbekandt war; so fand es sich: daß seine Weilchen nichts mehr und nichts weniger waren, als gemeine Butterblumen. In einem kleinen Teiche spielten wohlgestaltete Karpfen, seine Phantasie hatte sie aber in Forellen umgeschaffen und da Goldflecken hingefungen, wo keine waren. Die Nachtigall allein hatte er gekant, und Nymphen, die sich badeten, mit dem durchsichtigen Schleyer spielten, und ihm göttliche Reize kaum halb verborgen hatten, wolt' er ohn des Henckers Dank in der Abenddämmerung gesehen haben. Es war im Grunde nur eine Viehmagd gewesen, die sich die Füße gewaschen hatte.

Dieser Mentor, seines Elysiums in natura bald satt, hatte an den Skizzen genug, die er vom Frühlinge auf dem Lande aufgenommen hatte, und wünschte sich bald in die Stadt zurück, den Frühling, und das glückliche Landleben ausmahlen zu können. Sein Zögling hatte lange Weile, und war leicht zu überreden, und da sein Haushalt schon lange ohne ihn bestanden hatte; so dacht' er mag ers auch künftigt thun und beyde reisten ab.

(Der Beschluß künftigt.)

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

32te Woche. 1776.

Der Unglückliche in der Einbildung.

(Beschluß.)

Niemand konnte sich die Gleichgültigkeit des jungen Herrn gegen das glänzenste Glück erklären. Alle dachten, er würde das ruhige, heitere, stille Landleben allem Gewähl in den Städten vorziehen, die Liebe sein Glück krönen lassen, und den Himmel mit beyden Händen ergreifen, der ihn angeboten ward. Freylich hätten sie Recht gehabt, wenn der junge Herr ein alter Herr, und der Teig zu seinem Herzen Teig gewesen wäre, woraus Zufriedenheit hätte geknetet werden können. So aber, (damit wir uns kurz und deutlich erklären) hielt der Herr v. U. gleich vielen Sterblichen, nur das für Glück, was er in diesem Augenblicke nicht hatte, oder was er für unmöglich zu erlangen ansah. In der Jugend gehts uns, glaub ich, meist allen so. Bey reifern Jahren besinnen wir uns, und im Alter, wenn wir von den meisten Schüsseln gekostet haben, heist es insgemein: es ist alles eitel.

So bald der Herr v. U. wieder in der Stadt war, vermiste er viel, daß ihm jetzt an dem Landleben gefiel. Auf dem Lande glaubte er ruhig leben zu können,

und von dem vielen Wirrwar befreyt zu seyn, das ihn in der Stadt, besonders jetzt, da er geerbt hatte, umgab. Weil seine Güter nahe bey der Stadt lagen, so fuhr er heraus; allein hier kont' er nicht Gesellschaften nach seinem Geschmack wählen, als in der Stadt, er mußte seinen Hals unter das Joch des Etiquets beugen — und kehrte nach der Stadt unzufrieden zurück. Hier hielt ers acht Tage lang aus, las Reisebeschreibungen, und jagte in Gedanken schon seiner Zufriedenheit in fremde Länder nach. Er durfte nur wollen; so ging er auf Reisen, und weil ihm sein Wunsch ohne alle Mühe gewährt ward; so gefiel ihm das Reisen schon nicht mehr, als er in den Wagen stieg. Er hätte frenlich wieder aussteigen und zu Hause bleiben können, aber hätte man ihn dann nicht ausgelacht? Hätt' er, als ein so reicher Cavalier, sich nach einem solchen Betragen wohl im Publico dürfen sehen lassen? Und auf dem Landtage vollends hätten alle seine Nachbarn mit Fingern auf ihn gezeigt. Er mußte also fort, und da er mit dem Gedanken abreiste: daß seine Reise ein Frohndienst wäre, so gefiel ihm nichts, was er sah.

§ i

In Frankreich spielt' ihm Amor den Streich, daß er sich sterblich in eine junge Markise vergaste, und da die junge Markise kurz darauf durch die Erlaubniß des Königs Braut ward, nicht aber die seine, so hätt' er sich bald erschossen. So weit ich ihn kenne, hätt' er sie nie geheiratet, besonders, wenn sie ihn geliebt hätte, weil er sich dann gewiß eines schönern Mädchens in seinem Vaterlande erinnert hätte, aber jetzt war der Fall anders, da sie die Seine nicht werden konte, und doch eine recht schöne Markise war. Sein Unglück stieg zum höchsten Gipfel, als sie ihn, ohnerachtet sie Braut war, einmal mit dem Fächer schlug — Gegengift, oder niederschlagende Sachen fant' er nicht. Er schifte mit blutendem Herzen über den Canal, aber seine Markise schifte mit ihm. In England gefiel ihm nichts, außer einer jungen Lady, die seiner Markise auf ein Haar glich, und, unter uns gesagt, schöner, zärtlicher und tugendhafter war. Er entschloß sich, ihr sein Herz anzutragen, und als er merkte, daß er ihr nicht gleichgültig war; so sah' er erst: daß seine Lady noch lange seine Markise nicht war, und der Unglückliche floh sie. Er miethete sich in London eine abgelegene Wohnung, schrieb elegische Briefe an seine Freunde, weinte, wie ein Kind, und versicherte seinen Correspondenten, daß er zum Unglück geböhren sey. Weil ihn seine Freunde aus freundschaftlicher Absicht auslachten; so konte sein Unglück nicht höher steigen: denn nun sah' er erst: daß er bey allen seinen Widerwärtigkeiten nicht einmal einen Freund mehr hatte, an dessen Brust er ausweinen könne. Er ward krank, und da ihm die Aerzte riethen, die reinere Luft Italiens zu suchen, weil die Engländerische zum Aufhängen reihe, so reist' er weg, ohne einmal beym Aufstehen des Königs gegenwärtig gewesen zu seyn, welches für so viele Reisende doch sonst ein bezaubernder Anblick zu seyn pflegt, der ihn bis an ihr seeliges Ende gut thut. Ein junger Lord machte die Reise mit ihm, und versicherte

ihn: oben auf dem Aetna wäre, nach Brydone's Versicherung, die Luft so rein, so geistig: daß der Geist freyer da wirke, und alle Funktionen des Leibes und der Seele da leichter von statten gingen. Die Reise nach Sicilien ward also beliebt, und als unsere Reisende nach unglücklicher Arbeit und Mühe bis an des Empedokles Thurm am Aetna gekommen waren; so glaubte der Herr v. U. schon seine Lust geschmeckt zu haben, seine Markise hier ablegen zu können. Aber, so, wie alles unter dem Monde eitel ist; so waren es auch seine Gedanken. Die Markise war mit ihm bis auf die Spitze gestiegen, zeigte sich hier nach Maßgabe der verfeinerten Luft auch vollkommener, war Engel und Scraph, und blieb's da er schon in die dickern Dünste der untersten Region wieder herabgestiegen war, die die fruchtbare Region heißt. Der Lord bekam Lust, Malta zu sehen, und unsern Herrn v. U. konnt' es nichts verschlagen: wo er wäre — und ging mit. So sehr er auch ein Deutscher war; so hätte ihn doch sein Unglück so mürrisch gemacht: daß er einem Engländer auf ein Haar glich, und alle Maltheser sich wunderien: daß er sich nicht in den Becher des Aetna gestürzt hätte. Seine Misanthropie zog ihm mit einem Ritter von Schwerdt und Kragen Handel zu, und da er, löblicher Observanz zufolge, sich öffentlich, unter großmeisterlicher Garantie schlagen mußte; so versetzte er dem Ritter einen Stoß, der diesem heiligen Türkenfeinde alle Lust benahm, sich weiter mit Deutschen und Türken zu balgen. Auf Malta hatte der Herr v. U. indessen nichts mehr zu suchen, und da eine sehr gelegene Gelegenheit nach Rom da war; so nahm er sie, den Pantoffel des heil. Waters — zu sehen. In Rom gefiel ihm nichts, selbst die Peter-Pauls Kirche nicht ausgenommen, und da seinetwegen Jesuiten in der Welt seyn mögten, oder nicht; so nahm er selbst von diesen heil. Vätern im Unglück weiter keine Notiz: als daß er sie höchstens für unglücklich, sich aber für den aller Unglückse-

ligsten auf Gottes Erdboden hielt. Der Lord wolte beyhm heil. Vater Audienz haben, und erhielt sie, unser Deutscher aber hatte eben keine Zeit, und sah den heil. Vater nicht, der gesehen zu werden verdiente, nicht weil er Pabst, sondern weil er Guanganelli war. Herr v. U. war eben mit den Gedanken beschäftigt, an der Schwindsucht zu sterben, wenn er nur seine Markise noch einmal möchte gesehen haben, als er erfuhr: daß seine Markise mit ihrem Gemahl in Rom wäre. Er suchte sie auf, fand sie, leutselig und barmherzig, bereit seine Wunden zu heilen, und wohlthätigen Balsam herein zu gießen — und sie gestel ihm nicht mehr. Die Lust in Rom bekam ihn also nicht, und die Rückreise nach Deutschland ward beschlossen. Er reiste ab, ohne seinen Lord, und kam nach Wien. Weil er sich nur von seinem Herzen, und nicht von den Poststationen ein Tagebuch hielt; so halt' ich mich nicht für verbunden, mehr zu wissen, als er, ohnerachtet es mir gar nicht an Mitteln fehlt, alle Lücken auszufüllen, die sich hier finden möchten. Er hörte viel von dem wohlthätigen Kaiser Joseph II. reden, und da sein Herz bey aller Ebbe und Fluth peiniger Einbildung doch für das Edle und Groffe noch offen war; so ließ er sich gefallen, den Kaiser zu sehen, und ihn zu bewundern, weil ers nicht ändern konnte. Jetzt fiel's ihm erst ein, Guanganelli nicht gesehen zu haben, und dies verhinberte ihn, alles zu fühlen, was man bey dem grossen Joseph fühlen muß.

Wien verließ er, und ging nach Berlin. Die Revüe im Thiergarten hatte ihn von weiten lüftern gemacht, in der Nähe wirkte sie nichts. Die kostbaren Gebäude in Berlin und Potsdam hatten dasselbe Schicksal, nur einige wohlthätige, väterliche Handlungen Friederichs, bewegten eben seine Seele. Doch in dem Augenblicke fiel ihm wieder ein: daß Friederich ihn nicht glück-

lich machen konnte. Er besuchte einige Gelehrte, aber sein Herz war aller Freude, aller Wohlwollenheit verschlossen. Der launige Nicolai, der tiefdenkende Sulzer, der olympische Ramler, der schreibselige Damm, und die Keizer, Spalding, Keller, Büsching und Eberhard — alle waren sie ihm gleichgültiger, als Swieten, den er — gar nicht gesehen hatte.

Er reiste also auf seine Güter — und verfehlte auch hier die Glückseligkeit, die er suchte. Er verliebte sich zwar — und bekam, was er liebte. Allein jetzt fiel ihm seine Markise wieder ein, die er vormals vergessen hatte. Sein Park war schön, aber in England hatte er sie besser gesehen, und wars nicht schon Unglück genug, daß er die Schönheiten dieser Insel seinem Landgute nicht einpfropfen konnte? Mitten zwischen den Gräben, die sein Schloß umgaben, lag eine Insel zum Bezaubern, aber so schön war sie nicht, als der Prater in Wien. Rheinwein hatt' er vom besten, aber es war kein Tokayer, und als er sich Tokayer kommen ließ, so wolt' er ihn nicht schmecken. Vielleicht kann er das Fahren nicht vertragen. Er versucht' es, sich mit Punsch zu helfen, aber kein Deutscher kont' ihm den brittischen Geschmack geben. Seine Nachbarn waren redliche Leute, und drollichte Gesellschafter, nur gefielen sie ihm nicht. Selbst sein Bett fand er nicht so weich, als die Betten in fremden Ländern, oder das Bette seiner Jugend. Sein Weibchen war in aller Augen eine Göttin, nur in seinen nicht, und doch war er eifersüchtig bis zum Tollwerden. Kurz! nichts gefiel ihm, was er hatte, und alles, was ihm nicht werden konnte. Er härmte sich bey seinem Unglück bis auf die Knochen ab, und als er wieder fett ward: so starb er — an der Wassersucht, in der Ueberzeugung: daß er der unglücklichste Mensch sey. Ihm soll es selbst, wie ein Geist berichtet, in jener Welt gar nicht gefallen.

Schwager.

Das Mädchen und die Raupe.

Eine Fabel.

Insekt! du Schandfleck unsrer Flur!
Schuf dich die zornige Natur
Allein zu unsrer Bäume Schaden?
Wie traurig schleppst du dich daher!
Du kriechest vom Verderben schwer
Und schleichst mit Häßlichkeit beladen.

So sprach ein Mädchen, das die Kunst,
Der Nachtmisch und der Stutzer Gunst
Des Nachmittages reizend machten.
Die Raupe hörts und rief ihr zu:
Jetzt bin ich nicht so schön als du,
Doch kannst du mich darum verachten?

Es dauret meine Häßlichkeit
Nicht immer, denn nach kurzer Zeit
Werd, ich in bunten Farben fliegen.
Dann will ich dich, als Schmetterling,
Im Schmuck, den nie ein Mensch empfing,
In deinem Garten noch vergnügen.

Ich bin nicht stolz auf dies mein Glück.
Man sagt, es soll in diesem Stück
Uns manches Frauenzimmer gleichen,
Das aus dem Bett als Raupe ging,
Und seinen Schmuck, als Schmetterling,
Sich weiß am Nachtmisch anzustreichen.

⊙.

Universalspillen.

Ein Mäßiggänger zu Florenz, der ohne
Mühe reich werden wolte, gerieth
auf den Einfall, Pillen auszugeben, weil
er sahe, daß ein gewisser Arzt dadurch sein
Glück gemacht hatte. Er gab sie ohne Un-
terschied allen Kranken, die sich bey ihm
meldeten, und da sie zuweilen von ohn-
gefähr halfen, so kamen sie bald in Ruf.
Ein Bauer, der seinen Esel verlohren
hatte, wurde dadurch veranlaßt, zu die-
sem neuen Arzt zu gehen, und ihn zu
fragen, ob er ihm nichts geben könnte,
seinen Esel wieder zu finden? Ja, ant-
wortete dieser, ihr dürft nur Sechs von

meinen Pillen nehmen. Der Bauer that
es. Auf dem Wege nöthigten ihn die
Pillen, sich in ein zur Seite liegendes
Gebüsch zu begeben, und bey dieser Gele-
genheit ward er seinen Esel gewahr, wel-
cher daselbst weidete. Waren die Pillen
noch nicht in Ruf; so kamen sie nun
darein. Der Bauer pries sie dem gan-
zen Dorf als solche an, welche nicht nur
Krankheiten heileten, sondern auch sogar
dazu dienten, verlohrene Esel wieder zu
finden.

⊙ . .

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

33te Woche. 1776.

Der Sommertag auf dem Lande.

Wst es möglich, daß auf eine so dunkle und fürchterliche Nacht ein so heitres und fröhliches Morgen erfolgen kan! Noch zittert mein Herz vor den schrecklichen Austritten der Natur, die vor fünf Stunden der Welt den Untergang zu drohen schienen. Alles schwarz und finster am ganzen Horizonte, und mitten aus dieser Chaotischen Finsterniß ohne Unterlaß zischende Blitze, die im winkeligen zickzackigen Feuer im Morgen, Mittag und Abend hin und her fuhren; und auf diese Blitze brüllende Donner, die mit schmetternden Schlägen den Erdboden erschütterten; und mitten unter diesen Donnerschlägen stürmende Winde und rauschende Fluthen und gießende Regenbäche! So tobte das Ungewitter, als ob Himmel und Erde über einander fallen wolten, in der Nacht, die nur erst vor kurzen verschwunden ist. Und doch an diesem Morgen eine so feyerliche Ausföhnung mit der empörten Natur! Alles heiter, helle und anmuthig. Ein klarer Himmel, an welchem rund herum kein trübes Wölkchen zu sehen. Kein zitterndes Blatt, selbst an der Silberpappel nicht, so stille und ruhig ist die Luft. Die und da glänzen zwar noch die Tropfen auf den Blättern der Kräuter und Sträuche;

aber die ersten Stralen der Sonne fangen schon an, sie aufzutrocknen, und in die feinen Dünste zu verwandeln, die ich, gleich einem Nebel, dort über Wiesen und Feldern schweben sehe. Tröstender Anblick dieser angenehmen Abwechselung nach einer so ängstlichen Scene! Haben nicht die Veränderungen der Natur viel Aehnliches mit den Veränderungen unsrer Schicksale? Blitz und Donner, Sturm und Regen sind Wohlthaten der Natur zum Besten des Erdbodens und seiner Gewächse; und Stürme des Unglücks sind Wohlthaten der Vorsehung zum Besten der moralischen Welt und ihrer einzelnen Glieder. Nun sol mich keine Widerwärtigkeit dieses Lebens, und wenn sie noch so empfindlich wäre, mehr niedergeschlagen, muthlos und verzagt machen. Vielleicht brauchts nur vier oder fünf Stunden; so haben sich gelegt die tobenden Wellen; so lacht mir das Glück wieder; so ist es wieder heiter am Horizonte meines Lebens.

Ich entschloß mich, diesen anfangenden Sommertag recht zu genießen, und um die Wirkungen des gehabten wohlthätigen Gewitters in der Nähe zu betrachten, eilte ich, mich frühzeitig ins Feld zu begeben. Alles noch einmal so lebhaft, als an dem schwär-

len, trügemachenden Abend zuvor. Das zarteste Grashalmchen, stolz auf den empfangenen Segen, hob seine abgewaschenen glänzenden Blätterchen kräftig in die Höhe, und die aus ihrer Horde entlassenen Schafe freueten sich schon auf die erfrischte Nahrung, die sie auf den gewässerten Fluren finden würden. Das Getreide rauchte, das noch auf dem Stiele stand, und das die scharfe Sense der Schnitter noch nicht abgemähet hatte. Wälder und Berge, Thäler und Wiesen und Gärten prangten in einem neuen Schmucke, und genossen eine ähuliche Erfrischung, als wenn ein staubiger Ackermann, der vom Felde kommt, an einer reinen und kühlen Quelle sein beschwitztes Angesicht wäscht. Zwar fielen mir auch hie und da Spuren der Verwüstung in die Augen. Abgeschlagene Blätter und ganze Zweige lagen zerstreuet unter den Bäumen, die der Sturm am ersten hatte treffen können. Löcher, die die reißende Fluth tief in den weichern Erdboden gerührt, und Steinhäusen, womit sie manche fruchtbare Stelle des Ackers bedeckt, waren Zeugen der Gewalt, die sie ausgeübt hatte. Strecken von vielen Schritten lang, hatte sich das Korn fast mit dem Erdboden gleich gelagert, und Sümpfe stunden in verschiedenen Tiefen, aus welchen kaum noch die Aehren des Getraides hervorragten. Aber was war das alles gegen den weit allgemeinern Segen, der sich mit diesem Gewitter über Weilen lange Gegenden ausbreitet? Lehrreicher Wink, keinen unbefugten Tadel über die Wege der Vorsehung auszusprechen! Es kan seyn, daß bey merkwürdigen Revolutionen, bey großen Veränderungen unter ganzen Völkern, hie und da einer ein Opfer des allgemeinen Besten wird. Aber was Tausenden unter den Menschen zum Segen gereicht, wird deswegen nicht schädlich, weil zehn unter ihnen nicht ihren Vortheil dabey finden. Gern wil ich etwas leiden, wenn hundert andere dadurch glücklich werden können.

Ich müßte ein kaltes Herz haben, wenn ich geringe Bequemlichkeiten weit größern Vortheilen anderer aufzuopfern mich weigern wolte.

Als ich weiter gieng, hatte ich Gelegenheit eine andere Anmerkung zu machen, im Vergleich mit den vergangenen Frühlingstagen. Eine ungewöhnliche Stille herrschte rund um mich her. Die ganze Natur schweigt gleichsam in den Sommertagen gegen das geräuschvolle Leben des Frühlings. Kein Schall der Nachtigall mehr, der sonst so lebhaft durch die Häine tönte. Weder der Fink, noch andere Vögel sangen jetzt ihre harmonischen und unharmonischen Lieder. Jetzt konte man viele Minuten lang unter einem belaubten Baume, oder in dem Schatten eines Thals, oder auf der Höhe eines Hügelns sitzen, ohne durch ein vielfaches Geräusch der Natur und der zahlreichen Sängere der Wälder in seinen Betrachtungen gestört zu werden. So saß ich jetzt an dem Eingange eines angenehmen Hölzchens in einer einsamen Gegend, und in diesem Augenblicke kam es mir so stille, so ruhig vor, als ob außer mir kein anderes lebendes oder wachendes Geschöpf mehr in diesen Gefilden gewesen sey. Aber bald überführte mich eine nähere Aufmerksamkeit meines Irthums. Stille Scenen wechseln im Sommer nur mit den rauschenden Scenen des Frühlings ab. Neben mir krochen mehr als zehn hurtige Ameisen, und weiter hin noch zwei andere von der größern Art, die beyde eine vom Baume herabgefallene Raupe mit gemeinschaftlichen Kräften weiter zu bringen suchten, ohne daß ich unterscheiden konte, ob sie freundschaftlich oder feindselig gegen einander gefinnet waren. Ein vortreflich bemalter Schmetterling flog mit raschen Schwingen dicht vor meinen Augen vorüber, und noch ein ander setzte sich an den Blüthenstengel eines nicht entfernten Kräutchens, wo unglücklicher Weise ein Vogel aus dem

nahen Gebüſche hervorschlupfte, und ihr mit einer Wehndigkeit erhaſchte, die mich in Verwundrung ſetzte. Ein ſchwirrender Graſhüpfer ſang von ferne ſetzen immer gleichförmigen Ton. Ein junger Haſe, der ſich verſpätet hatte, wiſchte noch zu rechter Zeit in den Buſch, ehe das Auge des Jägers ihn erblickte, und eine lockende Wachtel ſieß ſich weit her aus einem Waizenacker mit ziemlich hellen Schlägen hdyen. Noch mehr, unter mir war ein tiefes Thal und jenseits ein hoher raſiger Berg. An demſelben ſaßen weit rechter Hand neben einem kleinen Steinhauſen zwei ſpielende Kaninchen, die ſich puſten, u. von niemand geſehen zu werden glaubten; ein Raubvogel ſchwang ſich hoch in der Luſt in weiten Kreiſen herum, ob er etwa eine Beute für ſeine Jungen erhaſchen könnte, und nun ſah ich, daß es mir nur ſo geduncket habe, als ob die Natur erſtorben ſey. D dachte ich, wie iſt doch alles der Veränderung unterworfen! Alles Ding hat ſeine Zeit, und an die Stelle des einen tritt bald wieder ein anderes. Hier finde ich keine blühende Mayblume mehr; aber Erd- und Heiderbeelbüſche, von welchen noch vor kurzem die Hand naſchender Kinder ihre ſüßen Beeren pflückte. Bald werden auch dieſe ſchattengebende Blätter nicht mehr ſeyn, wenn der froſtige Herbf die Wärme wird entlaubt haben. Dieſe Beobachtung ſol mich auf meine künftigen Tage weiſer machen. Ich wil die Freuden des Lebens ohne enthuſtaſtiſche Entzückung genießen. Kommt's dann, daß ſie ihr Ziel erreichen; ſo werde ich ſie deſto gemächlicher entbehren können. Underjagt! wenn die lebhaftesten Vergnügungen der Jugend von mir zu fliehen ſcheinen. Ganz gewiß warten alsdann in einem ſtillern Alter andere Veränderungen auf mich, die vielleicht zu meinem Vortheile mehr Früchte als bloße Blüten tragen.

Der Tag ward heiß, und die brennende Sonne ſtieg immer höher am Himmel.

Ich hatte mich ziemlich weit von meiner Wohnung entfernt, und ſuchte also den Rückweg, ehe die Hitze zu groß wurde. Ein angenehmer Ager, mitten durch von einem über abgerundete Kieſel ſanft hinſießenden Bache durchſchnitten, hielt mich noch eine Zeitlang auf. Hier blieb ich ſtehen, um einer Heerde Gänſe zuzusehen, die ſich in dieſer kryſtallinen Fluth badeten. Einige ſchwangen ihre Flügel, und erhoben ihr Geſchrey zum Zeichen ihrer Fröhlichkeit; andre floſſen mit unmerklichen Rudern ihrer Füße auf und nieder; andre tauchten ſich unter, und ſuchten durch ein immerwährendes Schütteln ihre beſchmutzten Federn zu reinigen; noch andere graſeten am Ufer, und nagten mit ihren ſeitwärts gebognen gezahnten Schnäbeln das junge Graſ ab, das ihnen zur Nahrung diente. Zween kleine Knaben waren die Hüter dieſer Heerde, mit langen weidenen Reiſern in der Hand, und ein etwas größeres Mädchen ſaß und flochte an kleinen Köbden, die ſie den Gärtnern zu ihrem Obſte und Küchengewächſen verkaufte. Ich ſah dieſe Waſſer- und Hausvögel nicht ohne dankbare Erinnerung an den mannichfaltigen Nutzen ſo vieler tauſend Geſchöpfe. Sie verſchaffen unſern Gliedern ein weiches Lager, unſerm Munde eine wohlſchmeckende Speiſe, und ohne die Kiele ihrer Flügelfedern würde der Weiſe, vielleicht mit mehrerer Mühe, die Werke ſeines Geiſtes niederschreiben. Und dieſe Kinder — wer weiß, ob ſie nicht Hunger leiden, oder ihren Aeltern Sorge machen würden, wenn ſie nicht auf die Art ſchon in ihren ganz jungen Jahren ihr Brodt verdienen. Dort liegt ihr Kober, in welchem ihre ſorgfältige Mutter ihnen ihr Mittagſeſſen mitgegeben. Auf dieſem grünen Raſen können ſie ſich unter einer ſchattigen Weide, eine Koſt wohl ſchmecken laſſen, die wo nicht über, doch auch nicht unter ihren Wünſchen iſt, und wenn ſie durſtig ſind, ſo tränkt ſie eben das Waſſer, das ihre Heerde tränkt.

Glücklicher als manche, die auf weichen Holzstern vor Langerweile jähnen, und über unausstehliche Hitze in ihren gepukten Zimmern klagen, kan ihnen ein Käfer, dem sie nachlaufen, ein Stock, den sie bunt machen, ein Stein, den sie auf dem flachen Wasser hinwerfen, und hundert andre Kinderspiele, zu dem unschuldigsten und angenehmsten Zeitvertreiber dienen.

Ich merkte, daß der Rest des heutigen Sommertages zu den eifrigsten Feldarbeiten des Landmannes würde gewidmet werden. Die Erndte war angegangen, und der ununterbrochene Sonnenschein hatte alle überflüssige Feuchtigkeiten schon wieder ausgetrocknet. Ich entschloß mich also, den Nachmittag einen Zuschauer dieser Feldarbeiten abzugeben. Ich eilte nach Hause und nachdem ich mich etliche Stunden von meinem Spaziergange erholt, begab ich mich aufs neue auf den Weg, auf eines angesehenen Pächters weitläufigen Feldern das Gewühl der Schnitter zu betrachten. Ehe ich noch an dem bestimmten Ort kam, fand ich am Wege einen schlafenden Arbeitsmann. Eine Sense lag neben ihm, deren Riemen um seine Hand gewickelt war, und ein Baum beschützte ihn vor den brennenden Strahlen der Sonne. Sanfter Schlaf dieses ermüdeten Tagelöhners! Wie wenig stören ihn weitaussehende Entwürfe des Stolzes in seiner Ruhe! Jener Weichling, der auf Federn des Cydervogels schläft, würde auf diesen weit härtern Rasen nie seyn in Schlaf gekommen. Aber diesem an eine rauhe Lebensart gewöhnten Menschen war er das sanfteste Bette. Vornehmere Reiche klagen oft über Mangel des Schlafs. Laß sie arbeiten, bald wird die Natur das Ihrige fordern. Wer keine Kräfte verliert, darf keine Kräfte sammeln. Wovon wil er mü-

de werden, der oft keine weitere Bewegung hat, als daß er von einem Stuhle zum andern, oder in einem Garten eine Allee von hundert Schritten ein paarmal auf und nieder geht, und sich dann in die nächste Laubhütte niederwirft. In der That dünkt mich, daß die meisten Menschen in Ansehung der Leibesarbeit zu viel oder zu wenig thun. Wenn der Weltweise fünfzehn Stunden mit kessinnigen Betrachtungen auf seinem Stuhle zubringt, zwö Stunden zur Speise, und höchstens eine, oder auch nur eine halbe Stunde zu einer mäßigen Bewegung anwendet: was ist es Wunder, daß wir ganze Bücher von den Krankheiten der Gelehrten haben! Hingegen wenn der Bauersmann über Vermüden arbeitet, und Lasten hebt, denen kaum thierische Kräfte gewachsen sind: was ist es Wunder, daß auch diese frühzeitiger stumpf und unbrauchbar werden! Wenn jene etwas mehr, und diese etwas weniger mit den Kräften des Leibes arbeiteten, ohnfreytüg würde solches beyden viel zu tráglicher seyn. Ich legte ein klein Stück Geld bey diesen ruhigen Schläfer, und verließ ihn, ohne daß er erwacht wäre.

Schon sahe ich von ferne das Getümmel von mehr als fünfzig Menschen beyderley Geschlechts. Ich ging näher zu ihnen, ihre einzelne Geschäfte stückweise zu betrachten. Der Inhaber dieser weitläufigen Felder hatte eben den Gedanken, als ich, gehabt. Ich sahe ein aufgeschlagenes Zelt, in welchem er und seine Familie sich das Vergnügen machen wolten, frühliche Zuschauer dieser angefangenen Erndtesarbeiten zu seyn. Kaum mochte er mich in der Sonne haben stehen sehen; so schickte er zu mir, und ließ mich in sein Gezelt einladen, wo man das ganze Feld noch besser übersehen konnte.

(Der Beschluß künftigt.)

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

34te Woche. 1776.

Der Sommertag auf dem Lande.

(Beschluß.)

Einige schnitten mit ihren Sensen das Getreibe ab; andre breiteten die Seile aus, darin es sollte gesammelt werden; noch andre banden die Garben, und legten sie in bestimmter Zahl auf einen Haufen. Die meisten verriethen ihre Arbeit mit fröhlichen Seberden. Ein, ihren Sitten angemessener Scherz belustigte sie mitten in ihren sauern Beschäftigungen. Nur wenige schienen mit verbrüßlicher Mine ihre Arbeit zu treiben. Was dieselbe gar sehr erleichterte, war die leichte Kleidung, die sie trugen; und den noch mußten sie sich oft den Schweiß abwischen, und in kurzen Pausen sich ausruhen. Ich rebete einen von denen an, die ich am eifrigsten arbeiten sahe. Wie könnet ihr aber, sagte ich, so starke Bewegungen ganze Tagelang anhalden? Herr, antwortete er mir, das sind wir nun einmal so gewohnt, und seht ist Ernte, da muß ein jeder dran. Ein Maas Bier kan uns wieder die beste Erquickung geben. Unser Pächter war ein wirklicher Menschenfreund. Er hatte daher einen Vorrath guten Biers anfabren lassen, der unter einer kleinen Strohhütte im Schatten lag. Hier bekam ein je-

der Arbeiter seinen bestimmten Theil, und es war sichtbar, wie munter sie das bey ihren Geschäften machte. Gütiger Gott, wie mancherley Hülfsmittel hast du geschaffen, dem Menschen die Lasten, dazu du ihn bestimmt hast, erträglich zu machen. Auch für uns waren Erfrischungen vorhanden. Einige frühzeitige Arten Obst und allerhand andere kühlende Getränke, die beydes den Durst stillten und den Wohlgeschmack befriedigten.

Der Stand, den wir uns gewählt hatten, öfnete uns aber noch andere Aussichten. Ein Gerstenfeld lag an dem Hange einer lang ausgehobten Fläche, auf welchem zwölf Mäher standen, und diese reife Saat mit ihren Sensen abhieben. Es war ein Vergnügen, die Ordnung anzusehen, die sie beobachteten. Der Vormäher fängt zuerst an, Sensenbreite Strecken abzuhauen; wenn er etwan 6 bis 8 Schritte fortgegangen, folgt ihm der zweite; dann kommt der dritte u. s. f. Hiedurch entsteht eine Treppensfigur in der noch stehenden Gerste. Zuweilen wehen sie auf einmal ihre Sensen mit dem Steine, der in einem auf ihrem

Rücken bevestigten, und mit Wasser angefüllten hölzernen Gefäße steckt. Wenn sie nun so taktmäßig fortfahren; so kan man augenscheinlich sehen, wie schleunig ihre Arbeit fortgeht. Der Ackerbau ist ohnstreitig eins der ältesten Geschäfte unsrer Erdbürger. Als noch der Römische Held von dem Pfluge zum Kommando der Armee gerufen wurde; wer weiß, ob da nicht mancher Ritter sein eigen Feld abmähet? Die weisen Chineseer haben einen hohen Begriff von der Feldarbeit. Ihr Monarch muß zuvor eine Strecke Aekers pflügen, ehe er die Hand an das Staatsruder legt, und ihr bevblertes Land beweiset es praktisch, daß ein blühender Felbbau einen blühenden Staat mache. Wir hatten noch manche andre Veränderung bey unserm Zuschauen. Eine säugende Mutter warf die Sichel so lange nieder, und nahm ihr halbjähriges Kind von den Armen ihrer zwölffjährigen Tochter, setzte sich platt auf die Erde nieder, und gab ihm die Brust. Ein Mann, schon mit einem Eisgraun Kopfe, mähet doch noch sein kleines Feld selbst, das ihm allein noch in seinem Alter übrig geblieben, und ihm wiewol kümmerlich, sein Brod verschaffte. Feldmäuse, die jetzt eine mächtige Zerstorung erfuhren, fanden hie und da ihre Feinde an einigen Kindern, die ihnen so lange nachliefen, bis sie dieselben erschlagen hatten. Zuweilen wischte ein Hamster hervor, und nun mischeten sich die Erwachsenen selbst mit in den Streit. So mannigfaltig waren die Abwechselungen, denen ich Stundenlang mit Vergnügen zugesehen. Nicht ohne den warmen Wunsch, daß diese emsigen Arbeiter auch etwas mehr für die Aufklärung ihres Verstandes und für die Besserung ihrer Sitten sorgen möchten, verließ ich diese Stätte, und empfahl mich meinem gastfreyen und gefälligen Wirth.

Ich setzte meinen Rückweg an einem mit hohen Ulmen und niedrigen Weidenbäumen besetzten Bache bis ins Dorf fort.

In diesem Bache watete ein Fischer, mit seinem Harnen allerhand kleine Fische zu fangen. Ich begleitete ihn bis an seine gelegten Fischreusen, wo er dasmal sehr glücklich war; denn er samlete eine nicht geringe Menge derselben in zween Eymern, die seine Kinder, halb voll Wasser, neben her trugen. Zur Seite weidete eine Heerde Hornvieh auf einem fruchtbaren Acker. Der Ochse ging langsam unter seinen Röhren herum, und bukete sich dann und wann nieder zu fressen. Einige von diesen lagen und läuerten wieder; andre waren bemüht, mit ihren scharfen Zungen das saftige Gras abzuschneiden. Der Hirte aber saß am Hügel und sein Hund lag neben ihm. In was vor genauer Verbindung stehen doch die Menschen unter einander! Wie vieles thun sie um andrer, aber doch auch zugleich um ihrer selbst willen. Wenn würde der Reiche Fische essen, wenn er sie selbst barfuß in den Flüssen aufsuchen sollte? Und vielleicht hätte der Fischer, den ich sahe, am morgenden Tage nichts zu leben gehabt, wenn er nicht für den Reichern diese Mühe übernommen hätte. Wenn ein jeder Bauer sein Vieh selbst hüten sollte; wie schlecht würde es um seine übrige Feldarbeit aussehen; aber der Hirte weidet es auch nicht aus blosser Liebe des Nächsten, sondern sucht dadurch zugleich seinen eignen Unterhalt zu gewinnen. Weise Ordnung in der Dekonomie der Welt, daß das allgemeine Beste so genau mit unsern persönlichen Vortheilen, und unsrer persönliche Vortheile so genau mit dem allgemeinen Besten in Verbindung stehen!

Als ich durch das Dorf ging, bemerkte ich in demselben eine sonderbare Stille. Wenn das Feld von Menschen wimmelte, müssen freylich wohl die Häuser leer stehen. Ein bellender Hund; ein krähender Hahn, und dann und wann eine alte spin nende Mutter vor der Thür eines Hauses, mit einem Paar Kinder, die auf dem Rasen herum kröchen; war alles, was ich sahe.

Endlich kam ich ziemlich ermüdet in meiner Wohnung an, und fand daseibst zween Freunde, gleich schätzbar an Verdiensten des Verstandes und des Herzens, welche mir einen Abendbesuch zugebacht hatten. Wir setzten uns mitten im Garten, unter freyen Himmel, an einen Ort, wo wir mit mehr als einer Annehmlichkeit der Natur umgeben waren. Gegenstände aus dem Reiche der Natur und der Wissenschaften und aus den Geschichten der Welt machten den Inhalt unsrer freundschaftlichen Unterredungen aus. Gern überließen wir der großen Welt die rauschenden Ergötzungen ihrer Bälle, ihrer Assembléen, und wie ih-

re gezwungenen Lustbarkeiten sonst noch heissen mögen. Das Landleben hat seine besondere Freuden, wenn sie gleich nicht nach jedermans Geschmack sind. Muß der Landmann manche Bequemlichkeit entbehren, manche Ungemächlichkeit ertragen, davon die Bürger in Städten nichts wissen; so genüßt er dafür manches andere Vergnügen, das jenen unbekant bleibt. Glückliches Ebenmaß menschlicher Schicksale! Wir wenigstens trenneten uns erst am späten Abend, wohl zufrieden mit der Lage der Umstände, in welche uns die Vorsehung gesetzt hatte.

M . . e.

L u z i a.

Ein Charakter, aus dem Englischen.

Luzia stammte von einer artigen und ehrlichen Familie in der Grafschaft D—m her. Ihr Vater, der, da sie noch jung war, starb, hinterließ ihr und einem einzigen Sohn ein hübsches Vermögen, das durch redlichen Handel, gute Wirthschaft und durch die genaueste Rechtschaffenheit erworben war. So lange Luzia nur von ihrem eigenen Glücke abhieg, betrug sie sich als ein tugendhaftes und verständiges Mädchen. Wenn sie in eine Gesellschaft, in der Komödie oder am Spieltisch ging, war ihr Anzug nett und zierlich, ohne einen Schein der Pracht oder des übertriebenen Putzes. Ihr Anstand war leutselig und amnuthsvoll. Ihr Umgang aufgeweckt und ungezwungen, kurz sie war eben so berühmt wegen ihrer Schönheit und persönlichen Vollkommenheiten, als sie wegen der Feinheit ihres Geschmacks und wegen ihrer durchdringenden Empfindung bewundert wurde.

Ueberdies war ihre Freundlichkeit von der Art, daß ihre ganze Bekantschaft von ihr eingenommen war, und nichts ergötzte sie mehr, als so glücklich zu seyn, sich in ihrer Freundschaft festzusetzen.

Aber man bedenke die Folgen der plötzlichen Veränderung! Die schädlichen Einflüsse, die von übelverstandenen Begriffen ihres Gebrauchs entstehen, wirken in einem bennehe gleichen Grad sowohl auf das Gemüth als auf die Kleidung. So ging es Luzien. Ihr Bruder starb, und da ihr nach dessen Absterben sein Vermögen anheim fiel, so verursachte dieses einen seltsamen Rückfall in ihr. Anstatt dieser gefälligen Zierde sowohl im Anzuge, als in ihrem Betragen, weswegen man sie hochschätzte, denkt sie jetzt an nichts als Pracht und Pralerey. Die Eifersucht hat sich ihrer bemächtiget, sie ist beständig besorgt,

von einer Nebenbuhlerin hierin übertroffen zu werden, und der Stolz ist ihre herrschende Leidenschaft. Ein großer Theil ihrer Zeit wird dem elenden Vergnügen gewidmet, an ihren Vuskrämer zu schreiben, um jede kleine Veränderung in den Moden zu erfahren und von den vorzüglichsten Gedichten, die jetzt an öffentlichen Orten gebräuchlich sind, unterrichtet zu werden, und sie ist diesem Karakter so getreu, daß wenn man sie nicht auf zweien Füßen gehen sähe, so würde man sie für eine besondere Gattung von Geschöpfen halten.

Aber was noch schlimmer ist, diejenigen von ihrem Geschlechte, die sich als ihre Busenfreunde betrachten, deren Vermögen damals wo nicht ansehnlicher, doch dem ihrigen gleich war, werden nun von ihr entfernt. Und wie lächerlich sieht es aus, wenn sie ihre vorherige Bekantschaft auf der Straffe begegnet! Kaum nähert sie sich derselben, so sieht sie wie der Mikroskopie Emerson aus. Ihre Augen heften sich auf einen Gegenstand am Himmel, und wenn wir mit ihrem Karakter nicht ganz genau bekant wären, so sollten wir glauben, sie machte Kalender.

Kuzie hatte in den Tagen ihres niedrigen Standes eine große Anzahl Bewunderer, aber ihr jetziges Betragen machte sie mißtrauisch. Diejenigen, die sie sonst am meisten achtete, werden nun verachtet. Das Band der Freundschaft, das zu knü-

pfen und zu befestigen einst so viel Mähe kostete, wird nun von ihr läderlicher Weise zerrissen. Indessen haben sie zu viel Verstand, sich für unglücklich zu halten; denn sie bedienen sich gewissermaßen der Worte, welche die Komilianer zu einer französischen Markise, die sie verachtete, sagten: laßt sie zufrieden, sie ist noch jung.

Ich habe Luziens Karakter nur darum ausgeforschet, und ihn dem Publikum ausgesetzt, in der Hoffnung, daß sie und der Ueberrest ihres Geschlechts, der sich in eben den Umständen befindet, ihn sehen und Vortheil davon ziehen könne. Ich habe keine böse Privatabsicht dabey, keine Bewegungsgründe, Nachauszuüben, und daher hoffe ich, sie werde ihre Thorheit widerrufen, und ihre eigene äble Aufführung erblicken. Denn, wie Pope sagt.

Eine Stunde des innern Beyfalls ist mehr werth, als Jahre voll dummer Angaffer oder lauten Zujanzens.

Meine Bewegungsgründe dieses zu schreiben, entstanden bloß aus Achtung für das ganze weibliche Geschlecht, und ich hoffe, daß man mit mir in den Gedanken übereinstimmen wird, daß ein solcher Karakter lächerlich in sich selbst, dem ganzen Geschlechte unangenehm, Gott und dem Menschen verhaßt sey, und mit den schwärzesten Farben gemalt zu werden verdient.

U * *

Beantwortung der Anfrage in denen Mündschen Beiträgen, im 50. Stück von 1775. „Wie muß mit dem Ziehen der Gänsespulen verfahren werden, sie zu guten Schreibfedern zu machen?“

Man hält die Spule, indem man sie fast beständig langsam umdrehet, über eine mäßige Glut Kohlen, bis sie so weich ist, daß man sie zwischen den Fingern bequem zusammen drücken kan; dann leget man sie geschwind, ehe sie kalt wird, aufs Knie, und streicht mit einem Falsbein (dergleichen die Buchbinder beyhm zusammen-

fallen der Bogen gebrauchen) zweymal darüber; nemlich einmal über die Fördet- und einmal über die Rückseite, und ziehet sie sodann durch ein zwischen die Finger gefastres wollen Tuch, damit die Spule wieder rund werde und zugleich die darauf sitzende Haut abgehe: so ist sie zum Schreiben gehärtet oder abgezogen.

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

35te Woche. 1776.

Anzeige

von den

Zeitungen aus der alten Welt,

die einige Gelehrte, vom 1. October a. c. an, nebst den nöthigen Landkarten, wöchentlich zu 4 Stück à $\frac{1}{2}$ Bogen herauszugeben gesonnen sind.

Sangenehm ist's immer, oft auch fränkend und schimpflich genug, wenn man von dem, was in der Welt geschah, fast gar nichts weiß, und da verstimmen, und wohl gar erstaunen muß, wo andere aus der Geschichte der Welt viel Grosses und Denkwürdiges erzählen. Freude aber schafft's, auch Ehre, und ungemein viel Klugheit, wenn man von dem, was in der Welt geschah, recht vieles überschauen, und nach seinem Werth, und Quell, und Folgen, richtig zu beurtheilen im Stande ist. — Die Geschichte der Welt sollte daher der gestittete Mensch mit allem Fleiße lernen, da sie zum Vergnügen, zur Ehre, und zur Klugheit so ganz außerordentlich wirksam ist.

Woher sol er denn nun aber diese Belehrung von der Geschichte nehmen, und auf welche Art sol man ihn darin unterrichten?

Die eigentlichen Lehrbücher der Geschichte, die können offenbar viel mehreres nicht

seyn, als nur Register der Begebenheiten. — Aus ihnen allein kan man gewiß weder lehren noch lernen, das, was den eigentlichen Werth der Geschichte bestimmt, — wie etwas geschehen können? — warum es geschehen sey, und mit welchem Erfolge? — Und eben das, das sollte man doch lernen, wenn die Erkenntniß der Geschichte vergnügen, zur Ehre gereichen, und zur Klugheit leiten soll.

Man wird also den gestitteten Stand führen müssen zu den größern Werken der Geschichtschreiber.

Wer verstehet denn aber alle die verschiedenen Sprachen, in welchen diese Werke geschrieben sind? — Wer hat Geldes genug zur Ankaufung so vieler, und zum Theil auch theurer Werke? — Wem nutzen auch immer, und wen belästigen und verwirren nicht oft die darinn vorkommende, nur dem Gelehrten nützliche Anmerkungen und Nebenuntersuchungen? — Und wem werden

M m

nun auch durch diese größeren Werke die Schicksale und die Begebenheiten der Völker und der Zeiten begreiflich genug?

Wie die Räder einer Uhr, und die verschiedene Rollen in einem Schauspieler, so greifen die Schicksale und die Thaten verschiedener Völker in einander. Und wie der, der einen reizenden und deutlichen Begriff von der Vortrefflichkeit, die in der Uhr herrscht, verlangt, nicht bloß ein Rad einzeln, und für sich allein genommen, sondern alsdann auch alle Räder in ihrer Verbindung mit einander betrachten muß, eben also muß auch der, der mit wahren Vergnügen die Schicksale und die Thaten der Völker sehen wil, nicht bloß ein Volk für sich allein, sondern zugleich auch alle Völker, die mit jenem den Schauplatz der Welt zugleich betreten, neben einander gestellt sehen: und dann wird es ihm einleuchten, wie derselben verschiedene Wirksamkeiten gerade diesen Erfolg, und nicht einen andern gehabt.

So neben einander stellet aber kein Geschichtschreiber die Völker. Alle stellet eine jede Völkerschaft so einzeln dahin, und überlassen es dem Leser, daß er sich selbst das Zerstreute sammle: und das ist denn schon Last und Beschwerde für ihn. Das ist eine Last und eine Beschwerde, die ganz füglich mit der zu vergleichen seyn würde, wenn der Schauspielschreiber alle Rollen der Schauspieler, jede einzeln und allein, dahin schreiben, und dann dem Leser das überlassen wolte, daß er selbst den Ort nun suche, wo jegliche hingehört.

Wenn man derowegen der wirklichen Natur auch bey der Geschichte getreu verbleibe, und dem zufolge die großen und denkwürdigen gleichzeitigen Begebenheiten der vergangenen Zeit aus allen Ländern her, synchronistisch parallel stellet, recht so, wie die Begebenheiten jetziger Zeit in unsern politi-

schen Zeitungen in solchen Parallelen gestellet werden; das heißt, wenn man von Jahren zu Jahren, z. E. erst was im Jahre 3500, dann im Jahre 3501, 3502, 3510, u. s. w. zu Babylon und zu Jerusalem, zu Memphis und zu Athen, zu Rom und zu Carthago, u. s. w. zugleich geschähe, von eben diesen Jahren, und von eben diesen Orten her, allenfalls in wöchentlichen öffentlichen Blättern, gerade so zugleich berichtete, als unsere Zeitungsbücher das zugleich berichten, was zu Bagdad und zu Cairo, zu London und zu Wien, zu Berlin und zu Paris, zugleich geschieht: So solte man denken, müste nicht nur:

1. Die Geschichte über die Maasse bergewärtiget, anschaulicher, und dem Gedächtnisse eindringlicher werden können, sondern es müste

2. Auch dieselbe dem Verstande begreiflicher, und eben deswegen auch reizender und unterhaltender werden, weil durch eben diese Nebeneinanderstellung gleichzeitiger Völker, alle ihre mannigfaltige Wirksamkeiten und derselben Einflüsse von selbst vor Augen liegen müsten. Ja man solte

3. Auch denken, man würde sich um die Eltern, um alle Privat-Lehrer, um die Jugend, und überhaupt um alle und jede, die die Geschichte lernen wollen, recht sehr versbietet machen.

Denn vorausgesetzt, daß eine gute und vollkommne Wahl getroffen, und gut erzählt würde; so erhielten durch solche Zeitungen gewiß auch die Eltern und die Lehrer, und überhaupt ein jeder, der die Geschichte lernen will, auf die wohlfeilste und leichteste Art, das, was sie suchen, und hätten nicht nöthig, so ungemein viel Quartanten und Folianten zu lesen, um für ihre Lehrlinge, oder auch für sich selbst, die erste richtige und hinlängliche Kenntniß der Geschichte zu erhalten.

Und solten denn nicht überdem gleich auch solche wöchentliche Blätter ein wahres und nützliches Vergnügen gewähren, dem gelehrten Publikum sowohl, als auch dem andern.

So synchronistisch-parallel hat denn doch noch kein Gelehrter die Geschichte gelesen. Nur ist also diese Vorstellungsart, und dennoch gut, und also gewiß auch angenehm, selbst dem, der ein Kenner der Geschichte ist. Und zürnen wird er gewißlich nicht wenn solche Blätter ihn, oft unerwartet, mitten in seinen Berufsgeschäften, an Dinge erinnern, die ihm groß und würdig sind.

Ein jeder anderer aber, der ist denn doch immerdar besetzt von einem Triebe, etwas Neues und Denkwürdiges zu hören. Und bey dem unerschöpflichen Reichtume der Geschichte, sollte er da nicht dessen allemal gewiß seyn können, daß er in einem jeden dieser Blätter Sachen von vielem Gewichte, die ihm recht große Neugierkeiten sind, ganz zuverlässig finden werde?

Dies sind obhingeschrieben die Gründe, durch welche bewogen, einige Gelehrte sich dahin entschlossen haben, ihre ganze Thätigkeit einige Jahre hindurch auf solche obbeschriebene wöchentliche Blätter, oder auf Zeitungen aus der alten Welt, und auf deren Ausarbeitung zu verwenden. Und dies ihr Vorhaben zeigen sie hiermit nicht nur öffentlich an, sondern sie versprechen auch feyerlichst:

1. Nichts unerhebliches, sondern nur allein das, und zugleich auch alles das, was erhehlich ist, und was zu derselben Begriffslichkeit gehöret, aus der Geschichte zu melden.

2. Sich aller Arbeiten der um die Geschichte verdienten Männer in dem Grade zu bedienen, daß ihre Leser allemal ge-

wiß seyn können, daß das, was sie als wahr oder unwahr, gewiß oder ungewiß lehren, in der That auch wahr oder unwahr, gewiß oder ungewiß sey nach dem Urtheile der weisesten Männer, und daß sie daher ganz nicht erröthen dürfen, wenn sie diesen Blättern zufolge, auch öffentlich in Gesellschaft etwas entweder leugnen oder behaupten.

3. Dergestalt zu schreiben, daß die Jugend insonderheit, als welcher sie recht eigentlich dienen wollen, sie allemal fasse, daß doch aber auch niemand mit Eckel und Widerwillen sie lese.

4. Um eben dieser Jugend willen, wenn sich nur eine mittelmäßige Zahl der Pränummeranten findet, diese Zeitungen auch in der reinesten, aus den besten Autoren genommenen lateinischen und französischen Sprache, herauszugeben, indem sie gewiß sind, daß man bey einer fleißigen und vernünftigen Lesung solcher Zeitungen zuerst in deutscher, und dann in lateinischer und französischer Sprache, die Jugend in diesen Sprachen auf eine ihr angenehme Art, unendlich weiter bringen werde, als sie auf einem andern Art zu bringen ist. Und welcher Lehrer sollte nicht diesen so leichten Weg mit seinen Untergebenen wandeln?

5. Zu mehrerer Verständlichkeit der Vorfälle auf Erden, und zur Beförderung der geographischen Kenntnisse, die nöthigen Landkarten abstechen zu lassen, und sie den Zeitungen beizufügen.

6. Mit der Geschichte selbst den Anfang da zu machen, wo der fabelhafte Zeitraum, der die Jugend und das nicht gelehrte Publikum nur verwirren würde, sein Ende nimmt. Jedoch mit dem Versprechen, daß sie denen, die es etwa verlangen sollten, auch in Ansehung dieses Zeitraums, auf eine zwar besondere, doch aber gleichförmige Art, dienen wollen.

7. Die Geschichte selbst in Abschnitte zu theilen, und beym Ende eines jeden; Titelbogen und Register den Interessenten unentgeltlich zu liefern, damit diese Blätter auch als ein Buch betrachtet, und zum Nachschlagen gebraucht werden mögen. Und dann endlich

8. Auch für guten korrekten Druck und weißes starkes Papier um so mehr zu sorgen, je mehr sie wünschen, daß sowohl Eltern als Lehrer, wenn sie für sich diese Blätter gelesen, oder von den größern Kindern haben lesen lassen, selbige zurücklegen, und auf spätere Kinder, ja auf Kindes-Kinder aufbewahren mögen.

Dies ist ihr Vorhaben und Versprechen, und zur Erfüllung desselben erwählen sie den Weg einer nur vierteljährigen Pränumeration, damit ein jeder zurück treten könne, falls sie ihm nicht genugsam sind.

Wie übrigens der Kaufmann, Herr Lube, auf dem Mühlendamm, die vierteljährige

Wird dem Publico, als ein viel versprechendes Institut bestens empfahlen von

F. M. Schwager.

Eine Anekdote für die Damen.

Catharina die Erste, die in aller Absicht so merkwürdige Beherrscherin des russischen Reichs, hatte ihre Erhebung zur kaiserlichen Würde mehr ihrem Verstande und der Art, wie sie Peter den Großen zu beleben wußte, als dem Glück zu danken. Mit der Denkungsart ihres Monarchen und Gemahls, der bis auf die geringsten Kleinigkeiten sich durch Originalität in seinem Charakter auszeichnet, vollkommen bekannt, wußte sie jeden der kleinsten Umstände zu ihrem Vortheil anzuwenden. Der Kaiser fuhr eines Tages nach seiner Gewohnheit, von einem Cammerherrn begleitet, in einer Art von Cabriolet durch die Stadt, und bemerkte dort, wo die Kaufleute ihre Waaren feil hielten, ein Stück gedruckte Leinwand, das ihm außerordentlich wohl gefiel: das wil ich meiner Catharine mitbringen, sagte er, indem er sich hielt. Er kaufte die Leinwand und nahm sie selbst mit.

Kaum war er in den kais. Pallast zurückgekommen, als er voller Freuden seiner Gemalin ein Geschenk damit machte. Sie nahm es mit allen Merkmalen des Vergnügens und der Dankbar-

Pränumeration, sowohl auf die deutschen, als auch auf die lateinischen und französischen Exemplare, jede a 18 Groschen, für die in Berlin wohnende übernommen hat; so werden alle auswärtige resp. Postämter Deutschlands, so ergebenst als angelegentlichst gebeten, die Pränumerationen ihres Ortes gütigst zu übernehmen, und den vierteljährigen Pränumerationen-Preis, a 1 Rthlr. 6 Gr. zur Beförderung eines so nützlichen Instituts, menschenfreundlichst zu genehmigen, auch von dem Königlich-Preussischen Hof-Postamt zu Berlin die nöthigen Exemplare zu verschreiben, und die eingegangenen Pränumerationen-Gelder, nebst der Bestimmung, ob auf deutsche, lateinische oder französische Exemplare pränumerirt sey, besonders diesesmal frühe, und wenigstens drey Wochen vor dem 1sten October, an das gedachte Hof-Post-Amt einzusenden.

Berlin und Halle, den 1. Junii 1776.

Wird dem Publico, als ein viel versprechendes Institut bestens empfahlen von

F. M. Schwager.

keit an, und versicherte den Kaiser, daß sie in ihrem Leben nichts schöneres gesehn.

Sobald sie in ihr Zimmer zurück kam, befahl sie, daß man ihr zu dem nahevorstehenden Geburtstage des Kaisers ein Kleid davon machen solle. Ein Majestät werden doch kein Kleid von gedruckter Leinwand auf einen Gallatag anziehen wollen? sagte eine Hofdame zur Kaiserin — Und warum das nicht, versetzte die Monarchin. Mein Gemahl schenkte mir das Kleid, und die schlechteste Leinwand von seiner Hand muß mir mehr werth seyn, als der reichste Stoff aus Persien.

Auf den nächsten Gallatag erschien sie öffentlich in diesem Kleide, und der Kaiser war über diesen Beweis ihrer Aufmerksamkeit gegen ihn so entzückt, daß er sie in Gegenwart des ganzen Hofes umarmte, und ihr die ächtlichsten Versicherungen seiner Liebe und Hochachtung gab.

Es war nur gedruckte Leinwand, meine Damen! mühten sie sich wol stark genug, in ähnlichen Fällen dem Vorpiel einer russischen Kaiserin zu folgen?

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

36te Woche. 1776.

Ueber die Einführung der Zugochsen.

Sind, so viel mir bekant ist, in hiesigem Lande noch wenige Versuche darüber angestellt, ob bey uns der Gebrauch der Zugochsen nebst den Pferden nicht mit Vortheil einzuführen sey. Worinn eigentlich die Ursach liege, daß man hierauf noch so wenig gedacht habe, und daß wir hierinn dem Beyspiel anderer Länder nicht gefolgt sind, will ich nicht mit Gewisheit bestimmen; nur sollt' ich fast vermuthen, daß Vorurtheile des Landmannes eine mit von den Hauptursachen wären; denn wer kennt deren Macht nicht, wer weiß nicht, wie schwer oft gegen die zu handeln ist? Alte Gebräuche abzuschaffen, neue einzuführen, hält immer schwer. Der Landmann liebt seine alte Weise gar zu sehr und handelt ungern dagegen. Neue Vorschläge sind fast immer verhaßt, werden wenig untersucht, und so geht es auch mit diesem. Ich weiß nicht, ob ich mich hierinn irre, und ob man nicht die Ursach vielleicht darin setzen könnte, daß deren Gebrauch für uns nicht vortheilhaft sey: doch daran zweifl' ich, denn wie wollte man dis sogleich behaupten können, da wir noch so wenige oder fast gar keine Versuche damit gemacht haben. In andern Ländern, wo man den Gebrauch der Zugochsen wirklich eingeführt

und auch beybehalten hat, hat man denselben nicht ohne Vortheil gefunden, und dis allein könnte uns schon anreizen, selbst mal einige Versuche damit zu machen. Ich will deswegen einige Bemerkungen hierüber liefern, die ich größtentheils aus oconomischen Schriften gezogen habe.

Ob der Gebrauch der Ochsen zum Ackerbau vortheilhaft sey, darüber ist nicht auf gleiche Art geurtheilt. Einige machen noch verschiedene Einwürfe dagegen, andere aber preisen ihn über alles an. Hier also zu bestimmen, muß jeder Landwirth selbst Versuche machen, denn man kan hier nicht schlechterdings von einem Lande und einer Wirthschaft auf die andere schließen. Er muß Vortheil und Schaden genau berechnen, beides gegen einander halten und dann selbst urtheilen; so wird er am besten sehn können, ob dieser Vorschlag für ihn einzuführen auch zuträglich sey.

Die meisten Landwirthe scheinen mir deswegen so verschieden geurtheilt zu haben, weil sie in dem Verhältniß der Ochsen gegen die Pferde nicht übereinkommen, und weil sie blos nach ihrem Lande urtheilen, wo vielleicht vorzüglich entweder Ochsen oder Pferde

zum Ackerbau können gebraucht werden; denn so würde z. B. in einem steinigten und bergigten Lande, und in einer Landwirthschaft, wo die Ländereien weit entfernt liegen, und wo man kümmerliche Weiden hat, der Gebrauch der Ochsen nicht zu empfehlen seyn. Einige nehmen an, vier Pferde könnten eben die Arbeit verrichten als acht Ochsen, andere als zehn, andere als 27; noch andere nehmen 6 Pferde gegen 28 Ochsen u. s. w. Alle diese Verhältnisse sind also sehr verschieden, und wie mich dünkt, nicht völlig richtig. Das beste Verhältniß, meiner Meinung nach, sind' ich in den oconomischen Nachrichten B. 3. S. 398. wo 12 Ochsen gegen 4 starke Pferde gerechnet werden. Dies scheint mir das richtigste Verhältniß zu seyn, wenn man annimmt, daß vor einen Pflug 3 Ochsen oder 2 Pferde gehdren. Allein auch dies könnte vielleicht in einem Lande, wo der Boden lose und nicht zu hart ist, um etwas vermindert werden. Doch wir wollen bey diesem bleiben. Gesezt, ein Landmann wollte nun einen Versuch hiemit machen, so würde er, wenn er wissen wollte, ob ihm dieser vortheilhaft sey, folgende Rechnung machen müssen. Er müßte den Preis der Ochsen und Pferde; die Kosten ihres Geschirrs und die Geräthschaften, die man zu beyden gebraucht; ihre Fütterung, den Lohn der Knechte und alles, was darauf verwandt würde, genau in Rechnung bringen, beides gegen einander halten, und dann zusehen, welche von beiden ihm am meisten kosteten, und mit welchen er die meiste Arbeit verrichten könnte. Hiedurch würd' er bald in Stand gesezt seyn, zu bestimmen, ob der Gebrauch der Ochsen auch für ihn rathsam sey, und ob er ihn mit Vortheil einführen könne. Dieser Versuch würde sich gewiß der Mühe verlohnen; denn, wie mich dünkt, ist es wohl ausgemacht, daß es nicht ohne Nutzen ist, wenn man uebst den Pferden auch einige Zugochsen hält. Ich will jetzt einige von den Gründen anführen, die man für und gegen den Gebrauch derselben gemacht hat.

Man sagt: Ochsen sind weit langsamer als Pferde. Dies ist gewiß: allein man muß dagegen rechnen, daß man bey dem angenommenen Verhältniß, statt der 4 Pferde 12 Ochsen hat, die man jedesmal abwechseln kann. Stellt man nun zwey Pflüge jeden mit 2 Pferden und eben so viel mit Ochsen an jeden Pflug 3 gerechnet, ins Feld, so kann man doch anstatt daß die Pferde den ganzen Tag arbeiten müssen, mit den Ochsen zweymal umwechseln, und dann sollt' ich glauben, würde man mit den Ochsen, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel Land bearbeiten können, als mit den Pferden. Zudem scheint mir dieser Einwurf in Ansehung des Pflügens nicht so wichtig zu seyn, da hiebey eben sowol die Pferde einen langsamen Schritt gehn. In andern Arbeiten als Holzfahren, Düngen &c. ist dieses wohl richtig, allein dafür hat man ja auch mehrere Ochsen.

Ein anderer Einwurf ist: Ochsen wären mehreren Unglücksfällen unterworfen, als Pferde. Ob dieses richtig und in verschiedenen Ländern auch nicht verschieden sey, getraun ich mich nicht zu entscheiden. So viel aber bleibt doch gewiß, daß der Fall eines Pferdes schon weit beträchtlicher ist, als der Fall eines Ochsens. Es ist wahr, Rindviefsuchen könn' en großen Schaden anrichten, einen großen Theil des Viehes wegnehmen: allein zum Glück sind diese auch nicht so häufig. Wer kennt aber dagegen auch nicht die Krankheiten, denen die Pferde ausgesetzt sind. Nimmt man zu diesem noch die äußerlichen Schäden, die beide treffen, und zur Arbeit unbrauchbar machen können: so ist doch klar, daß wir hier bey den Pferden den größten Schaden leiden; diese können wir nicht ferner nutzen, jene aber mit Vortheil gebrauchen.

Noch wirft man ein: man könne Ochsen nicht gut zu weitem Fahren, Eggen u. d. gl. gebrauchen. Allein wenn man dies auch einräumet; so kann man ja hiezu auch Pfer-

de halten. Und dieses glaub' ich, ist immer zu weit gegangen, wenn man schlechterdings, wie einige thun, allein den Gebrauch der Ochsen anrathen will. Die übrigen Einwürfe, die man noch dagegen machen könnte, denk' ich, lassen sich durch folgende Vortheile heben:

1) Kommen die Ochsen, nach den Berechnungen, die ich darüber gelesen habe, mit ihrem Geschirr und Fütterung nicht so hoch zu stehen, als die Pferde**).

2) Geben sie mehr und bessern Dünger als die Pferde**).

3) Kann man mit 12 Ochsen weit mehr wegbringen als mit vier Pferden.

4) Ist es weit leichter junge Ochsen anzuziehen als Fohlen: also ihr Ankauf nicht so beschwerlich.

5) Kann man die Ochsen, wenn sie zur Arbeit untüchtig sind, zur Consumption gebrauchen. Dieses allein scheint mir eine große Empfehlung für den Gebrauch der

G.

*) Vier Pferde sind freylich wohl im Ankauf etwas wohlfeiler als 12 Ochsen: allein außer daß dies Verhältniß vielleicht zu groß ist, belausen sich bey Ochsen die Kosten des Geschirrs und Futters doch lange so hoch nicht. Und dann hat man auch an den Ochsen nutzbarer Vieh als an den Pferden, da man bey diesen, wenn sie ihr Alter erreichen, das ganze angewandte Capital verliert, diese Ochsen aber noch mit Vortheil verkaufen kann. Nach der Angabe eines Landwirths kommen 4 Pferde, wenn man Ankauf, Futter, Geschirr und was dazu gehdrt, zusammen rechnet 55 Mthlr. hdder zu stehen als 12 Ochsen.

**) Nach dem Anschlag eines Landwirths geben 4 Pferde des Jahrs 32 Fuder, und 12 Ochsen 120 Fuder Dünger. Welcher Gewinn!

Zugochsen zu seyn. Denn ist es nicht wahrer Gewinn, wenn wir, anstatt daß wir die Pferde wegen Alter oder äußerlicher Schäden wegschicken müssen, die Ochsen noch immer verkaufen oder selbst nutzen können? Und wie oft trägt sich nicht dieser Fall in einer großen Landwirthschaft zu, wo Pferde bey gesundem Körper zu aller Arbeit untüchtig sind. Nehmen wir zu diesem noch, wie schwer es unvermögenden Landwirthten wird, ihren Pferden das gehörige Futter zu geben, und wie wenig sie von solchen Pferden, die bis nicht bekommen, erwarten können, so seh ich gar nicht ein, warum wenigstens diese nicht mal zu ihrer eigenen Erleichterung Versuche hiemit gemacht haben. —

Sollt' es nun also, wenn wir diese Vortheile, die mir doch nicht ganz unbedeutend scheinen, zusammennehmen, auch wohl bey uns nicht rathsam seyn, den Gebrauch der Zugochsen einzuführen, und hierinn dem Beyspiel anderer zu folgen? Unpartheiische Landwirthe werden dieses am besten bestimmen können, und ihnen überlaß ich den Ausspruch. Sie müssen selbst präsen, und dann urtheilen.

D.

Nachricht.

Da es mir aufgetragen worden, die Pränumeration auf die neue Ausgabe der vortreflichen Erasmisschen Paraphrase, welche von dem Herrn Prediger F. S. Augustin, in Berlin, besorget werden soll, und wovon in den Hallischen gelehrten Zeitungen unter dem 16. May eine nähere Anzeige zu finden ist, in den hiesigen Gegenden zu übernehmen: so werden Alle, welche die Ausgabe dieses Werks zu befördern gedenken, ersucht, mich hiervon baldmöglichst zu benachrichtigen, weil die Pränumeration sechs Wochen nach Michaelis nicht mehr angenommen, und nach Verlauf dieser Zeit beschloffen werden soll, ob diese Ausgabe im Druck erschei-

nen wird, oder nicht. Drey Bände in groß Octav werden diese Ausgabe, der es nicht an äußerlichen Schönheiten fehlen soll, ausmachen; davon jeder auf gutes Druckpapier 1 Rthlr. auf vorzüglich gut Schreibpapier 1 Rthlr. 8 Ggr. in Conventionsgelde, zu stehen kömmt. Der erste Band wird gegen Vorschuß auf den zweyten, um Ostern 1777. Der zweyte gegen Vorschuß auf den dritten, um Johannis, und der dritte um Michaelis denen Herren Pränumeranten ausgeliefert werden.

Sollten einige mich in dieser Absicht mit Briefen beehren wollen; so werden sie solche postfrei zu machen belieben.

Wilselb.

Bartholhy, d. G. G. C.

Vom Schwimmen der Kinder.

Mit Recht untersagt man den Kindern das Baden in Flüssen und andern Gewässern, weil die Gefahr dabey zu groß ist. Aber man sollte die Gefahr davon nehmen und dann immerhin baden lassen. Man sollte einen eignen Schwimmemeister dazu halten, unter dessen Aufsicht die Jugend das Schwimmen lernen, und täglich baden müßte; nicht so wohl in der Absicht, damit sie sich in künftigen Nothfällen durch Schwimmen retten könnten, obgleich auch diese Absicht nicht ganz zu tabeln wäre, sondern um ihre Gesundheit zu stärken. Nichts findet sich in gewissen Ländern häufiger, als daß Kinder in doppelten Gliedern Fisselschaden und Nervenkrankheiten leiden. Aber nichts ist auch gewisser, als daß dergleichen Uebel durch das Baden im kalten Wasser abgewandt und geheilet werden. Es findet sich kein Beyspiel von den Fisselschaden in den Gegenden, wo die Kinder früh kalt baden, und die Beyspie-

le, daß Nervenkrankheiten und doppelte Glieder bloß durch das tägliche Baden im Flußwasser geheilet worden, sind unzählig. Es ist also das Baden eine sehr heilsame Sache, und ein Fehler, daß wir die Kinder dazu nicht zeitig anführen. Sie sollten täglich einmal, so wie sie aus der Schule kämen, in die Schwemme gejagt, und auf diese Weise abgehärtet werden. Vielleicht würden wir auch weniger von Bruchschaden, die man bey alten Leuten häufig antrifft, hören, wenn jedermann von Jugend auf an das Baden gewohnt, und durch dieses Mittel vor aller Erschlaffungen gesichert wäre. Mit dem Baden ist für diejenigen, so daran gewohnt sind, ein großes Vergnügen verbunden; und unsere Vorfahren, welche so gar die Kinder gleich nach ihrer Geburt über und über ins Wasser tauchten, dachten nach ihrer Erfahrung ganz anders hievon als ihre Enkel.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

37te Woche. 1776.

Werth des menschlichen Lebens.

Eine morgenländische Erzählung.

Als Almet, der Dervisch, welcher die heilige Lampe in dem Grabe des Propheten bewachte, einst von seiner Morgenandacht aufstand, die er gegen Osten gerichtet, die Stirn auf der Erden, verrichtet hatte, sah er einen Mann in glänzenden Kleidern, von einem langen Gefolge begleitet, der ihn mit einem Blicke bekümmerten Wohlgefallens ansah, und begierig schien, zu reden, aber besorgt, ihn zu beleidigen.

Der Dervisch näherte sich ihm, nach einem kurzen Stillstehen, und indem er ihn mit der stillen Würde, welche die Unabhängigkeit der Demuth ertheilt, begrüßte, bat er ihn, seine Absicht zu eröffnen.

„Almet, sprach der Fremde, du siehest vor dir einen Mann, den die Hand der Glückseligkeit mit Elend überhäuft hat. Alles, was ich ehemals als Mittel der Glückseligkeit begehrte, besitz' ich jetzt, aber doch bin ich nicht glücklich, und darum verzweiff' ich. Ich gräme mich über den Lauf der Zeit, weil sie ohne Genus vorbeystreicht; und da ich in der Zukunft nichts erwarte, als

die Eitelkeiten des Vergangenen, so wünsch' ich die Ankunft der Zukunft nicht. Und doch zittre' ich vor dem Gedanken, sie ganz zu verlieren, und mein Herz erliegt, wenn ich mir den Augenblick im Voraus vorstelle, da die Ewigkeit über den leeren Raum meines Lebens, gleich der See über den Pfad eines Schiffes, zusammenschlagen, und keine dauerhaftere Spuren meines Daseyns, als die Furche im Wasser nachdem die Wellen sich vereinigt haben, zurücklassen wird. Wenn in den Schätzen deiner Weisheit sich eine Lehre findet, wie man Glückseligkeit erwerben könne, so theile mir sie mit: in dieser Absicht bin ich gekommen; eine Absicht, die ich demnach mich zu eröffnen scheute, aus Furcht, daß sie mir gleich als len andern mißlingen mögte.“

Almet horchte mit Blicken des Erstaunens und Mitleidens auf diese Klage eines Wesens, dem die Vernunft als ein Unterpfund der Unsterblichkeit gegeben war: aber die Heiterkeit seines Gesichts kehrte bald wieder zurück; und indem er seine Hand gegen den Himmel ausstreckte, sprach er: „Fremdling, die Einsicht, die ich von

P p

„dem Propheten empfangen habe, wil ich dir mittheilen.“

Als ich eines Abends gedankenvoll und allein an dem Säulengange des Tempels saß, wanderte mein Auge unter der Menge, die vor mir zerstreuet war, umher, und in dem ich die Ermüdung und Bekümmerniß bemerkte, die sich auf jedem Gesichte zeigte, traf mich auf einmal ein lebhaftes Gefühl ihres Zustandes. Elende Sterbliche, sagt ich, zu welchem Ende seyd ihr so geschäftig? Ist Glückseligkeit eure Absicht, von wem wird sie genossen? Gibt die Egyptische Leinwand und die Persische Seide, denen, welche sie tragen, eine Glückseligkeit, die dem Elende jener Sklaven gleich ist, welche die Kamele leiten, von denen sie gebracht wird? Wird die Feinheit des Gewebes, oder der Glanz der Farben mit Vergnügen von denen betrachtet, welche die Gewohnheit gleichgültig dagegen gemacht hat? Oder kan die Macht der Gewohnheit andre gleichgültig gegen den Schmerz machen, welche nur dazu leben, die Wüsten zu durchziehen; eine Scene fürchterlicher Einförmigkeit, wo eine unfruchtbare Ebene nur durch den Horizont begränzt wird; wo keine Veränderung der Ansicht, keine Abwechslung der Gegenstände dem Wanderer das Gefühl der Beschwerlichkeit und Gefahr, die Furcht vor den Wirbelwinden, die ihn in einem Augenblicke in dem Sande begraben können, und den Durst, welchen zu löschen die Reichen die Hälfte ihrer Güter hingegeben haben, erleichtern? Gewinnen diejenigen, auf denen ererbte Diamanten mit ungeachtetem Glanze blitzen, so viel durch den Besitz, als der Elende verliert, der sie in den Minen sucht; der von den gemeinen Gütern der Natur ausgeschlossen lebt, dem selbst die Abwechslung des Tages und der Nacht nicht bekant ist; der in beständiger Finsterniß seufzet, und dessen Leben nur eine traurige Abwechslung von Fühllosigkeit und harter Arbeit ist? Wenn die, welche

Güter besitzen, nicht in dem Verhältnis glücklich sind, als die, welche sie ihnen verschaffen, welch ein eitler Traum ist denn das Leben der Menschen! und wenn es in der That einen solchen Unterschied in dem Werth des Daseyns gibt, wie können wir die Hand, die diesen Unterschied gemacht hat, von Partheylichkeit lössprechen?

Indem sich also immer neue Gedanken hervordrängten, und mein Herz in mir entbrante, fühlte ich einen plötzlichen Einfluß von oben. Die Strassen und die geschäftigen Haufen Volks von Mecca verschwanden, ich fand mich an dem Abhange eines Berges sitzend, und sahe zu meiner rechten Hand einen Engel, den ich für den Azoran, den Diener der Verweise erkannte. Als ich ihn erblickte, fürchtete ich mich. Ich warf meine Augen auf die Erde nieder, und wolt ihn um die Abwendung seines Zorns bitten, als er mir gebot zu schweigen. „Almet, sprach er, du hast dein Leben dem Nachdenken gewidmet, damit dein Rath die Unwissenheit aus den Labyrinth des Irthums befreyen, und die Vermessenheit von dem Abgrunde des Verbrechens zurück halten mögte. Aber das Buch der Natur hast du ohne Verstand gelesen: es ist hier wieder vor dir offen, blicke auf, betrachte es, und sey weise.“

Ich blickte auf, und sahe einen eingeschlossenen Ort, schön wie Gärten des Paradieses, aber von kleinem Umfange. Mitten herdurchging ein grüner Spaziergang; am Ende war eine wilde Einöde, und hinter derselben eine undurchdringliche Finsterniß. Der Spaziergang ward von Bäumen jeder Art beschattet, die zu gleicher Zeit mit Blüthen und Früchten bedeckt waren; unzählige Vögel saugen in den Zweigen; das Gras war mit Blumen vermischt, welche die Luft mit Wohlgeruch erfüllten, und den Pfad mit Schönheit verbräunten: auf der einen Seite floß ein sanfter durch-

sichtiger Bach, den man auf dem goldenen Sande, der auf dem Grunde sankelte, nur eben murmeln hörte; auf der andern waren Spaziergänge und Lauben, Quellen, Grotten und Wasserfälle, welche der Scene eine unendliche Abwechslung gaben, aber die Gränzen nicht verbargen.

Indem ich noch in einem Entzücken von Vergnügen und Verwunderung diesen zaubernden Fleck betrachtete, sah ich einen Mann mit gedankenvollen und überlegten Schritten den Spaziergang hinunter schleichen: seine Augen waren auf den Boden geheftet, und seine Arme über den Busen zusammengeschlagen; oft stand er auf einmal still, als wenn ein plötzlicher Schmerz ihn befallen hätte, sein Gesicht drückte Bekümmerniß und Schrecken aus, er sah sich mit einem Seufzer um, und nachdem er einen Augenblick die Wüste, die vor ihm lag, betrachtet hatte, schien er zu wünschen, daß er stehen bleiben könnte, ward aber durch irgend eine unsichtbare Gewalt fortgetrieben: indessen nahm eine stille Melancholie bald wieder sein Gesicht ein; sein Aug' war wieder auf den Boden geheftet, und er ging, wie vorher, mit sichtbarem Widerwillen, aber doch ohne Bewegung, weiter. Dieser Anblick gieng mir ans Herz; ich wandte mich zu dem Engel, und wollt' ihn fragen, was doch ein Wesen so unglücklich mache, das mit jedem Gegenstande, der jeden seiner Sinne befriedigen könne, umgeben sey, aber er kam meiner Frage zuvor: „Das Buch der Natur, sprach er, ist vor dir, schau auf, und sey weise.“ Ich schaute hin, und sah ein Thal zwischen zweien steilen und kahlen Bergen, auf dem Pfade war kein grüner Raufen, und die Berge gaben keinen Schatten; die Sonne brann't im Scheitelpunkte, und jede Quelle war vertrocknet; aber das Thal endigte sich in ein anmuthiges und fruchtbares Land, mit Gehölzen beschatet, und mit schönen Gebäuden ausgezieret.

Auf einen zweiten Blick entdeckte ich einen Mann in diesem Thal, zwar mager und nackt, aber sein Gesicht war frohlich, und sein Betragen munter und thätig: sein Auge war auf das Land vor ihm geheftet, und es schien, als wenn er hinlaufen wolte, aber eben so wie der andre fortgetrieben war, so ward er durch einen geheimen Einfluß zurück gehalten: zuweilen freylich bemerkte ich an ihm einen plötzlichen Ausdruck von Schmerz, und zuweilen blieb er auf einmal stehen, als wenn sein Fuß durch den rauhen Weg verwundet worden; aber sogleich nahm er wieder seine muntere Miene an, und er eilte fort, ohne Schein von Bekümmerniß oder Klage.

Ich wandte mich wieder zu dem Engel, voller Ungeduld, ihn zu fragen, aus was für einer geheimen Quelle diese Glückseligkeit flösse, in so verschiedenen Umständen, von denen, in welchen man sie hätte erwarten können; aber er kam meiner Frage wieder zuvor: „Almet, sagt' er, bedenke, was du gesehen hast, und laß diese Erinnerung auf die Tafeln deines Herzens geschrieben seyn. Bedenke, Almet, daß die Welt, worein du gesetzt bist, nur der Weg zu einer andern ist, und daß die Glückseligkeit nicht von dem Wege, sondern von dem Ende desselben abhängt: der Werth dieser Periode deines Daseyns wird durch Hoffnung und Furcht bestimmt. Der Glende, welcher in dem Garten zu zaubern wünschte, welcher seine Gränzen mit Schrecken betrachtete, hatte kein Vergnügen, weil er keine Hoffnung hatte, und sich beständig mit der Furcht quälte, dasjenige zu verlieren, was er nicht genoß: der Gesang der Vögel war so lange wiederholt worden, bis er ihn nicht mehr hörte, und Blumen waren seinem Auge so gewohnt, daß er ihre Schönheit nicht sah; der Bach floß unbemerkt vorbey, und er fürchtete seine Augen gegen die Aussicht aufzuheben, damit er die Wüsteney, die sie umgab, nicht sehen mögte. Aber

ber, welcher sich durch das Thal arbeitete, war glücklich, weil er mit Hoffnung vorwärts sah. So ist es für den Bewohner der Erde von geringer Erheblichkeit, ob der Pfad, den er betritt, mit Blumen oder mit Dornen bestreuet ist, wenn er nur gewahr wird, daß er sich denen Gegenden nähert, in Vergleich mit welchen die Dornen und die Blumen der Wildniß ihren Unterschied verlieren, und beyde gleich wenig vermögen, Vergnügen oder Schmerz zu erregen.

Was hat denn die ewige Weisheit uns gleich ausgetheilt? Dasjenige was jeden Stand glücklich machen kan, und ohne welches jeder Stand elend seyn muß, wird durch Tugend erworben, und Tugend ist allen möglich. Erwinnere dich, Almet, des Gesichts, welches du gesehen hast, und laß meine Worte auf die Tafeln deines Herzens geschrieben seyn, damit du den Wanderer zur Glückseligkeit leiten, und Gott bey den Menschen rechtfertigen kanst.

Indem die Stimme des Moran noch in meinen Ohren tönte, verschwand die Aussicht vor mir, und ich fand mich wieder an dem Säulengange des Tempels.

Die Sonne war untergegangen, die Menge hatte sich zur Ruhe begeben, und die feyerliche Stille der Mitternacht machte zugleich mit der Auflösung meiner Zweifel meine Seele ruhig.

Dies, mein Sohn, war das Gesicht, dessen der Prophet mich würdigte, nicht bloß um meinet sondern auch um deinet willen. Du hast Glückseligkeit in zeitlichen Dingen gesucht, und daher hast du dich betrogen gefunden. Laß den Unterricht an dir nicht verloren seyn, wie das Siegel Mahomets in dem Brunnen von Aris: sondern gehe deines Weges, laß deine Heerde dem Nackten Kleidung und deinen Tisch dem Hungrigen Speise geben, befreue den Armen von Unterdrückung und laß deine Gedanken im Himmel seyn. So wirst du dich in Hoffnung erfreuen, und dem Ende des Lebens als der Vollendung deiner Glückseligkeit entgegen sehen.

Almet, in dessen Herzen die Andacht entbrante, wie er sprach, kehrte in dem Tempel zurück, und der Fremde verließ ihn in Frieden.

Wie ein Keller am besten anzulegen.

Bei Anlegung eines Kellers ist vorzüglich darauf zu sehen, daß Mauern und Gewölbe von trockenen Steinen aufgeführt, und mit wohl bindendem Kalk gemauert werden mögen. Der Keller wird ganz reine und trockene Luft haben, wenn man inwendig in oder an einer Wand desselben, eine Röhre von Mauerziegeln 6 Zoll ins Gevierte vom Boden an aufmauert. Unten bleibt sie offen, oben führt man sie durch das Kellergewölbe hinaus, am besten in eine Feueresse. Man hat hiervon den doppelten Vortheil, daß nicht nur der Keller von feuch-

ter und dumpfiger Luft gereinigt, sondern auch das Abziehen des Rauchs in der Feueresse befördert wird. Die gute Wirkung dieses Mittels ist durch Erfahrung bestätigt. Man bedienet sich desselben seit 6 Jahren mit dem besten Erfolg auf einem Rittergut in der Oberlausitz in zwey Kellern, welche vorher sehr feuchte, dumpfig und fast ganz unbrauchbar gewesen waren. Wenn der mit einer solchen Zugröhre versehene Keller zu trocken werden wollte, so kann man die untere Oefnung der Röhre, es sey ganz oder zum Theil, zumachen.

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

38te Woche. 1776.

Eines Patrioten Rath wegen der Viehseuche.

Trinkt Wasser, trinkt Wasser! sagt ein lächerlicher Arzt in irgend einer Komddie, kein besseres Arkanum gegen alle Krankheiten! dies ist nicht das erste, das wichtige Wahrheiten also travestirt, und dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben sind. Inwendiges und auswendiges Waschen scheint das grosse, das wirksamste Hülfsmittel der Natur fast in allen Fällen zu seyn. Das Wasser löst auf und reiniget. Die gewöhnlichsten Zerrüttungen der Gesundheit entstehen aus innern Verstopfungen, und Kommunikation der tödtlichen Materie von Nussen. Diese Flüssigkeit muß also, wo nicht das wirksamste Heilmittel, doch wenigstens das sicherste Präservatif seyn: das hat mehr als ein, in der Kunst Krankheiten zu heilen oder abzuwenden wirklich erfahrner Mann, eingesehen. Einer der besten französischen Wundärzte, Herr Valentini, hat in einem vor drey Jahren in der öffentlichen Versammlung der Akademie der Chirurgie vorgelesenen Memoire bewiesen, daß man sich durch ein schleuniges Waschen selbst vor den Folgen des Bisses toller Thiere sichern könne. Herr Paulet hat vor kurzem ein Memoire herausgege-

ben, wo er diese Theorie noch weiter ausdehnet. Wir wollen hier einen Auszug daraus mittheilen, und ihn zum Versuch bestens empfehlen, da man nicht genug thun kan, dies schreckliche Uebel zu vertilgen und zu verhüten.

Nachdem der Verfasser verschiedene Vortheile, als den Gebrauch künstlicher, kostbarer Arzneyen, die Meinung, daß die Seuche durch die Luft mitgetheilt werde, daß sie nicht anstecke, daß sie ein Verhängniß sey, widerlegt hat, sagt er:

„Wollt ihr zuverlässig eure Ställe reinigen, und zwar durch ein ganz simples und gar nicht kostbares Mittel? so laßt euch nicht verbrießen, überflüssig Wasser hinein zu gießen; ahmt der Natur nach, die also die inscirten Wiesen durch reichliche Regengüsse wäscht und Alles reiniget. Laßt es eben so in euren Ställen regnen; wäscht Alles, und traует diesem Mittel mehr, als allen Räucherwerken, allen Specereyen, die eure Ställe nur vergiften. Vor allen Dingen räuchert nicht mit Zinnober, Spiesglas, Arsenik, und besonders nicht mit Schwefel, dies würd' ein sichres Mittel seyn, alle

euer Vieh zu ersticken. Wollt ihr die Insekten, die Fliegen &c. entfernen? so ersäuft sie, oder zündet Taback an. Wollt ihr Arzneyen für euer Vieh gebrauchen? so erinnert euch, daß die theuersten und zusammengefestesten Sachen am wenigsten Kraft haben. Legt eurem Vieh einige Blätter von Pappelkraut, (Mauve) Sauerampfer, Glaskraut, (Parietaria) Lattich, Burree, Weete, (Poirée) selbst einen ordentlichen Sallat, ein Gemisch von Wasser und Weinessig vor; sie werden nur von dem essen, was ihnen dient, aber gebt ihnen immer ein säuerliches Getränk; reizet und reibet ihre Haut auf alle mögliche Art, sucht sie zu erweichen und sie selbst an manchen Stellen zu öffnen. Haben sie den Schauer, kalte Hörner? so gebt ihnen etwas Wein, und thut etwas Theriak dazu; das ist alles, was sie nöthig haben. Alle Untersuchungen über diese Krankheit, alle Proben, alle Erfahrungen kommen auf diese wenigen Principia hinaus. Sie sind sehr simpel; aber je simpler eine Sache ist, desto mehr Zutrauen verdient sie. Es gibt keine wohlbewiesene Wahrheit, die nicht etwas sehr simples sey. Trauet ja nicht dem Wunderbaren, den Charlatans, und den Leuten, die außerordentliche Mittel zu besitzen vorgeben, es wird euch immer gereuen, ihnen geglaubt zu haben. Nur die Natur allein, wenn man ihr ein wenig forthat, durchaus aber ihr nicht zuwieder handelt, kan diese Krankheit heilen, wenn noch Heilung möglich ist.

Diesem Rath des Herrn Paulet füg' ich noch aus dem Leipziger Intelligenzblatt bey, folgende ihm nicht widersprechende

Anmerkung über die Hornviehseuche.

Hey gegenwärtiger Gefahr, da die in unterschiedenen Gegenden schon angefangene Kindviehseuche sich weiter verbreiten möchte, rechne ich mir zur patriotischen

Pflicht an, diejenigen Umstände, welche ich seit 1749. da diese Seuche, wovon die ältesten Leute etwas gehört zu haben damals sich nicht erinnerten, in unserm Lande sich verbreitete, gegen dieselbe auf das sorgfältigste beobachtet, hierdurch bekannt zu machen, nebst den ganz einfachen Mitteln, wovon ich mehr als wahrscheinlich glauben kan, in den Jahren 1765 und 1766, als um und neben meinem Guthe dieses Uebel wieder eingerissen war, dasselbe vermieden zu haben. Bekantermaßen ereigneten sich 1749. im späten Sommer die Viehseuche in der Nähe von Leipzig zuerst, wovon man behauptete, daß die polnischen Ochsen, welche daselbst in der Weide gingen, dieselbe mitgebracht hätten. Wer aber jene in dem zeitigen Sommer 1749. in den Mittagsstunden vorgekommene große Sonnenfinsterniß, nebst deren zurückgelassenen üblen Folgen, vermindte welcher das junge Laub an Bäumen und die zarten Gräser von einer eingefallenen Lohse verborben waren, genau beobachtet hat, der wird zweifelhaft bleiben, ob diese, oder ob die Ansteckung von dem polnischen Viehe, für den Ursprung der in unserm Lande nunmehr fast zur Gewohnheit gewordenen Kindviehseuche zu achten sey, welche gründlich auszurotten schon deswegen schwer seyn möchte, weil seit 1749 in der Generation des Viehes wahrscheinlich etwas von diesem Gifte mit fortgepflanzt seyn kan, welches bey der geringsten vorkommenden Gelegenheit ausbricht und sich verbreitet. Diese Gelegenheiten ereignen sich in unterschiedenen Fällen, wodurch dieses Mittel entstehen könnte, wenn auch dessen Saamen nicht schon in dem Viehe befindlich seyn solle, weshalb man nur die Vorfälle seit sechs Jahren präsen mag, wenn in den nassen Jahren 1770 und 1771. alles Gras auf Wiesen zu Sommer und Winterfutter verschlanmet, und dennoch verfüttert wurde, nebst dem in folgenden Jahren von Raupen abgefressenen verzifteten, und dem im Herbst 1774. ganz

lich erfroren und verfaulten Kraute. Wenn man ferner die ganz unwiderleglichen Mißbräuche bey dem Austreiben des Rindviehes zugleich unpartheyisch untersucht, wo daselbe vom Monat April an, bis es einwintert, früh mit dem Tage angetrieben, und bis zur Dunkelheit im späten Herbst gehütet wird. Man berechne nur heurige Jahr, dessen vorhergegangenen ganz außerordentlich kalten Winter bey Futtermangel, und die vielfältigen bedenklichen Nebel in den Monaten Junius und Julius, die man öfters früh und Abends, so wie deren zurückgelassene nachtheilige Wirkung wahrgenommen, besonders an Kirschbäumen und Johannisbeersträuchen, an welchen viele Aeste nebst dem grünen Laube und den reifen Früchten in wenig Tagen, wie vom Feuer verjengt, verdorret stunden, und daß man dennoch ohne Absicht darauf das Vieh austreibt, auch an vielen Orten sogar in den frühen Morgen- und späten Abendstunden; so kan man sich in vielen Gegenden ein Viehsterben ohne alle Ansteckung nicht befremden lassen, ob gleich niemand die vielfältigen Erfahrungen ableugnend wird, daß die Seuche auch ansteckend ist, und durch Mangel der dabey nöthigen Vorsicht verbreitet werden kan. Zum Beweise, daß auch bey aller Vorsicht dieselbe dennoch durch die Luft fortgeführt wird, will ich jene genaue Beobachtungen vom Jahre 1749. hier anführen. Die Viehseuche äusserte sich, wie bereits gedacht worden, und aufmerksamen Landwirthen annoch erinnerlich seyn wird, zuerst im Monat August bey Leipzig von hier gegen Mitternacht. Man brauchte überall die möglichste Vorsicht, nur diese nicht, daß man das Vieh gar nicht hätte austreiben sollen. Das Viehsterben ging von Leipzig in der Pleisenaue gegen Mittag fort, und ergriff bey Nordluft einen Ort nach dem andern, welche in diesem Striche disseite und jenseits der Pleiße nahe an einander liegen; sobald sich diese änderte, so stockte dasselbe so gewiß, als es bey vorkommender Nord-

luft wieder neue Dörfer, aller Behutsamkeit und Verwahrung ohnerachtet, ansteckte. So ging es langsam fort, von Ende Augusts bis in die Mitte Octobers, wo es in das nächste Dorf, eine Viertelstunde gegen Mitternacht, eintrat, und viel verwüstete. Während der Zeit änderte sich die Luft wieder, und ich hielt mich mit meinem Hof über eine Wochelang, in welcher Frist, gleichwie einige Wochen vorher, alle mögliche damals anempfohlene Verwahrungsmittel auf das sorgfältigste gebraucht wurden, die aber insgesamt nicht halfen, sondern sobald als sich die Luft wieder aus Norden wendete, so ging mein Hof an, so daß in acht Tagen sechs und funfzig Stück fielen, und nur zehn Stück die Seuche überstanden, welche aber nachhero zur Zucht unbrauchbar blieben, und nicht wieder zukamen.

Dabey ist noch anzumerken, daß sowol in dem Jahre 1749. als auch nachhero 1765 und 1766. diejenigen Felddörfer, welche zwischen der Pleißen- und Elsteraue auf einer Höhe liegen, und keine Wiesen haben, die wie in den Auen, im späten Herbst und zeitigen Frühjahr behütet werden können, von dem Viehsterben verschont blieben; nur wenige einzelne Ställe ausgenommen, in welche dasselbe durch Verwahrlosung des Gesindes von angesteckten Orten mitgebracht worden war, während der Zeit, als die Seuche in beyden Auen auf das heftigste wütete.

Auch kam mir merkwürdig vor, daß ein Ritterguthsbesitzer nahe hier in der Aue, dessen Unterthanen in eben demselben Orte ihr Vieh 1749. fast gänzlich einbüßten, darauf fiel, sein Vieh gar nicht in jenem Herbst austreiben, sondern vielmehr hungern zu lassen, und daß dieses magere Vieh sich erholte, ohne damals von der Seuche befallen zu werden.

Diese Erfahrung zusammen genommen, veranlaßten mich, in den Jahren 1765 und

1766. folgende ganz einfache Maasregeln zu befolgen: daß ich bey dem Viehsterben in entfernten Gegenden mein Rindvieh gar nicht austreiben, noch aus dem Hofe, sondern bey schönen Tagen in den Mittagstunden nur zur nöthigen Bewegung kurze Zeit in dem vermachten engen Viehhof herumgehen, auch nicht wie sonst gewöhnlich, reichlich füttern, obgleich auch nicht Noth leiden ließ. Dabey wurde der Viehhof sowol als der Stall täglich mit etwas frischem Pferdemeist gestreuet, nachdem der Stall alle zwey Tage ausgemistet, rein gehalten, und mit Wacholderbeeren und dergleichen Reiszig ausgeräuchert war. Im Herbst wurde dem sämtlichen Rindvieh die Lungenader geschlagen, ziemlich viel Blut weg gelassen, nachhero jedem ausgewachsenen Stück acht Tage nach einander alle Morgen 1 Loth pulverisirtes Antimonium crudum, und nach diesem Verhältniß auch dem Geltaevieh dieses im Saufen, oder in etwas schwarzem Mehl gegeben, wobey sich mein Vieh in dem hiesigen Orte erhielt, ohne krank zu werden, obgleich vier Orte, viertel und

Trachenau
den 3. Aug. 1776.

halbe Stunden weit, in der Nähe ihr meistest Vieh verlohren. Mit dem Nutzen von dieser Cur stimmten auch alle aus benachbarten Ländern eingezogene Nachrichten überein, daß man durch starken Alderlaß noch viel Vieh von dem außerdem unvermeidlichen Brande gerettet hat. Zugleich war merkwürdig, daß die hiesigen Unterthanen, welche ihr Vieh, wegen ermangelnder Weide auch nicht austreiben konnten, dasselbe erhielten, und daß in allen den benachbarten Auenorten die Seuche war, wo den Herbst über ausgetrieben wurde. So wenig ich eine nahe gelegene mit guten Gräsern bestandene Weide dem Rindvieh täglich wenige Stunden als schädlich anrechnen kan; so glaube ich doch, daß diese auf genau bemerkte Wahrheiten gegründete Beobachtungen, Behutsamkeit bey dem zu frühen und späten Austreiben verdienen; besonders wenn die Viehseuche schon im Lande und in der Nachbarschaft befindlich, wobey öftere Reinigung und Lüftung der Ställe, um frische Luft hinein zu bringen, genau zu beobachten ist.

Johan Gottlieb v. Schönfeld.

Lobgedicht einer Frau auf ihren Mann.

Mein Männchen ist ein liebes Mänchen,
Was ich befehle thut er gern;
Er nennet mich sein Zucker-Männchen,
Und überläßt mir ganz den Herrn,
Den spiel ich auch, so gut ich kann.
Der liebe Mann.

Ich habe ganz allein die Kasse,
Was einnimmt wird auch angewandt.
Für das, was ich ihm übrig lasse,
Küßt er mir demuthsvoll die Hand!
Zwar manchmal ist er übel dran —
Der arme Mann!

Er fragt mich nicht nach meinen Gängen,
Dies ließ auch überhaupt nicht schdn.
Ein Mann muß sich in das nicht mengen

Was Frauen nur pflegt anzugehn.
Mein Mann spricht, was geht mich das an?
Der brave Mann!

Ich widerspreche gern. Mein Männchen
Sticht diesen Fehler lieblich ein;
Läßt immer Recht dem lieben Kennchen,
Und immer fünf gerade seyn —
Nur küßend rügt ers dann und wann;
Der Seelenmann.

Doch ich will meinen Mann nicht loben,
Die Tugend preist von selbst sich an.
Ihr Männer gebt hüßlich alle Proben,
Daß man euch auch so rühmen kann.
Zum Bespiel seht mein Männchen an:
Das ist ein Mann!

B — n.

Mindensche Beyträge

zum

Ruhen und Vergnügen.

39te Woche. 1776.

Klagen eines Lauren über sein Weib und Kinder.

Nach lieber Gott ja! Der Pastor hat wohl Recht zu sagen: daß das gewiß das größte Glück mit auf Erden sey, wenn man Freude an seinen Kindern erlebt. Es muß also auch wohl das größte Unglück seyn, wenn man lauter Schande und Herzeleid an seinen eigenen Fleisch und Blut sieht, und davon weiß ich ein Liedchen zu singen. Ich bin nun dreißig Jahre im heiligen Ehestande, und für mich ist er ein rechter Webestand gewesen. Meine Frau war nur ein Ding von sechzehn Jahren, als ich sie kriegte, und ich nahm sie, weil mein seliger Vater meinte, daß ich keinen besseren Brantschatz freyen könnte. Es ging auch noch wohl an, so lange die Stutenwochen währten, und meine Greihbein war eben keine schlechte Hausfrau, denn sie hatte immer das beste Molken (Milchwerk) zog Kälber auf, wie Hirsche, machte so viel Butter, als wir in der Haushaltung brauchten, (*) zeugte

Linnen nach Herzenslust, und kochte einen guten Pott voll zu Essen. Aber ich hab mirs lange gemerkt, daß dies nicht genug zum Leben sey. Es ist mir doch immer ansidzig, daß sie nicht lesen gelernt hat, und zu Gottes Kirche muß ich sie zwingen. Weil sie nun von Gottes Wort nichts weiß, so wil es mit der Kinderzucht gar nicht fort. Meine Kinder möchten wohl besser gewesen seyn, wenns hier nicht fehlte. Ich weiß zwar auch nicht zu viel, aber ich habe doch noch Lust, was zu lernen, und lerne Manches, wenn ich mit unserm Pastor ein Pfeischen rauche, denn wir sind Nachbarn, und der Mann weiß dir viel, und sagt's einem auch so gern. Das miste ich nun nicht für mein bestes Pferd.

Unsere älteste Tochter Trinmargrethe war dir ein nettes Mädchen, als sie noch klein war. Ich hatte aber souft was zu thun, als sie zu erziehen, denn unser einer

(*) In Westphalen ist es nichts Neues: daß eine grosse Lauren- oder Meyerfrau noch für 20 bis 30 Thaler Butter zukaufen muß; woran das schlechte Vieh, die magern Weiden, und der Widerwille wider das Stallfüttern Schuld ist. Zwanzig Jahre nach Theilung der Gemeinheiten wirds hoffentlich nicht mehr so seyn. Möchten nur nicht so viele Hindernisse dem väterlichen Willen unfers Königes im Wege stehen. Mir deucht, die Schwierigkeitsmacher sind Landesverrätther.

ist des Tages außer dem Hause, und des Abends legt man sich gern auf die Bank, hinter den Ofen, die müden Knochen auszuruhn. In der Schule lernte dir das Mädchen, wie Wasser, und als es confirmirt ward, stand es oben an. Du fing mein dummes Weib an, dem Kinde vom Manne vorzuschwätzen, um es auf eine gute Stätte zu kriegen, das Mädchen hörte es gern, um einen Mann zu kriegen. Es fanden sich auch Jungens genug ein. Ich ichs mir verfaß, war der Nickel schwanger, und von dem Knechte dazu. Das komt davon, wenn die vertrackten Mütter den Töchtern so früh was sagen, das sie nicht zu spät gewährt werden. Was solt ich thun? den Knecht jagte ich dir zum Henker, fütterte den kleinen Balg an, und dachte: wenn du hundert Thaler mehr dran wagst, und wo ein Pferd, ein Paar Kuhköpfe und ein Paar Schweine mehr; so komst's doch noch wohl zu Ehren. Es kam dir bald ein Püschgen mit einem guten Hofe, und sagte Ja! Nu Lüth, sagt ich, nun führ dich gut auf. Wir machten alles klapp und klar, und wolten die Hochzeit auf den Herbst halten. Meine Frau meynte nun, es wäre ja keine Sünde, wenn sich die Bracken als ächte Leute zusammen hielten, und ich meynte, es wäre Sünde, und wolt es absolut nicht haben. Aber da wahr dir ein Mädchen, wenn die Mütter ihr solch Zeug lernt. Es dauerte just nicht lange, so sah ich: woher. Ich sagt es unserm Herren Pastor) und der schmählte genug, aber wir konten es nun einmal nicht ändern. Der Bräutigam legte sich auf ein Ohr, und starb. Nu wolte ich mir den Hof anprozeßsen, aber weil die Copulation nicht verrichtet war; so kriegt' ich nichts, und die Kosten mußt ich auch bezahlen. Meine Tochter kriegte die Schwindsucht an den Hals, und starb. Nu hatte ich meines Weibes Glauben ein Paar Rangen zu danken, und auch den Tod eines Mädchens, das ohne ihr Vorschwatern

hätte gut werden können, das Gott erbarm!

Mein Junge Peter Sinrich solte mir besser werden, und ich sagt ihm alle Tage: Junge, nim dich vor Menschen und dem verfluchten Brantwein in Acht, sagte ihm auch; das man nicht in den Himmel kommen könnte bey'm Hurenleben, und das predigte unser Pastor auch genug. Aber, was half dirs? Seine Mutter sagte immer: die Jugend ist keine Jugend, junge Leute müssen auch wissen, das sie jung sind, und ein Bischen Willen haben. Ich dachte, laß es seyn: die Jungen sind Gottlob! klüger als die Mädchen, und lassen sich so leicht nicht verführen. Denn unsre Mädchen sind dir ganz toll, und laufen Tag und Nacht hinter den Bengers her.

Ich glaub, in Amsterdam sind dir die Luders in den kleinen Sträßchen nicht frecher, als unsre Magde und Laufstaschen. Ach Gott! was für ein Christenthum! Nu, das ich es recht sage: der Junge glaubte seiner Mutter, lief Nachts herum mit andern Knechten, und machte mich in Zeit von einem Jahr ein paar mal ohne Schwiegertochter zum Grossvater. Ich ward dir ganz toll, besah meiner Frau im Eifer den Känzel so sehr, das ich sie nu nach dem Brunnen schicken muste, und dem Jungen schlug ich mit der Rungen ein halb Dutzend Ribben entzwen. Da hatte ichs gut gemacht. Das Geld ging weg, als Schnee, und was dir die Fellschehren und Doctern und die unächte Kinder nicht kriegten, das ging doch weg. Ich glaube, ich hatte keinen Segen mehr. Ein Pferd verreckte mir, ein Paar Küh krepirten an der Mayseuche, und meine Frächte standen jämmerlich. Ich grämte mich tüchtig, und legte mich leider auf den Trunck, da ich im Hause keine Freude hatte, und nun gings, wie die Krebsse. Mein Weib paßte nicht auf, der Junge lief nach Holland, weil er

wieder was angefangen hatte, wobey ihm vor den Ribben bange war. Was sol ich nun anfangen? Wenn man mit bloßem Gesinde sol Haus halten; so gehts sein Leben nicht richtig, denn das Gesinde meint uns nicht, es ist keine Treu noch Redlichkeit mehr im Lande. Es ist keine Arbeit mehr an ihm, sie wollen alles haben, und nichts thun; sie denken ans Freyen, wenn sie noch nicht trocken hinter den Ohren sind, und dann kriegt man Kötters, die keinen Schuß Pulver werth sind. Ich weiß meinen Hof nicht mehr zu retten, denn wenn ich auch arbeite, daß mir der Bast an den Fäusten hängt, so kemm ich doch immer zurück. Kein Wunder, das Vieh hat keine Wartung, und das gewissenlose Gesinde macht nichts, wie ichs ihm heisse.

Ich denke immer: ich habß wohl verdient, denn ich hätte besser aufpassen sollen, als es noch Zeit war, ich hätte meine Kinder sorgfältiger erziehen sollen, als ich sah, daß mein Weib mir sie verdarb. Gott segne meine liebe Grossmutter in der Erde, die sagt es immer: wo keine Gottesfurcht ist, da ist auch kein Segen. Als sie noch jung gewesen wäre, pflegte sie zu sagen, da wären die Töchter noch ehrbar gewesen, und eine liederliche Person oder einen liederlichen Purseschen hätte man verabscheut und geflohen, als wenn er die Pest gehabt hätte. Ja das Gott erbarm, die Zeiten sind nicht mehr, und heutiges Tages rechnet man sich fast keine Sünde mehr zur Schande. Unser Pastor pflegt zu sagen: wenn ein Volk erst alle Ehrliche und Scham verlohren hat; so wär sein Verderben und Untergang vor der Thür, und weiß dir davon so viel Geschichten zu erzählen, daß ich ihm eine ganze Nacht durch zuhören müßte. Mir deucht es ist auch wahr, und was will aus uns noch mahl werden?

Nachschrift des Herausgebers.

Nehmen Sie, meine Leser und Leserin, nach Stand und Würden! dies Gewächß eines Bauren doch bey leibe nicht übel. Das Papier lag schon einige Jahre im Pulte, und wir schoben es immer zurück, bis wir endlich nichts mehr hatten, und da wars Noth, es einzurücken. Ich denk auch, man wirds dafür annehmen, wofür wirs geben, für einen Lückensfüller. Beynabe schäm ich mich dieser Anmerkung, da ich es wissen konnte, daß das Publicum den Wisch ohnedem lesen — und wegwerfen werde. Freylich mag der Bauer so unrecht nicht haben, aber wozu sein Gewinsel? Wird sich Jemand daran kehren? Wir haben so viel Prediger, so viel Schriftsteller, so viel Philosophen, die mit ihm über die verdorbenen Sitten, den Verfall der Religion, und die weichliche Lüfte der Nation klagen, aber was thut man? Man läßt sie schwätzen, und folgt dem Strohm. Gesetzt also: ich wolte über des Bauren Klagen, die gewis gegründet sind, einen Commentar schreiben, hin und her berührte Sachen ausführlich, und Winke erklären, wozu würde mirs helfen? Heut zu Tage mäht man das Unkraut höchsten ab, die Wurzel läßt man stehen, und mir sind die Finger zu schwach, die Wurzel nachzubohlen. Zudem ist am Bauren nicht viel gelegen. Laß ihm sein Prediger sagen, was gut ist, und will er nicht, so mag er laufen. Vielleicht zieht der täglich zunehmende Mangel an guten Sitten dereinst schlimmere Folgen nach sich, als man denkt, aber so lange wir leben, wirds schon noch gehen. Die nach uns kommen, mögen für sich sorgen.

Man könnte freylich sagen: daß gewisse Laster für den Bauren zu vornehm wären,

und ihm im Sündigen eine Rangordnung anweisen, aber gewisse Philosophen würden bald auftreten, ein neues Recht der Natur schmieden, und die Befugniß zeigen, die der Landmann sowohl, als der Junker mit allen Ständen gemein hätten. Nach diesem System würde also der Bauer in seinem natürlichen Besitze der Unkeuschheit geschützt werden, und eben so gut das

Recht haben, die Nachkommenschaft zu schwächlichen Pigmäen zu machen, als der vornehme Sünder. Möchte man immer die wahre Seite sehen. Jedes Ding hat nur eine, und sie bleibt insgemein im Dunkeln, bis es irgend einem Philosophen glückt, sie hervorgezogen zu haben. Deswegen wil sie doch noch lange nicht ein Jeder sehen.

G.

Die entschiedene Verlegenheit.

Wie fang' ichs an, mich in mein Glück
zu schicken?
Ich sol allein nach meiner Doris blicken,
Und sie ist jung, und schön, und liebens-
werth.
Sie liebet mich, ich liebe sie nicht minder;
Doch liebt mein Herz auch andre schöne
Kinder,
Und theilet das; was sie allein begehrt.

Mich liebt ein Freund mit feuerreichem
Ariebe,
Ich schätz ihn hoch, und fühle gleiche Liebe
Für ihn; denn er verdient geliebt zu seyn.
Allein, er wil, ich sol für ihn nur fühlen,
Der Liebe feind, mit keinen Mädchen spielen,
Und ganz und gar mein Herz der Freund-
schaft weihn.

Ich habe Wein in meinen Keller liegen,
Ich trink ihn gern, und taumle vor Ver-
gnügen,
Ch' ich von seinen Reiz genug gesättigt bin
Allein, mein Arzt will mich nicht trinken
lassen,
Er wil, ich sol des Weines Freuden hassen,
Und setzt, statt Wein, mir kaltes Wasser hin.

Es ist ein Glück, daß Doris Herz mich liebet,
Ein Glück, daß sich mir solch ein Freund
ergiebet,
Die überall wie Gold die Probe hält;
Ein Glück, daß ich noch Wein im Keller
habe.
Ein guter Arzt ist auch des Himmels Gabe;
Doch ist kein Glück vollkommen auf der Welt.

Ich mögte gern viel schöne Mädchen
küssen,
Und küß ich sie, wird Doris mir entrisßen.
Bleibt Doris mein, so schieht mein Freund
von mir.
Ich habe Wein, und mögt ihn gerne schlür-
fen,
Ihn vor mir sehn, und doch nicht trinken
dürfen,
Was fang' ich an? Ach ich verzweifle schier!

Doch nein! ich will, mich in mein Glück
zu schicken,
Nach Doris nur, verliebt und zärtlich blicken,
Dhn andern Schönen gram zu seyn:
Wil meinen Freund verliebt zu machen
streben,
Von meinem Wein den Arzt zu trinken geben,
Und dann mich stolz des besten Glücks er-
freun.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

40te Woche. 1776.

Brief eines jungen Gelehrten.

Mein Herr!

Sie verlangen von mir zu wissen, wie ich meine Zeit anwende? Es ist mir lieb: daß ich Ihnen Rechenschaft geben kan. Alle meine Lehrer geben mir uno ore das Zeugniß: daß ich Caput, decusque studentium sey, und da mich solche Männer loben, so brauch ichs selbst nicht zu thun, propria enim laus sorder. Und Persius sagt ganz recht: *Vino vendibili suspensa hedera nihil est opus.* Ich schätze mirs zu großer Ehre, der *Phdnix* unserer Zeit genant zu werden, und dieser Ruhm hat mich nicht wenig Nähe gekostet. *Θείον ἐξάρτω λόγων* wie Plato spricht, und meine Talente sind gewiß mehr als menschlich. Was werden sich meine Landsleute wundern, wenn ich erst wiederkomme, doch ich weiß noch nicht: ob ich wiederkomme: denn was mach ich unter einem ungelehrten Volke, das meine Wissenschaften nie wird schätzen

können? Ich lese nur griechische und lateinische Schriftsteller, denn bey den Alten allein ist Weisheit und Verstand. Andre Studierende wissen davon nichts, und wie kan wohl Jemand ein Gelehrter seyn, der z. E. den Homer nicht an den Fingern herzusagen weiß? Ich sage mit dem unsterblichen Klotz: *Quemadmodum vero poetae ab Jove principium faciunt, ita ego ab Homero.* Mit ihm saß ich: *ploro cum Sophocle, et cum Euripide moero: amo et ludo cum Anacreonte: rusticor cum Theocrito: terra relicta, coelum cum Pindaro peto: proelium in eo cum Homero: rideo cum Flacco et Juvenale: atque mores hominum observo cum Terentio.*

Eben hab' ich die prächtige Stelle des Euripides in seiner *Iphigenia* vor mir.

Ἀδελφε, μικρός μεν συγ' ἐπίκτυρον φίλοις,
Ὅμως δεσὺν δάκρυσιν ἰκέτης γίνεσθαι πατρὸς,
τὴν σὸν ἀδελφὸν μὴ θανατῆν ἀιθρημά τε
Καὶ ἠπιόις γε τῶν κακῶν ἐγγίγεται.

© 8

Ἰδὸ σιωπῶν λίσσεται σ' ὄδ', ὦ πατερι
 Ἄλλ' αἰδεσαί με, καὶ κατοίκτειρον βίον.
 Ναί πρὸς γενείου σ' ἀντόμεθα δ' ὡ φίλω,
 Ὅ μὲν νεοσσός ἐστιν, ἢ δ' ἠυξημένη.

Kan Honig süßer seyn? Ja, die Griechen allein machen uns zu den Gelehrtesten auf Erden, wenn wir nur Kopf genug haben, ihnen folgen zu können. Albas gallinae filius muß ich seyn, daß ich in so kurzer Zeit es so erstaunend weit gebracht habe, wohin vor mir meiner Landsleute keiner kam, und nach mir wirds auch wohl keinem einfallen, mir nach zu klimmen.

Ἐφυγον κακόν, ἔυρον ἀμεινον kan ich von meinem Schicksal sagen, und ich wil gern halb satt essen, wenn ich nur beständig im Tempel der Musen bleiben kan.

Hier blüht die Gelehrsamkeit, und ich kan wohl sagen: daß sie nie so geblüht hat. Alle sogenannte Gelehrte in meinem Vaterlande würden sich wundern, wenn sie nur einmal in ein hiesiges Collegium kommen solten, sie würden τὰ τῆ γῆς ἀγαθὰ zusammen zu finden glauben, und jeder würde Bys περί φάτιν zu seyn glauben. Doch Ἐκὼν δε οὐκ ἂν τις ἔλοιτο. Non omnibus datum est, adire Corinthum. So viel Gelehrsamkeit, als man hier in einer Stunde erwerben kan, findet man in meinem ganzen Vaterlande nicht zusammen, und ich wünschte nichts mehr, als einmal mit unsern Dorfpredigern, ja selbst mit dem Superintendenten disputiren zu können, wie wolt ich sie zusammen treiben!

Ich werde nicht in mein Vaterland zurückkehren, denn

Ἐὶς ἀνὴρ ἑδ' εἰς ἀνὴρ.

Was solt ich da allein machen? Weil ich Flügel habe, so wil ich mich zum Olymp schwingen, mit dem Adler über mich sehen, und die Insekten unter mir verachten. Ich bin alle Tage im Stande Professor zu werden. Χαίρε φίλον φῶς. Ich bin mit Gewogenheit

Ihr wohlmeinender
 N. N.

Antwort.

Mein armes Männchen!

Oleum et operam perdidit. Mit Ihnen weis ich nichts anzujagen. Daß sie was lernen möchten, hab ich immer gewünscht, aber es thut mir um Ihrer armen Eltern, und Ihrentwillen leid, daß Sie ein Beck worden sind. Aus Ihrem pedantischen Geklingel seh ich, daß Sie ohne Hoffnung verlohren sind, und ich kenne die schwindlichten Köpfe Ihrer Art zu wohl, als daß ichs wagen solte, an Ihrem Gehirn zu arbeiten. Kommen Sie also ja nicht zurück, Sie möchten sonst wider Ihr Erwarten hier Männer antreffen, die Sie entpfauen, und zum nackten Naben umschaffen möchten. Es ist freylich nichts Neues, daß jungen Leuten der Kopf schwindet, wenn sie was Neues hören, und die Unheilbarsten unter ihnen denken immer: sie wüsten's alleine. Aber so unverschämt hab ich noch keinen gekant. Ich schrieb an Sie, um von Ihnen selbst zu erfahren: ob ich Sie zu einer vortreflichen Verforgung in Vorschlag bringen dürfte, wozu ein be-

scheidener Mensch, mit Wissenschaften, und nicht mit Schahlen und Schellen erfordert wird; allein, da diese Bedienung auf der Erden, mitten unter den Insekten ist, die Sie so herzlich verachten; so kont' ich Ihnen nicht nach dem Olymp folgen,

Sie zu bitten, zu uns zurück zu kommen. Hungern Sie also im Tempel der Musen, und lassen Sie Sich von Griechenland aufstischen, weil für unsre solide Speise Ihr Magen zu schwach ist. Ich bin mit vielem Mitleiden

Ihr Diener

S.

Eine Anecdote.

Der Vater der Kayserinn Elisabeth, der erste Beherrscher des russischen Reichs, der mit Recht den Beynamen der Große verdiente, machte sich öfters einen Zeitvertreib mit Kleinigkeiten; und diese Kleinigkeiten waren eben so starke Beweise seines großen Genies, als die wichtigsten Entwürfe zur Urbarmachung seiner Nation. Sein lebhafter Geist wollte alles auf einmal fassen; was er zum erstenmal sah, das reizte seine Neugier und selten konnte er der Begierde widerstehen, es selbst zu versuchen und zu lernen. Auf seinen Reisen sah er einen Zahnarzt, der ihm in seinem marktchreierischen Aufzug so wohl gefiel, daß er ihm eine Zeitlang zusah, wie er bald mit einem Kochlöffel, und bald mit der Spitze eines Degens dem um ihn her versammelten Pöbel die Zähne ausriß. Gleich kam ihm der Gedanke, er wolle es auch versuchen, Zähne auszureißen, und nach einigen gelehrten Handgriffen, fand er so viel Vergnügen an dieser Operation, daß fast kein Zahn, in dem Munde derer, die sein Gefolge ausmachten, mehr vor ihm sicher war.

Ein russischer Cavalier hatte nach der Zurückkunft des Kayser in Petersburg etwas versehen, welches den Monarchen ungemein gegen ihn aufbrachte. Er ließ ihn gleich in

der ersten Hitze rufen, um seinen Zorn an ihm auszulassen. Einer von seinen Freunden (denn damals hatten Hof-Cavaliers noch dann und wann Freunde unter ihres gleichen,) benachrichtigte ihn in aller Eil von der Ungnade des Kayser, damit er noch in der Geschwindigkeit auf ein Mittel sinnen möchte, den ersten Ausbruch des Zorns doch wenigstens zu schwächen, wenn er ihn nicht ganz vermeiden konnte. Das Beste, was er inzwischen wählen konnte, war, sogleich zu erscheinen, ehe die erste Hitze des Kayser's verrauchte: denn unter die guten Eigenschaften dieses vortreflichen Fürsten gehörte auch diese, daß er eine ihm zugesagte Beleidigung auf der Stelle bestrafte und wieder verzieh. Seine natürliche Hitze ließ es nicht zu, eine langwierige Untersuchung aller besondern Umstände des Vergehens abzuwarten. Für einen Tyrannen wäre dieses eine sehr gefährliche Eigenschaft gewesen: aber Peter hatte zu viel Gefühl für die Gerechtigkeit, als daß er im Zorn eine ihm unanständige Rache genommen hätte: und glücklich war der, den der Kaiser gleich auf frischer That ohne Form eines Processus abstrafte! Hier durfte er keine heimliche Feinde unter den Weisigern des Gerichts, keine Partheilichkeit und bosshafte Ränke, keine Anschläge auf seine Bedienungen und auf sein Vermögen befürchten.

ten. Einige blaue Flecken von der Hand des Kayfers auf seinen Rücken gezeichnet waren seine ganze Strafe; eine Strafe, die nach den damaligen Sitten der Russen nichts entehrendes hatte.

Der bedrohte Höflichling eilte also seiner Züchtigung entgegen, um desto eher wieder begnadiget zu werden. Unterwegs fiel ihm ein, daß er die ersten Wirkungen des Zorns seines Herrn vielleicht durch eine List ein wenig schwächen könne. Er trat also in das Zimmer des Kayfers ohne sich im geringsten furchtsam zu stellen, hielt aber sein Schnupftuch vor den Mund, als ob er heftiges Zahnweh habe. Kaum hatte ihn der Kaiser erblickt, als er mit seinem gewöhnlichen furchtbaren Stab bewafnet, auf ihn zuging. Schon hatte er den Arm aufgehoben, als er das Schnupftuch vor dem Munde des Delinquenten gewahr wurde. Was fehlt dir? redete er ihn zornig an. — Schon seit gestern habe ich das heftigste Zahnweh, erwiderte der schlaue Russe. — Bey dem Wort Zahnweh sank der Arm des Kayfers allmählig

herunter, und in weniger als einer Minute heiterten sich seine Blicke auf. Mit einer etwas weniger drohenden Stimme fragt' er ihn, ob er einen hohlen Zahn habe. Er ist zwar nicht ganz hohl, war die Antwort; inzwischen taugt er doch nichts und macht mir öfters Schmerzen. (In der That hatte er einen schmerzhaften Zahn) Man hole mir meine Instrumente, sagte der Kaiser, und du, setze dich hierher, ich will dir den Zahn ausreißen. Der schon halb getröstete Hofmann setzte sich, und der Kaiser riß ihm den schadhafsten Zahn auf eine zwar etwas unsanfte aber doch glückliche Art aus. Nachdem sich der Russe für die hohe Gnade bedankt, fieng der Kaiser an, ihm wegen dessen, was er beschuldiget worden, Vorwürfe zu machen. Dieser hielt es nicht für rathsam, durch Vertheidigungen den Zorn des Kayfers vielleicht aufs neue zu reizen; er fiel ihm zu Füßen, und bat um Verzeihung. Peter begnügte sich jetzt ihm einige liebevolle Verweise zu geben, und ließ ihn von sich, ohne wieder an die Beleidigung zu denken.

Grabschrift auf eine Coffeeschwester.

Hier liegt ein wahrer Coffeepott
In dieser Gruft begraben.
Sie ward der kleinen Kinder Spott,
Konnt sie nur Coffee haben.
Der Coffee war ihr Schlafgesell,
Ihr Denken beyhm Erwachen.
Sein Dampf macht' ihr die Augen hell,
Und lüftern ihren Rachen.
Der Coffee war ihr Leib-Diskur,
Ihr letztes Wort im Leben.
Sie wünschte sich den Himmel nur —
Wenn's da möcht' Coffee geben.

Mindensche Beyträge

zum

Ruhen und Vergnügen.

4te Woche. 1776.

Geschichte der Valvaise, oder die Tugend.

Sustaph Adolph, der König von Schweden, war noch sehr jung, als er zum Thron gelangte. Als er eines Tages auf der Jagd einem Hirsche nachsetzte, entfernte er sich von seinem Gefolge, und nahm seinen Weg nach einem Dorfe, welches an dem Holze belegen war, um sich durch einen Trunk zu erquickten. Er band sein Pferd an einen Baum, und ging zu Fuße auf das Dorf zu, als er im Vorbeygehen einen jungen Menschen gewahr ward, der unter einer Eiche lag und las. Valvaise (so hieß er) stand auf, grüßte den Fremden, den er nicht kannte, und lud ihn ein, sich bey ihm zu erfrischen. Nachdem der König von seinem Bier getrunken hatte, fragte er ihn, was er läse. — Eine neue Schrift über die Freundschaft. — Und was halten sie davon? — Sie ist so kalt, als wenn ein Bewohner von Nova Zembla sie geschrieben hätte. — Ihre Empfindungen sind also ohne Zweifel viel lebhafter; Sie lieben ihre Freunde wohl mit vieler Wärme? Ich würde sie in der That sehr lieben, wenn ich welche hätte. Aber ich getraue mir nicht auf dieses Glück Anspruch zu machen. Alle, die ich kenne, sind bessere Leute wie ich. — Ein Mann wie Sie wäre würdig, eines Königs Freund zu seyn. —

Kan denn ein König Freunde haben? Man hat mir gesagt, daß man, um den Großen zu gefallen, ihnen schmeicheln müsse. Aber der Gegenstand der wahren Freundschaft ist, uns gegenseitig von unsern Fehlern zu bessern. — Und eben deswegen mache ich Sie von diesem Augenblick an zu meinem Freunde; ich bin der König.

Valvaise warf sich gleich zu Gustavs Füßen; aber der König hob ihn gleich auf, umarmte ihn, und führte ihn an seinen Hof, ihm Beweise der größten Freundschaft zu geben. Es ist wahr, daß der junge Gänstling sich gar nicht mit der Verwaltung der Staatsgeschäfte abgeben wolte, alle Ehren womit der König ihn zu überhäufen wünschte, bescheiden ausschlug, und nur sein Glück in den vertraulichen Unterhaltungen fand, womit er ihn beehrte.

Einst gab einer von den Ministern ein Festin, welches mit einem Ball beschloffen wurde, wobey der König sich einfand. Einem gewissen Fräulein fiel bey dieser Gelegenheit im Tanze die Maske ab, und entdeckte eine Schönheit, welche alle Blicke der Versammlung auf sich zog. Adelaide, (so hieß das Fräulein) war von einer Geburt,

L t

die sie berechnete, am Hofe zu erscheinen; aber ihre Eltern hatten sie den Gefahren, denen ein junges Mädchen ohne Erfahrung daselbst ausgesetzt ist, nicht bloßstellen wollen. Sie hatten sie in der Einsamkeit, in Unschuld und Simplizität erzogen. Der König hatte sie nicht so bald mit entblößtem Gesichte gesehen, als er die Größe und Majestät des Throns zu vergessen schien, und ins geheim der Abelaide huldigte. Abelaide hob eilig ihre Maske auf, um den Blicken der Anwesenden Reize zu entziehen, welchen sie nicht Macht gehabt haben würden, zu widerstehen. Aber der Pfeil war einmal abgefahren, und hatte mit feurigen Zügen das Bild der Abelaide in das Herz des Monarchen eingegraben. Er zog den Balvaise auf die Seite, und trug ihm auf, über Alles, was diese Schöne beträfe, die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Balvaise gehorchte mit allem Eifer, dessen er nur fähig war, und berichtete dem König, Abelaide sey von vornehmer Geburt; sie sey nur von wenig Personen gekant, welche in dem Schatten der Einsamkeit dieses Wunder der Natur bewunderten. „Gehen Sie, mein Freund, sagte Gustav, halten Sie um dieses bezaubernde Mädchen für mich an. Sie sind jung, ihr sanftes einschmeichelndes Wesen verspricht mir den glücklichsten Erfolg. Ihr gefühlvolles Herz wird ihrem Freunde sehr mächtig das Wort reden. Sagen Sie der Abelaide, daß ich mich alsobald, in Gegenwart ihrer Mutter und einiger Verräthen, mit ihr verbinden wil; aber daß diese Vermählung eine Zeitlang geheim gehalten werden müsse, um nicht das Murren derjenigen zu erregen, welche wollen, daß ich mich mit der Tochter irgend eines mächtigen Regenten verbinden soll.“

Balvaise voller Feuer und Enthusiasmus versprach dem König mehr durch seine Entzückungen, als durch Worte. Er begab sich den folgenden Tag zu der Mutter der

anbetungswürdigen Abelaide, und vergaß keinen von den Bewegungsgründen der Ehrbegierde und der mütterlichen Zärtlichkeit, um sie zur Einwilligung in die Verbindung des Königs mit ihrer Tochter zu bewegen. Diese Ehre machte weder auf die Mutter, noch auf Abelaiden den ganzen Eindruck, den er davon gehofft hatte. Keine wolte die Wahl ihrer Tochter nicht zwingen; und diese verhehlte sorgfältig ihre wahren Gefinnungen. Der Vertraute sah sich genöthigt, viele Besuche abzuftatten, ohne daß er es in seiner Angelegenheit weiter gebracht hätte. Er verdoppelte seine Bemühungen. Die Ungeduld, die Liebe, die Unruhe seines Herrn gaben seinem Eifer neue Thätigkeit. Er schilderte Abelaiden die persönlichen Reize, die Tugenden, die großen Eigenschaften des Königs. Abelaide seufzte, und warf einen so zärtlichen Blick auf den Balvaise, der ihm ins Innerste des Herzens drang. Sagen Sie mir, Balvaise, sprach sie mit zitternder Stimme, giebt es wohl einen Menschen auf der Welt, für den Sie mit so vielem Eifer reden würden, als Sie für den König thun?“ — „Nein, Fräulein, nein, für keinen Menschen auf der Welt!“ Bey diesen Worten, welche die lebhafteste Ergebenheit des Vermittlers für seinen Herrn so wohl zu erkennen gaben, blieb Abelaide ihres Geheimnisses nicht mehr mächtig; ihre Neigung riß sie hin; erröthend fuhr sie fort: „Es giebt doch Einen, für den Sie mit mehrerm Glücke reden könnten. Ich verehere den Gustav; ich lieb' ihn, wie meinen König; aber der Glanz des Throns rührt mein Herz nicht. Es sehnet sich nach den Annehmlichkeiten und dem Frieden des Mittelstandes. Es kan kein wahres Vergnügen schmecken, als in den Empfindungen meines Gleichen. Man hat mir gesagt, Balvaise, daß Sie in diesem Mittelstande geboren sind; aber was ersetzen nicht die Eigenschaften der Seele? Ich schicke die eifrigsten Wünsche zum Himmel, daß er

Ihnen eine Gattin geben möge, die Ihnen gleiche“.

Diese Worte waren kein Räthsel für den Walvaise. Eine Neigung, die er bis dahin beherrscht hatte, und worüber er jetzt nicht mehr Herr war, enthüllte ihm ihre ganze Meinung. Er rief: „Gefährliche Schöne! du triumphirest, du reiffest mich in den Abgrund! Ehre, Tugend, Edelmuth, siehet mir bey. Leget mir Fesseln an, die mein Herz nicht zerbrechen könne: das Glück meines Freundes, meines Königs, müsse mehr über mich vermögen, als wenn ich den Himmel vor mir offen sähe. Ist Glückseligkeit der Lohn einer Verrätheren?“ — „Ich Unglückselige! erwiederte Adelaide mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme; wie grausam ist mein Schicksal! ich verliere alle Hoffnung durch die Wirkung eben derjenigen Tugenden, welche sie vermehren sollten. Nun wohl, Walvaise, laß uns aus Großmuth unglücklich seyn; die Tugend sey uns mehr als Alles. Adelaide müsse vergehen, ihr Name selbst müsse nicht mehr genannt werden, wenn sie jemals nach einem andern Glücke trachtete: ah! Walvaise, diese Anstrengung ist Ihnen nicht zu hoch“ — „O Gustav! welch ein Opfer bring' ich dir in diesem Augenblick! Adelaide, ich muß dir auf ewig Lebewohl sagen. Würd' ich einen Augenblick später noch wohl so viel Kraft haben?“ — „Nein, nein, noch einen Augenblick! Bedenken Sie, daß das Andenken dieses grausamen Lebewohls mein einziger Trost seyn wird bis in den Tod.“ — Sie zerfließt in Thränen, und legt eine Hand auf die Schulter des Walvaise, als um ihn zurückzuhalten. Er wirft sich zu ihren Füßen, ergreift diese Hand, drückt sie an seinen Busen, steht mit vieler Mühe auf, blickt Adelaiden noch einmal an, und geht fort.

Adelaide hatte einen einzigen Bruder, der Officier unter der Leibwache des Kö-

nigs war. Er kam darauf zu, als seine Schwester eben ihren Arm nach dem Walvaise ausstreckte. Er ergriff seinen Degen, ohne gesehen zu werden, bewunderte die Zurückhaltung des Walvaise, verschob seine Fackel auf weitere Erklärung, und ging ohne Geräusch weg. Drey Tage lang sucht' er seinen Gegner vergebens. Da er die Hoffnung aufgab ihn zu finden, hielt er sehr eifrig um ein besonders Gehör bey dem König an, und erhielt es. Er warf sich dem Monarchen zu Füßen, und mit einer ehrerbietigen Hitze bat er ihn, die Beschimpfung zu rächen, die Walvaise seiner Schwester angethan haben sollte. — „Sie sind also der Bruder der Adelaide? Ich bete diese seltsame Schönheit an. Ich hatte dem Walvaise aufgetragen, daß er sie bewegen möchte, meine Hand anzunehmen, und meinen Thron mit mir zu theilen.“ — „Sie sind verrathen, Sire, niederträchtiger Weise verrathen.“ — Ein schwarzer Gram nimmt Gustavs Seele ein: bald überläßt er sich ganz seinem Unwillen, und athmet nichts als Drohungen und Rache; bald wird er wieder durch das Andenken der uneigennütigen Ergebenheit seines Günstlings, und der Unnehmlichkeiten, die er in seiner Freundschaft genossen, besänftigt. Der Zorn, der Unwille aber vertilgen bald wieder diese Vorstellungen. Gustav sieht keine andere Linderung seiner Leiden als in dem Wilde der Qualen, die dem Leben eines Günstlings ein Ende machen sollen, der sich unterstanden hat sein Nebenbuhler zu seyn. Er erfährt, daß er die Flucht genommen; er läßt also gleich in dem Reich einen Befehl bekannt machen, den Walvaise anzuhalten, mit einer Belohnung von 20000 Dukaten für den, der ihm denselben lebendig überliefern würde.

Indem dieses vorging, empfing Gustav einen Brief von dem Walvaise. Dieser Unglückliche gestand ihm in den rührendsten Ausdrücken seine Liebe zur Adelaide, und

setzte hinzu, daß er sich selbst dafür strafe, indem er auf ewig sein Vaterland verlasse. Kurz, er redete von seinem Fehler mit so vielem Unwillen gegen sich selbst, daß es unmdglich war, nicht von der Aufrichtigkeit und Heftigkeit seiner Reue gerührt zu werden. Dieser Brief stürzte den Gustav in solche Verlegenheit und Bekümmerniß, daß er sich einige Tage einschloß, und nicht aufhörte, ihn zu lesen.

Valvaise hatte die Gränzen erreicht, glaubte sich außer Gefahr, und wolte, eh er Schweden verließ, noch vorher zween Freunde besuchen, die seiner Vermittelung wichtige Stellen, welche sie bekleideten, zu danken hatten. Von dem ersten ward er mit allen Entzückungen der Dankbarkeit und mit demjenigen sinnreichen Dienstleister, den eine wahre Freundschaft einflößt, aufgenommen. Mitten in ihren Umarmungen empfing dieser Freund den Befehl des Königs. Aber unbeweglich in seinen Grundfäßen, wolte er lieber sein Leben, sein Vermögen, seine Familie aufopfern, als seinen Freund verrathen. Er beobachtete sich deswegen nicht einmal einen Augenblick. Er hielt den Befehl ganz geheim, sorgte für seine Abreise und seine Sicherheit, und rief aus indem er ihn verließ: O mein Freund! die Verbindlichkeit, die ich Ihnen schuldig bin, verarscht meine ganze Seele mit Wonne. Die Dankbarkeit, die so vielen andern Last ist, gewährt mir einen doppelten Genuß Ihrer Wohlthat. Gehen Sie meine Frau und meine Kinder um mich her: Valvaise lebt mitten unter ihren Liebkosungen in meinem Herzen. Gehen Sie; warum müssen wir unsern Wohlthäter verlieren! Ihre Wohlfahrt macht es nothwendig. Möchte der Himmel Sie vor aller Gefahr bewahren!“

Valvaise, der schon von einer so zärtlichen Aufnahme bezaubert war, gerieth erst in das größte Erstaunen, als seine Führer, nachdem sie ihn weit weggebracht hatten, ihm im Namen ihres Herrn eine volle Goldbörse einhändigten. Man ließ ihm nicht die Freyheit, sie auszuschlagen. O edelmüthiger Freund! wie süß ist das Bewußtseyn, zur Erhebung solcher Menschen etwas beygetragen zu haben! — Er hätte können noch vor Nacht aus dem Reiche kommen; aber er glaubte vorher noch das neue Vergnügen genießen zu müssen, auch den Christiern, seinen andern Freund, noch einmal zu sehen. Er wurde mit eben den Freundschaftsbezeugungen von ihm empfangen. Valvaise öffnete ihm sein Herz, und entdeckte ihm die Ungnade, worin er gefallen sey. Alsobald wurde Christiern zersirent, nachsinnend, und unzusammenhängend in seinen Reden. Valvaise legte sich demohngeachtet ohne allen Verdacht zur Ruhe. Christiern empfing in diesem Augenblick den Befehl des Königs. So bald Valvaise erwachte, nahm man ihn in Verhaft und legte ihm Fesseln an. Sein treulosser Freund ließ ihn in einen Wagen setzen, und brachte ihn selbst nach Stockholm zurück.

Als diese grausamen Befehle gegen den Valvaise bekant wurden, und das Gerücht sich bald darauf ausbreitete, daß man ihn gefangen genommen und in die Hauptstadt gebracht habe, konte Abelaide sich nicht halten. Ganz außer sich und untröstbar, hörte sie nur die Stimme ihrer Leidenschaft, flog an den Hof, und warf sich dem Gustav zu Füßen, um ihn für ihren Liebhaber um Gnade anzusehen. Schmerz und Verwirrung verhinderten sie anfänglich zu reden.

(Der Beschluß künftigt.)

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

42te Woche. 1776.

Geschichte des Valvaise, oder die Tugend.

(Beschluß.)

Sündlich sammlete sie ihre Kraft und rief: O! mein König! Valvaise ist verloren! — Sie geben denen den Tod, die Ehrentwegen dem Leben entsagen. — Was bleibt ihnen denn übrig für die Verräther! — Gustav, bewegt, voller Unruhe, verbirgt die Verwirrung seiner Seele, so viel es ihm möglich ist und antwortet: „Er nimt mir die Abscheide, er ist ein Verräther! Er gebe mir dein Herz wieder, so geb' ich ihm meine Krone.“ — „Ach! Sire, gern hätt' er Ihnen dieses unglückliche Herz mit seinem Leben, mit allen Königreichen der Welt gegeben. Ich bin allein strafbar. Ich liebte ihn bloß um sein selbst willen; nie hat er anders, als für seinen Herrn, zu mir geredet. Er schwur mir zu, indem er wegging, daß er eine Ewigkeit von Glückseligkeit nicht annehmen würde, wenn er sie durch eine Untreue gegen den Gustav erkaufen sollte.“

In diesem Augenblick kam Christern mit seinem Gefangenen an. Er stellte sich mit der Zuversichtlichkeit dar, welche der falsche Begriff eines wichtigen geleisteten Dien-

stes einflößt. Er machte eine tiefe Verbeugung gegen den König, richtete sich ganz zuversichtlich wieder auf, und sagte: „Ihro Majestät sehen hier einen Unterthanen der keine andere Pflicht kennet, als seinem König alle möglichen Beweise von Treue und Gehorsam zu geben. Valvaise und ich sind von unsrer Kindheit an durch die genaueste Freundschaft verbunden; ich hab' ihm alle meine Güter und Ehren zu danken. Aber meinem König, dessen Ungnade er sich zugezogen hat, bin ich seine Person selbst schuldig. Ich erhielt nicht so bald den Befehl Ihrer Majestät ihn anzuhalten, als ich bloß meinem Eifer für Ihren Dienst Gehör gab. Ich überliefere den Strafbarren Ihrer Rache.“

Gustav erstaunte, sah dann Christern mit einem Auge voll Unwillen und Abscheu an. Als er von seinem Erstaunen wider zu sich selbst gekommen war, gab er ihm zur Antwort: „Wer hat dir gesagt, daß die Verachtung der Pflichten und der heiligen Bande der Dankbarkeit und Gastfreundschaft dich dem Gustav angenehm machen würden? Wer Empfindungen die der

u u

Menschlichkeit so theuer sind, mit Füßen tritt, ist nicht minder ein Verräther gegen seinen König, als gegen die Natur und gegen Gott. Man sperre diesen Elenden in die tiefsten Bergwerke ein; er sey auf immer den Augen der Menschen und dem Tageslicht verborgen. Sein abscheuliches Geschlecht sey ewig aus meinem Reiche verbannet, damit es darin nicht Ungeheuer, die seinem Vater gleichen, fortpflanze.“

Hierauf befahl Gustav, daß man dem Valvaise die Ketten abnehmen und ihn vor ihn bringen sollte. Er erschien sowohl ohne Zuversicht als Niedrigkeit. Seine bescheidene Miene verkündigte nicht Furcht, sondern Schmerz. „Kommen Sie, sagte der Monarch zu ihm; kommen Sie, und werfen Sie ihrem grausamen Freunde die ganze Unwürdigkeit seines Betragens vor.“ — „Theure Befehle! rief Valvaise aus, indem er dem König zu Füßen fiel, sie verschaffen mir das Glück, noch einmal den geliebtesten der Herren wieder zu sehen.“ — Er wird Abelaiden gewahr, und verändert die Farbe: „Dank sey dem Himmel, daß ich Sie hier sehe, sagt er zu ihr: ohne Zweifel hat die Vernunft über die Verirrungen Ihrer verblendeten Einbildungskraft triumphiret, und Sie ergeben endlich Ihr Herz dem vollkommensten Prinzen, dem wir Alles schuldig sind. Aber Sie sind ja nicht auf dem Throne, nicht zur Seite des Gustav!“

Der König steigt vom Throne herab, fliegt in Valvaisens Arme, und ruft ihm zu: „Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu sehen! Sie geben meinem Herzen, das über Ihre Abwesenheit untröstbar war, die Ruhe wieder. Abelaide und Ihr Brief haben mich von allem, was vorgegangen ist, unterrichtet. Ich bewundere die Größe Ihrer Seele, die allen Menschen zum Muster dienen muß; Ihre Tugend hat Sie über die Verführung erhoben; Ihre Freundschaft hat Sie Alles meinem Vortheil auf-

opfern lassen; ich weiß es, und ich werde mich bemühen einem so schönen Beyspiel, meine Leidenschaft zu überwinden, nachzugehen. Ich trete der Freundschaft ein Gut ab, das mir theurer ist, als meine Krone. Abelaide! schöne Abelaide! ich erbebe mich über mich selbst, indem ich dem Valvaise ähnlich werde. Seyd Freunde, seydt durch die Ehe verbunden. Ich gebe meine Einwilligung. Ich wil es.“ — Die beiden Liebenden, zu den Füßen des Gustav, antworteten ihm nur durch Thränen und die Entzückungen der Bewunderung. Der König hob sie auf, Abelaide sah wechselseitig bald den König, bald ihren Liebhaber an. Gustav wolte, daß die Verbindung, die er wünschte, sobald als möglich mit einer geziemenden Pracht vollzogen werde. Er überhäufte den Valvaise mit Gnadenbezeugungen, um ihn dem Range der Abelaide näher zu bringen. Der glückliche Günstling untersteht sich, die Wohlthaten des Königs nur unter einer Bedingung anzunehmen: und diese war die Befreyung des treulosen Christiern und die Wiederherstellung seiner Familie. Der König bewundert, und bewilliget Alles. Einige Tage nachher empfing Valvaise, mitten unter den Zurufungen des Hofes, die Hand der Abelaide. Aber sein tugendhaftes Herz ließ sich nicht so sehr von seinem Glück bezaubern, um zu vergessen, daß Christiern sein Freund gewesen und jetzt ohne Bedienung sey. Er unterstützte ihn so lange mit seinem Vermögen, bis er eine neue Stelle für ihn erhalten hatte, Gustav vermählte sich bald darauf. Abelaide bekam bey der neuen Königin eine Stelle, die ihrer Geburt gemäß war. Die Königin beehrte sie mit ihrer Freundschaft, wie der König ihren Gemahl mit der seinigen; alle Augenblicke, die diese erhabnen Personen ihrer Größe und den Geschäften entziehen konnten, wurden dazu gewidmet, mit dem Valvaise und der Abelaide die Fähigkeiten des Vertrauens und der Freundschaft zu genießen.

Eine Anekdote.

Peter der Große, der auf die innere Oekonomie seines weitläufigen Reichs eben so aufmerksam war, als auf das politische System im Ganzen, und der sich zu Beobachtungen herunter ließ, die vielleicht ein anderer an seiner Stelle für zu niedrig für die Würde eines russischen Kaisers gehalten hätte, bemerkte, daß einige Herren an seinem Hofe einen Aufwand machten, der nach seiner Berechnung mit ihren Einkünften in keinem Verhältniß stand. Er ließ einen von diesen Herren zu sich in sein Cabinet kommen, und fragte ihn auf eine sehr vertrauliche Art, wie viel ihm jährlich seine Haushaltung koste? Der Russe, der vielleicht in seinem ganzen Leben zum erstenmal auf diesen Gedanken gebracht wurde, entschuldigte sich mit der Unwissenheit, und bat den Kaiser um Erlaubniß, seinen Haushofmeister zu rufen, der ihm ohne Zweifel sogleich eine Berechnung darüber würde machen können. Du weißt also nicht einmal, was du jährlich brauchst? versetzte der Kaiser, ich hätte dich für einen vernünftigen Mann gehalten. Aber laß einmal sehen, ob wir die Rechnung nicht selbst machen können. Auf einige hundert Rubel mehr oder weniger, sol es uns hier nicht ankommen; wir werden doch ohngefehr die Hauptsumma heraus bringen.

Der Knäs mußte sich zu dem Kaiser an den Tisch setzen! und nun fing dieser an ihm alle seine hauptsächlichsten Ausgaben nach dem Verhältniß des Aufwandes, den er an Pferden, Bedienten, Kleidern, Gastereien u. d. g. machte, vorzurechnen. Der Kaiser nahm alles aufs billigste, und brachte doch eine Summe heraus, über

welche der Russe erschrak, ob er gleich nichts dagegen einwenden konnte.

Nun wollen wir auch einmal sehn, fuhr der Monarch fort, wie hoch sich deine Einkünfte belaufen. Diese wußte der Hofmann noch so ziemlich zu berechnen; er mochte aber auch alles aufs genaueste calculiren, so brachte er doch kaum halb so viel heraus, als seine Ausgaben betragen. Der Kaiser sahe dem bestürzten Verschwender mit einem Blick in die Augen, der ihm nichts gutes ankündigte. Er fieng an auf Ausflüchte zu denken; Peter lies ihm aber keine Zeit dazu. Bsfewicht! sagte er zu ihm, du betrügst also entweder mich oder meine Unterthanen! und in den Augenblick ergriff er ihn bey den Haaren, strafte ihn nach seiner gewöhnlichen Art auf der Stelle, so nachdrücklich, daß der erschrockene gute Russe sich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Gehe jetzt hin, so beschloß der Kaiser seine Strafpredigt, gehe jetzt hin, und laß dir von deinem Haushofmeister auf eben die Art Rechnung ablegen. Lernet aber beide, daß man nicht mehr verthun muß, als man einzunehmen hat, und daß derjenige welcher auf Unkosten seines Herrn, oder anderer ehrlicher Leute, Staat macht, ein eben so strafbarer Betrüger ist, als der Dieb, der mir meine Casse bestiehlt, oder der muthwillige Vanqueroutrier, den unsere Geseze auf die Galeeren verdammen.

Die geheime Geschichte sagt, daß gleich nach dieser Begebenheit, eine große Reform in allen Häusern derjenigen entstanden, die nicht Lust gehabt, dem Kaiser von ihrer Einnahme und Ausgabe persönlich Rechnung abzulegen.

Der großmüthige Cardinal.

Eine arme Frau hatte vieles von der Großmuth des Cardinals Farnese rühmend hören, und wagte sich daher auch einst in sein Audienczzimmer in Begleitung ihrer Tochter, eines jungen Mädchens von 17 Jahren. Der Cardinal bemerkte die beyden Frauenzimmer sehr bald unter dem übrigen Haufen, wegen ihrer anständigen Miene, und insbesondere wegen der bescheidenen Demuth der jungen Person. Er näherte sich ihnen, und ermunterte sie mit einem Tone, der fähig war sie dreiste zu machen, ihm zu melden, ob er ihnen worin dienen könnte?

Die Mutter antwortete: Sie wären durch wiederholte Unglücksfälle, die zu weitläufig wären zu erzählen, dahin gebracht, daß sie noch vor Nacht aus einer kleinen Wohnung, die sie mit ihrer Tochter in der Vorstadt hätte, verjagt zu werden, fürchten müßte, wenn sie sich nicht entschließen wolte, ihre Tochter ihrem Wirth, welcher ein Bösewicht wäre und ihr liebes Kind unglücklich machen würde, zur Frau zu geben; weil er das von ihr verlangte. Nur fünf Dukaten! sagte sie, und Ihre Eminenz könten mir und meiner Tochter das Leben und die Ruhe wieder geben. — Der Cardinal, von der Tugend und Uneigennützigkeit der Mutter, und der unschuldsvollen Bescheidenheit der Tochter gerührt, schrieb sogleich ein Billet, und befahl der Mutter, es zu seinem Haushofmeister zu bringen; er ermahnte sie zugleich, sie möch-

ten beyde so gute Gesinnungen behalten, so könten sie sich ferner seiner Gewogenheit versichern. Die gute Frau, vor Freuden ganz außer sich, bezeugte ihm, nebst der Tochter, ihre ganze Erkenntlichkeit auf das lebhafteste, und eilte sogleich mit dem empfangenen Billet zu dem Haushofmeister, der es es in seine Briefftasche steckte, und ihr funfzig Dukaten hinzählte. — Nein, mein Herr, sagte sie, als sie das Geld sah, Sie irren sich; in der Anweisung stehen nur fünf. Ich habe Seine Eminenz um mehr nicht gebeten. — Sehen Sie hier, Madame, sagte der Haushofmeister, indem er ihr das Billet zeigte; meine Dre dre enthält, Ihnen funfzig auszuzahlen. — O, so hat sich gewiß der Herr Cardinal geirrt. — Nein, Madame, ich kenne meinen gnädigsten Herrn zu gut. Sehen Sie mich nicht in Gefahr, ihm zu mißfallen. —

Sie beschloffen endlich beyde, um ihren Streit zu endigen, sich der Entscheidung des Cardinals zu überlassen. Dieser nahm darauf seine Anweisung zurück, stellte eine andre auf fünf hundert Dukaten aus, und sagte zu ihnen: Beyde haben Recht; ich hatte mich wirklich geirrt; ihr Betragen, Madame, beweiset es. Sehen Sie geschwind, bezahlen Sie ihren Wirth, und verlassen Sie ihn; befriedigen Sie ihre Gläubiger, (denn man hat deren immer welche) und mit dem Uebrigen statten Sie Ihre Tochter aus.



Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

43te Woche. 1776.

Neuer Beytrag zu einem deutschen Wörterbuche.

Man erregt desto weniger Verdacht, daß man zu der Klasse von Menschen gehöre, die Rabener sein Leben lang was ehrliches geneckt hat, wenn man von des Mannes Schriften ein Wort mitreden, und sich die Mine geben kann, als wenn man sie verstanden habe; und so scheinen auch die mehrsten mit Gellerts Schriften nur bekant zu seyn, und das Vorurtheil zu erwecken, daß sie Geschmack besäßen. Schaut! lieben Leser! wer den Rabener und Gellert gelesen hat, ist weder ein Thor, noch ein Fremdling in der schönen Litteratur; sogar könnet ihr euch vermdge der Lecture des Erstern, gegen mich das Ansehen der Kunstrichter geben; denn was kann ein neuer Beytrag zu einem deutschen Wörterbuche anders seyn, als eine Nachahmung des Wörterbuchs im Rabener? Und eine Nachahmung ist doch immer nichts mehr und nichts weniger als eine Nachahmung. Es ließe sich vielleicht noch allerhand dagegen sagen, z. B. daß es darauf ankomme, ob der Nachahmer über die Worte, welche er gewählet hat, ohngefehr eben so was geschontes gedacht habe, als Rabener über die Seinigen; ob er den Rabener zu seinem Muster mache, wie etwa Hr. N** den Gefner? Kurz, wer wollte Mangel an Einwendungen haben, wenn es auf die Vertheidigung seiner

Autorschaft, und noch mehr, seiner Originalität ankömmt? Bey einer Klasse von Lesern, (vielleicht macht diese in Westphalen noch kein Duzend aus) möchte bey Erblickung der Ueberschrift, (vorausgesetzt, daß sie die Mindenschen Beyträge lesen.) wider den Verfasser ein gleicher Verdacht, und zwar des halb entstehen, weil man in einem Wochenblatte — aber für dieses paar Leser brauchts keiner Vorrede, und wenn ich's recht bedenke, für die übrigen noch weniger.

Ich könnte also immer anfangen. Aber es steigt in mir noch ein Zweifel auf, über welchen ich mich erst beruhigen muß, sonst laß ichs bey der bloßen Vorrede bewenden. Nun steht zwar nicht zu leugnen, es wäre zu wünschen, die mehrsten Schriftsteller hörten mit der Vorrede auf, und sie könnten es auch füglich, weil der Text oft um der Vorrede willen geschrieben zu seyn scheint. Allein ob es gleich Beispiele unter den geistlichen Rednern giebt, daß sie nach dem Eingange, ihren Platz verlassen, ohne ein Wort weiter zu sagen; das Publicum auch vielen Autoren eine solche Aufführung noch weit eher verzeihen würde: So pflegen doch die letztern gewöhnlich so viel Lebensart zu haben, daß sie allemal ihre Leser zuerst gehen lassen. Vielleicht bin ich eben so höflich, und die Interessenten

Der Mindenschen Beyträge haben noch den Vortheil, daß sie gleich wissen, was sie zu thun haben, wenn ich künftigen Montag wieder komme. Wie aber, wenn ich so klug wäre und lieber von selbst ausbliebe? Unter allen Professionen im Staate ist, die, welche der Satirenschreiber treibt, eine der übelsten, ob sie gleich eine der nöthigsten für die jetzt lebenden Menschen zu seyn scheint. Ein jeder trauet sich das Gesicht dafür zu, denn es ist eine kleine und verächtliche Kunst, sich über anderer Leute Fehler aufzuhalten. Es gehört weder Wiß noch Gelehrsamkeit, weder Kenntniß der Welt noch des menschlichen Herzens dazu, um diese Profession zu treiben, sondern bloß ein böses Herz, und eine so eiserne Stirn, daß man es mit lachendem Muth ansehen kann, sich alle Menschen, die man kennt, zu Feinden zu machen. Darum klebt auch dieser Beschäftigung, wie billig, ein gewisser Mackel an, und wer was auf seine Ehre hält, wird sich nicht damit abgeben. Das ist auch wohl der Grund, warum in ganz Teutschland kaum drey bekannt geworden sind, die diese Profession mit mehrerem Glück, als billig seyn sollte, getrieben hätten. Schade, daß der weise Mann Cornelius Agrippa tod ist, der würde sie schon gedemüthiget haben. In der That ist es auch unbegreiflich, wie ein Satirenschreiber wie Rabener, zum Obersteuerdirector Geschick gehabt haben kann und ohne das erforderliche Geschick hätte er's doch nicht werden können? Ich bin überzeugt, daß viele Große in Teutschland, von deren angestannter Klevenz und Hulde, Menschenliebe und Weisheit man in den Zeitungen sich nicht satt liest, ihn kaum zu einem Kopisten in einer ihrer Kanzleyen gemacht hätten. Denn, ich bitte euch, lieben Leser, geht des Mannes Satiren von Anfang bis zu Ende durch, ob ihr das geringste finden werdet, woraus sich muthmaßen ließe, daß er zu irgend einer Stelle im Staate brauchbar gewesen sey? Seine Gedankenfeuer läßt gerade das Gegentheil von einem guten Finanzbedienten vermu-

then, weil es darin lebiglich drauf angelesen ist, die Leute arm zu machen, und die Kameralisten beschästigen sich doch vorzüglich nur damit, die Unterthanen zu bereichern. Wenn also Rabener wirklich einen solchen Posten gehabt hat, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er das Land gedrückt habe, wie sich das denn von der Menschenfeindlichen Seele eines Satiristen nicht füglich anders denken läßt. Aber es ist zu glauben, daß er ihn nicht gehabt habe, und daß Rabener der Obersteuerdirector, und Rabener der Satirenschreiber, zwey ganz verschiedene Personen sind. Außer den angeführten Zweifeln, bewegen mich noch andre wichtige Gründe zu dieser Vermuthung. Ich sehe nicht ein, warum das Ministerium zu Dresden einen Mann befördert haben sollte, der als ein witziger Kopf, als ein schöner Geist, im ganzen Lande verschrien war? der weiter nichts als das bischen Witz besaß? und der, was das schlimmste ist, keinen ungehudelt ließ, er mocht auch von noch so altem Adel und noch so hohem Range seyn, wenn er irgend eine Kleinigkeit, die seinem wunderlichen Kopfe nicht anstand, an ihm bemerkt hatte. Wenn man aber auch annehmen wollte, daß Rabener der Mensch, und Rabener der Schriftsteller, zwey sehr verschiedene Dinge gewesen wären; jener kriechend, schmeichelnd, bettelnd, zubringlich, listig und kurz: von Rabener dem Schriftsteller gerade das Gegentheil: (Wie wir denn mehr berühmte Männer zu kennen die Ehre haben, deren Privatleben einen gar artigen Commentar über ihre Schriften abgibt, und uns zuweilen zum Besse dienen sollen, daß verschiedene Worte z. E. Finanzen, Justiz, der Wille des Königes, Landes, Volkarh, Ehre, Treue, Eidespflicht, Dienstleifer, Patriotismus, Ruhm, Galtfreyheit, Uneigennützigkeit, Großmuth, edler Stolz, Submission, Platonische Liebe, Geiz, Aufklärung des Verstandes, Ausbreitung des guten Geschmacks, Ehrgeiz, u. s. w. ganz eine andere Bedeu-

tung in ihren Schriften haben, als sie damit selbst in ihrem bürgerlichen Leben verknüpfen.) So läßt sich doch nicht glauben, daß man mit solchen Eigenschaften an irgend einem Hofe Deutschlands, oder in irgend einem Staate der Welt, sein Glück machen könne. Betrachtet ferner, unpartheyische und einsichtsvolle Leser, den Styl der Rabenerschen Satiren, und vergleicht ihn mit dem Canzley-Style, (ohne den er zu seinem Posten nicht brauchbar gewesen wäre) so werdet ihr von selbst zu ermessen belieben, daß ein Mensch, der weder ein Wort Latein noch Französisch zu seiner Zeit mit einzumischen versteht, dessen Perioden kaum so lang wie ein Glied vom Finger sind, der nur alsdann derer und denen schreibt, wenn noch eine nähere Bestimmung des vorhergegangenen Substantivs folgt, und bey dem man weder ein Sintemal noch Die-weilen, weder ein derselbe noch sohaner, findet; daß, sag ich, ein solcher Mann, bey keinem Finanz-Collegio gestanden haben könne. Ein königlicher und Churfürstlicher Obersteuerdirector würde ferner nicht solche Leute als Gellert, Schlegel, Kramer, Weisse, Rästner und Giesecke, zu Freunden, ja sogar zu seinen einzigen Freunden gehabt haben, denn alle diese sind ja weiter nichts als witzige Köpfe, höchstens Gelehrte! Je zuweilen einen zur Tafel zu haben, damit er einen Spaas für die Gesellschaft mache, das laß ich noch gelten; aber zu Freunden! Pfy doch! Wer wird sein Ansehen im Collegio und seinen Rang unter den Mitbürgern so vergessen! Das einzige, was man einwenden könnte, ist blos dieses, daß der Steuerdirector Rabener nicht verheiratet gewesen, woraus man fast schließen sollte, er sey mit dem Satirenschreiber einerley Person, denn der letztere hätte vermuthlich keine Frau gefunden, und wenn er auch dem Bildnisse, welches Bause von ihm gestochen hat, völlig geglichen, und das einträglichste Amt besessen hätte. Allein außerdem daß meines Wissens das Page-

stolzen-Recht im Sächsischen nicht üblich ist, hat ein Obersteuerdirector, wenn er sein Amt gehdrig warten will, nicht füglich so viel Zeit, daß er sich um eine Frau bewerben und heiraten könnte, denn unsre Damen lassen ihn um ihre Einwilligung, des Mannes Renten mit verzehren zu helfen, so lange dienen, als ehemals die Fräulein in den Ritterzeiten um ihre F**f**st. War-um man nun um diese nicht mehr bient, ob diese Mode der Seltenheit der Sache wegen veraltet, und der Ninne-Soldt ist wohlfeilern Preises zu haben sey? werden die Prinzen und ihre Hofcavalier am besten wissen. Aus allem, was ich gesagt habe, ist klar, daß der selige Hr. Obersteuerdirector Rabener nicht Verfasser derer Satiren sey, welche unter diesem Rahmen bekannt sind. Wahrscheinlicher hat sie ein Mann gleiches Namens verfertigt, der aber in der Dunkelheit gelebt hat, und in der Dürftigkeit gestorben ist. Herr Weiße aber, um den Schriften dieses unbekanntes Mannes einen Dienst zu leisten, hat sie dem Obersteuerdirector beygelegt, weil die Herren mit Titeln aus den Schriften eines Mannes ohne Titel, nicht viel machen würden. Zu beklagen ist's, daß es keine adliche Familie von Rabener gibt, weil es diesen Satiren zu einem sonderlichen Vorzuge gereicht haben würde, wenn man sie einem Hn. von Rabener zugeeignet hätte.

Wenn ich dies betrachte, so ist kein zeitlicher Vortheil damit zu erwerben, und überhaupt nicht viel Ehre dabey, in die Justapfen dieses Unbekanntes zu treten. Alle Schriftsteller, ja fast alle Menschen, theilen sich aber in die zwey Classen, daß die eine für zeitliche Vortheile, und die andere für die Ehre schreibt oder arbeitet. Das erste kann ich unmöglich zum Zweck haben, noch eher könnt es scheinen, als wenn ich ziemlich gleichgültig dagegen wäre, denn Satiren zu schreiben ist wohl eben kein Weg um ein großes Glück zu machen. Da keine Rege-

ohne Ausnahme ist, so darf man mir weder den Arefin noch Voltaire als Beyspiele anzuführen. Vielleicht schreib ich also dies Tractätlein aus Ehrsucht? Könnte wohl seyn, lieben Leser, daß mir die besondre Grille in den Kopf gekommen wäre, just den Westphälern wissen zu lassen, daß jemand in dem Städtchen E. wohne, der so heißt, als ihr am Ende finden werdet. Die Wahrheit zu sagen, so schreib ich und weiß selbst nicht recht, warum? So närrisch euch das auch vorkommen wird, so wußt ich doch an dem Geständniß eben nichts auszusetzen, als etwa, daß es zu offenbarzig ist. Ich kenne viele Leute, die von allen Menschen für vernünftig gehalten werden und in nicht geringem Ansehn stehen, die aber ihr ganzes Leben mit einerley Sache zubringen, ohne recht zu wissen, warum? Mein Nachbar Sperb ist sich nicht satt um Geld zu sammeln, und warum? um es Erben zu lassen, die er selbst nicht einmal weiß. Herr Bärenklau macht ein tausend Verse nach dem andern; und warum? um ein Dichter, oder berühmt zu werden? nicht doch, das ist seine Absicht gar nicht, und die Kunstrichter haben ihn auch schon oft belehrt, daß er keins von beiden jemals erreichen würde; warum denn? er weiß es selbst nicht. Madam Seefisch pußt sich alle Tage so sorgfältig als wenn sie zur Hochzeit gehen wollte. Und doch geht sie so wenig aus, als sie Zuspruch bekommt. Sie pußt sich, ohne daß sie selbst den Grund davon angeben könnte. Herr von Dreyguth hat alles, was einen Menschen äußerlich glücklich machen könnte, und doch brummt und schmählt er den ganzen Tag; die Ursach aber ist ihm noch bis diese Stunde verborgen. Wie viel andre könnt ich noch in diese Liste setzen.

Doch am Ende mücht es dem Leser wohl ziemlich gleich viel seyn, Warum ich schreibe, aber was? darauf kömmt etwas an.

Ich gestehe in aller Demüth, daß ich unnütze Dinge schreibe, denn durch meinen Aufsatz kömmt weder Geld in die Kassen des Staats, noch in den Beutel meiner Mitbürger. Ich weiß weder ein Mittel wider die Piefenche, (versteht sich, ein Zuverlässiges, denn andere, kann ich hundert und drey mittheilen) noch ein Pulver, aus einem Gerstenkorne, mit einem Pfennig Unkosten, ein Bierfass zu gewinnen; wohl aber ein, mit sechs Groschen Kosten eine ähnliche Wirkung hervorzubringen. Kein Kaufmann, Künstler, Handwerker und Ackermann wird durch das Lesen meines Geschwätzes den Schoß oder die Contribution von einem Monat gewinnen; keine Hausfrau durch mich einen Dreyer in ihrer Wirthschaft ersparen lernen, und was die höhern Stände betrifft; so wag ichs kaum die Augen gegen sie aufzuschlagen, kann mir aber auch nicht vorstellen, daß ein Justiz- oder Finanzbedienter, ein Officier oder Arzt, sich so viel Zeit und Mühe nehmen sollte, diesen Beytrag zu lesen. Die Prediger habe ich nicht genannt, weil an ihrer Muße, wenn sie anders nicht die Befellzeit abhält, nicht zu zweifeln ist, und einer oder der andre vielleicht profan genug denkt, Satiren nicht zu verkehern. Bey dem allen ergeht eine freundliche Bitte an das Intelligenz-Comtoir, diesen Aufsatz ja zurück zu legen, wenn es mit nützlichen Beyträgen versehen ist. Ich würde mich nie darüber zufriednen geben, wenn ich auch nur ein Mittel wider Zahnschmerzen verdrängt hätte, ob mir gleich Hr. Zimmermann in Hannover hat weiß machen wollen, daß wider Zahnschmerzen, die von mehr als zehnerley Ursachen entstehen können, einerley Mittel unendlich gut und brauchbar sey. Ein jeder Mensch hat über gewisse Dinge, so wie Hr. Cristram Shandy, seine eignen Meinungen, und so geht mir's vielleicht mit dem Nächstigen.

Die Fortsetzung folget.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

44te Woche. 1776.

Neuer Beytrag zu einem deutschen Wörterbuche.

(Fortsetzung.)

Soch vor einigen Jahren dacht ich, es sey edler und anständiger, ein Schriftsteller für den Nutzen als für das Vergnügen zu werden. Aber sobald es auf den bloßen äußerlichen Wohlstand der Menschen ankömmt, kann man ein sehr nützlicher Schriftsteller seyn, ohne den geringsten Nutzen zu stiften; das lehrt die Erfahrung. Es stehen im Adler, Heß, Hugo und andern, sehr viele vortrefliche Sachen, denen alle Welt den Nutzen nicht abspricht, wenn sie in Ausübung gebracht würden. Freylich ist das der Schriftsteller Schuld nicht, denn sie sind bloß Schriftsteller: Aber ich mogte wol wissen warum alle Welt immer von diesen nützlichen Schriften spricht, ohne jemals eine davon nützlich zu machen? Ich selbst, ließ mir's ehemals einfallen, mein Scherstein in die grosse Schatzkammer des Nützlichen niederzulegen, und war Willens den größten und besten Theil meines Lebens damit zuzubringen, etwas nütliches für die Menschen wenigstens zu schreiben, wenn ich nicht im Staude wäre viel nütliches für sie zu thun. Ich wünschte z. E. die übelver-

walteten milden Stiftungen besser verwaltet zu sehen, und ängstigte mich lange darüber, wie es geschehen könnte? Aber mein Angstschweiß war sehr unnütz vergossen. Seitdem stehen meine nützlichen und unnützen Aufsätze ohngefehr in gleichen Werthe bey mir, und ich verspreche mir von dem einen just so viel Erfolg als von dem andern. Zugesunden, daß folglich die Welt meine Aufsätze und viele tausend andre ganz süßlich entbehren könnte; so wird man doch nicht in Abrede seyn, daß die mehrsten Menschen bloß lesen, um ihre Zeit los zu werden, daß ich folglich den Interessenten dieser Blätter, eben so gut als ein Andern, den menschenfreundlichen Dienst thun, ihnen die drückende Last von zwey oder drey langweiligen halben Stunden abzunehmen. Vielleicht haben sie dem ohngeachtet Langeweile dabey. Allein wenn es nach dem Homer wahr ist, daß Dinge, die in Bewegung sind, z. E. ein Wasserfall, uns mehr Vergnügen machen, als die sich nicht bewegen; so hoff ich, es wird den Lesern auch milder unangenehm seyn, die kurzen und langen Worte dieses Aufsatzes vor ihren Augen vorbeey-

gehen zu lassen, als immer ihre vier Wände anzusehen. Es hat Leute gegeben, welche sich eingebildet haben, die Kunst im Scherze die Wahrheit zu sagen, sey keine so verächtliche Kunst, und eine Satire die gehd- rig gefalsen, oder befundenen Umständen nach auch wohl gepfeffert sey, könne wohl moralischen Nutzen stiften. Diese guten ehrlichen Leute haben aber wohl gethan, daß sie bloß die Möglichkeit behauptet haben, denn die Wirklichkeit leugne ich schlechterdings. Ich habe Leser der Rabenerschen Schriften von allen Ständen gefant, die dem ohnerachtet das Original zu denen Characteren welche Rabener geschildert hat, zu seyn schienen. Es ist also wohl klüger, ich thue gleich vorher, wie hiemit geschiehet, auf das Nutzenstiften, förmlichen Verzicht. Die Menschen lassen sich füglich in drey Classen theilen, wovon die eine bloß mit Erwerben, die andere bloß mit Verzehren, und die dritte mit Erwerben und Verzehren zugleich beschäftigt ist. Welche von allen dreyen man auch betrachtet, so ist an einer Jeden Hopfen und Malz verlohren, ihre moralische Gütthe zu verbessern.

Da es also scheint, daß wir bloß zum Erwerben und Verzehren in diese Welt gesetzt sind, und zu dem Einem nur ein guter Körper, und schlichter Menschenverstand, zu dem andern gehdrt; so könnte man unsre Seele ganz füglich in Ruhe lassen. Wenn die Menschen alle Gesetze des Staats befolgen, so haben sie genug zu thun, und man muß ihnen nicht anmuthen seyn, die übertriebenen Vorschriften der Moralisten zu erfüllen, noch ihnen eine andre Bestimmung, als die: zu erwerben und zu verzehren, vorphilosophiren, und dadurch schwache Gemüther in ihrer wohlhergebrachten Art zu leben irre machen. Handeln sie wider die Staatsgesetze, so wird sie die Obrigkeit dafür schon strafen. Es sey also fern, daß ich mir herausnehmen

solte, an den Menschen etwas zu tadeln, da ich überzeugt bin, daß jeder von ihnen sich so glücklich zu machen sucht als möglich, welches denn billig Niemanden verdacht werden kan. Diese toleranten Grundsätze hab ich just nicht aus Liebe, und aus Neigung zum Frieden, sondern wenn ichs offenherzig gestehen soll, aus Noth angenommen. Die Menschen würden Einem, im Ganzen genommen, wie eine Rotte schändliches Gesindel und hönetter Spizbuben vorkommen, wenn man sie nach den Grundsätzen der Moral, ich will nicht einmal sagen der Religion, beurtheilen wollte. Der Beweis ist kurz und gut dieser, daß man sicher funfzig schlechte Charactere für einen guten kennen lernt. Wer die Menschen von einer vortheilhaftern Seite kennt oder zu kennen sich einbildet, dem wünsch ich Glück dazu, und wer sie gar nicht kennt, den beneid ich darum. Was mich betrifft, so hab ich meine Erfahrungen mit so wenigen Schaden gemacht, daß ich von der Laune eines Timon oder Swifts keine Anwandlungen habe. Ich bekümmere mich wenig oder gar nicht um die Laster und Thorheiten der Menschen, aber desto fleißiger studier ich ihre Sprache. Wer diese nicht recht versteht, wird oft betrogen werden; ich pflege daher zu meiner eigenen Nachricht so oft ich eine neue Bedeutung von einem Worte kennen lerne, mein Wörterbuch damit zu vermehren. Hier sind zur Probe einige Artikel daraus.

Pflicht.

Jeder Stand hat seine Pflicht, daher hat dieses Wort vielerley Bedeutungen. Wenn ein Advocat versichert, daß er die Angelegenheiten seiner Parthey nach seiner Pflicht betreibe; so heißt das nichts anders, als daß er den Proceß durch Wortkramerey so weit als möglich hinausspiele, denn seine Pflicht besteht darin, von jedem Rechtsstreite so vielen Vortheil zu ziehen als möglich.

Ein Soldat der im Felde seine Pflicht thut, ist ein Mensch, der aus Furcht vor Prügeln, Spießruthen und andern Strafen, da stehen bleibt, wo von Tausenden nur Einer mit wahrer Tapferkeit steht.

Von einem herrschaftlichen Bedienten der auf seine Pflicht versichert, daß er dieses oder jenes nachtheilige nicht gethan, oder etwas vortheilhaftes bewirkt habe, ist allemahl das Gegentheil höchst wahrscheinlich.

Bey Kunststrichern pflegt es gewöhnlich zu seyn, in dem Eingange zu einer Recension zu sagen, es sey ihre Pflicht, die Fehler des Buchs anzuzeigen. Dies ist nichts anders als ein offenherziges Geständniß, daß sie willens sind aus einer Mücke einen Elephanten zu machen.

Sobald ein Prediger oder Moralist mit den Worten anfängt: Es ist die Pflicht eines jeden rechtschaffenen Christen (Bürgers) u. s. w. ist es ein Zeichen, daß er willens sey, die Zuhörer einzuschläfern; wer zum Schlafen nicht Zeit hat, mag sich in Zeiten weggeben.

In Bestallungen pflegt man Jemanden diese oder jene Sache auf seine Pflicht anzuvertrauen. Dies wil sagen, daß er sich wohl hüten solle, die Unterschleife welche er dabey machen würde, bekant werden zu lassen. **Pflichtvergeffen** heißt daher, wenn Jemand seine Betrügereyen zu öffentlich getrieben hat, und **pflichtschuldigt** pflegt zuweilen das Gegentheil zu bedeuten. Man muß sich daher wohl versehen, einem Manne nicht eher Unterschleife im Dienst Schuld zu geben, bis man sie durch Facta und Documente die so einleuchtend wie die helle Mittagssonne sind, beweisen kan. Denn weh dem der jemanden welcher in **Pflicht** steht so was nachsagt, und die Bedeutung des Wortes **Pflicht** nicht weiß.

Wem daran gelegen ist, daß ein Commissarius über eine Untersuchung in Privatsachen einen **pflichtmäßigen** Bericht erstatten soll, dem wünsch ich so viel Einfiicht, daß er wisse wie viel goldene Rösse in jedem gegebenen Falle vorgespant werden müssen, um diesen Bericht ad collegium committens zu fahren.

Pflichtmäßig attestiren, heißt, vom Gegentheil dessen was man attestirt, geradezu nicht überzeugt seyn, ohne jedoch sich um die Wichtigkeit dessen was man attestirt, im geringsten bekümmert zu haben.

Pflichtmäßig anrathen, ist bey Sachen wobey nichts zu verdienen steht, ein bequemes Mittel geschwind und mit Ehren davon zu kommen: Was es sonst heisse ergibt sich aus dem vorigen.

Man muß sich ja hüten, daß man keine Leute beleidige, welche Einen ungestraft belangen dürfen; weil sie sonst nach ihrer Pflicht nicht umhin können, bey dem ersten Schein, daß man ein Landesgesetz übertreten habe, uns in Kosten oder Strafe zu bringen.

Seine Pflicht thun, heißt seinen Dienst just so versehen, daß man nicht castigirt werde, denn es ist bloß ein negativer Begriff. Positiv will man damit andeuten, daß man seinen Gehalt und die Accidenzen zu gehöriger Zeit einziehe, auch alle Nebenvorteile, die nicht leicht den Verlust der ganzen Stelle nach sich ziehen können, wohl wahrzunehmen wisse.

Man sieht aus diesem allen, daß, wer bloß den Cicero de officiis gelesen hätte, und die Wörter Officium u. s. w. im obsoleten Verstande genommen, auf das gemeine Leben anwenden wolte, ein wahrer Schulfuchs seyn würde. In der That eine abgeschmackte Art die Alten zu lesen, Wir

können aber denen Vätern welchen daran gelegen ist, daß ihre Söhne im Dienste des Vaterlandes ihr Glück machen sollen, die angenehme Nachricht geben, daß Herr Basedow eine neue Art die Alten zu lesen einführen wird, wodurch die Vorurtheile welche man sonst daraus eingesogen, gänzlich wegfallen werden. Dies veranlaßt uns, gleich den folgenden Artikel aus unserm Wörterbuche abzuschreiben.

Erziehung.

Von Erziehung reden, wenn man gleich weder jemals ein Kind erzogen, noch über die beste Art den Verstand und Willen eines Kindes zu lenken, nachgedacht hat, Rousseau, Feder und Basedow mit allen seinen Anstalten zu kritisiren, gesetzt auch man hätte keinen von allen gelesen oder verstanden, ist Niemanden an der guten Meinung die andre Leute von seiner Vernunft haben, im geringsten nachtheilig. Es ist ein Modegespräch, wie vor wenig Jahren der Zustand in Corsica, die Revolution in Dännemark, oder gegenwärtig das Schicksal der englischen Colonien. Die Materie von der Erziehung gehört zu denen, worüber jeder, wie über das Wetter seine Meinung ungescheut sagen, und wenn er will, an seinen andern Kindern in Ausübung bringen kan.

Wer über die Erziehung schreibt, erklärt sich selbst für vogelfrey. Jeder liebedlicher Student der einen Hofmeister, und jedes französische Nähemädchen die eine Gouvernante vorstellt, darf den Erziehungsschriftsteller nach Gefallen in ihrer Familie in die Acht erklären. Hieraus folgt, daß die Erziehung eigentlich dem Staate nichts angeht, sondern in jeder

Schule dem Rector, und in jeder Familie dem welcher sich damit abgeben will, nach Willkühr überlassen sey. Weil nun alle Bedienten bloß ihr Ansehen dem Regenten, oder dem Staate zu danken haben, dessen Geschäfte sie besorgen; so erklärt sich von selbst, warum die Schulbediente nicht nur in keinem Ansehen stehn, sondern wohl gar verächtlich sind. Die Erziehung ist ein Geschäft wovon der Staat wenig oder gar keinen Nutzen hat, weil es nach den Grundsätzen mehrerer Staatslehrer nicht sowohl auf die moralische Gütthe der Mitbürger, als auf ihre Menge ankömmt, denn die Erfahrung lehrt, daß ein gut erzogener Mensch und ein Laugenichts beyde ihr Gewehr gleich gut abfeuern. Die Schulbediente sind aus diesem Grunde auch so schlecht besoldet, daß sie in ihrer Kleidung oft keinen bessern Aufzug machen, als Diogen in seiner Staatsmantel. Man kan nachrechnen, daß von einer Oper die August I. gab, alle Schulbediente im Sächsischen auf ein halb Jahr, und von einem Feuerwerke welches der Herzog von Hildburghausen vor dreyßig Jahren dem Kaiser zu Ehren abbrennen ließ, alle Schullehrer seines Landes auf ein ganzes Jahr, reichlich hätten besoldet werden können. Aber hier legt sich der Unterschied unter nützlichen und unnützen Staatsausgaben mit einmal zu Tage, denn durch jene Oper ersparten viele tausend Menschen in Dresden das Abendbrod, und bey dem Feuerwerke, die Einwohner zu Hildburghausen das Nachtlcht. Daß die mehresten grossen Herren sich so wenig um die Erziehung ihrer Unterthanen bekümmern, ist ein Zeichen ihrer leutseligen Denkungsart, wie wenig sie geneigt sind, die natürliche Freiheit der Menschen einzuschränken.

(Der Beschluß künftig.)

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

45te Woche. 1776.

Neuer Beitrag zu einem deutschen Wörterbuche.

(Beschluß.)

In Vater welcher drey dumme Söhne hat, kann aus dem Einen, einen Prediger, aus dem Andern einen Advocaten, und aus dem Dritten einen Arzt werden lassen, denn Niemand wird es ihm blos deshalb wehren, weil seine Söhne dumme sind. Hätt er einen vierten Dummkopf unter seinen Tungen, so könnte der ganz füglich ein Philosoph oder Schriftsteller werden, weil aber beides nicht viel einbringt, so ist's freilich sicherer wenn er sich um eine Finanzbedienungs für ihn bewirbt. Jeder Staat hat von allen diesen Fällen hundert Beyspiele aufzuweisen.

Er hat eine gute Erziehung gehabt, sagt man von einem jungen Edelmann, wenn er tanzen, reiten und fechten kan, die üblichen Cartenspiele spielt, die Regeln der Etiquette weiß, sich nach der Mode kleidet, mit den Frauenzimmern auf eine lebenswürg-abgeschmackte Art tändelt, bey Tische vorschneidet, und nach Tische Histörchen erzählet, seinem Adel gegen keinen Bürgerlichen was vergibt, und gegen Leute die sein Glück machen können niederträchtig ist. Im übrigen kan er Schulden machen, den Männern die Weiber, und den Vätern die Töchter verführen, seinen Bedienten wie einen Sklaven, und geringen Leuten wie Gesun-

del begegnen; einen verdorbenen Verstand und noch verdorbeners Herz haben.

Sie hat eine gute Erziehung gehabt, sagt man von einem Fräulein, das sich gerade trägt, einen guten Anix macht, alle Louren in englischen Tänzen, alle Namen von Hauben und Trachten weiß, sich zu rechter Zeit im Essen, Trinken, Reden, Gehen, Stehen u. s. w. zu zieren versteht, bey einer Zweideutigkeit den Fächer vor die Augen, und bey einem Fluche die Zeigefinger in die Ohren hält, gegen Cavaliere frey, und gegen Bürgerliche kalt ist, ein bißchen französisch plaudert, eine Arie aus einer Opera buffa trillert und auf dem Clavier dazu klimpert, Filet strickt, und Stundenlang vom Puzer oder ähnlichen Schnickschnack spricht. Sonst kann sie gegen geringere stolz, gegen ihres gleichen falsch, und gegen höhere kriechend seyn; heimlich ausschweifen, und öffentlich spröde thun; Feindschaften stiften und viel Empfindsamkeit affectiren, ja sogar eine Närrin seyn.

Ich habe angemerkt, daß der Adel, von einem jungen Bürgerlichen niemals sagt, er hat eine gute Erziehung gehabt, sondern sich nur des Ausdrucks bedient: Der Vater hat viel an seine Erziehung gewendet. Ob nun ein Bürgerlicher schon deshalb weil er

ein bürgerlicher ist, keine gute Erziehung gehabt haben könne, laß ich unentschieden, weil die Sache vieles Nachdenken erfordern würde. Es ist genug, wenn ich den Verstand dieser Worte erkläre, welches eigentlich nur der Zweck dieses Wörterbuchs ist. Man pflegt den Ausdruck, er hat viel an seinen Sohn gewendet, nur von Vätern zu gebrauchen, welche nicht viel eigenes Vermögen besitzen, sondern sich selbst etwas abziehen, um ihren Sohn desto besser erziehen zu lassen, des Vaters Absicht ist auch nicht geringer als daß sein Herr Sohn eben so viel wie er, oder auch wohl noch mehr werden soll. Dies zu erreichen, muß er sich gleich über seinen Stand und Vermögen kleiden, mit vornehmen Leuten umgehen, alles mit machen, zubringlich seyn und vor allen Dingen, kriechen lernen. Je ähnlicher er einem Edelmann ist von dem man sagt, er hat eine gute Erziehung gehabt, je mehr wird er als ein junger Herr betrachtet, an dessen Erziehung der Herr Papa alles gewendet hat. Es ist nicht nöthig daß er sich Gelehrsamkeit und Geschick erwerbe, aber wohl, daß sein Vater nicht zu früh sterbe, sonst muß ein Candidat der durchaus nichts geringers als ein Regierunsrath werden wolte, wohl dem Himmel danken, wenn er Kanzlist wird.

Die Frauenzimmer werden zwar eigentlich nicht erzogen, sondern wachsen außer dem Catechismus und dem Spinnerocken, oder der Nähnaedel, bey eben so weniger Wartung, eben so gut auf, als die Bäume im Walde. Man hört aber doch oft sagen: Das Mädchen ist gut erzogen, und man weiß folglich, daß dieses bloß die obigen Stücke und etwa noch das Kochen einschließt. Einige haben es so gar so weit gebracht, Worte in einer Form so geschickt zu Papier zu bringen, daß man es von weitem für einen Brief ansieht, ja man wil versichern, es gäbe mehr als 400 junge Frauenzimmer in Deutschland, welche die Iris läsen. Sie könnten freilich den Grandison noch dazu gelesen haben, und wir würden

unsre Erklärung deshalb noch nicht ändern. Aber warum sollte man auch den Frauenzimmern Erziehung geben? Die Männer, (wenn wir anders das Urtheil einiger Schriftsteller von Ansehen, für die Stimme des ganzen männlichen Geschlechts annehmen dürfen,) verlangen nichts weiter als eine Frau, das ist, ein Geschöpf welches für Essen und Trinken, Wäsche und andre häusliche Dinge sorgt, sich an seine Seite, im Bette legt, und am Tische setzt; wenn er Gäste hat, den Kaffee einschenkt, und wenn er keine hat, ihn an die Eitelkeit aller Weisheit und Kenntnisse, und alles Studirens erinnert. Dies, sagen gedachte Schriftsteller, dies ist der Weiber Bestimmung, und so waren sie zu den Zeiten unsrer Vorfahren. Man sieht folglich, daß es eine Forderung wider die Natur ist, wenn ein Mann verlangt, das Mädchen womit er als Gemahl seine Lebenszeit unter einem Dache zubringen soll, müsse mehr als Kochen und den Kaffee einschenken können. Sol sie Geschmack an den Schriften unsrer Weisen und Dichter, an dem Umgange litterarischer Freunde, an Betrachtung der schönen Natur finden? Alles das ist nicht ihre Bestimmung, und ihre Urältermama hatte keinen Begriff davon, hat aber denn noch ihr Hauswesen gut versehen. Wil der Herr Gemahl in langweiligen Stunden von ihr unterhalten seyn? Er muß keine Langeswelle haben. Wil er sie zum Vorleser gebrauchen? Er muß selbst lesen. Sol sie einen Brief für ihn schreiben? Das kan er selbst thun. Aber er ist krank, und kan nicht schreiben? Er muß nicht krank werden. Sol sie mit ihm empfinden? Verstehet kein Mensch, was das heißt. Einige dieser Dinge sind unnütz, und entbehrlich sind sie alle. Ein Frauenzimmer welches alle diese Eigenschaften hätte, wäre offenbar eine Narrin; denn, was auch die Leute sagen, so kan eine solche Frau umndglich eine gute Wirthin seyn. Es gibt keine Mittelstrasse; entweder roh und eine gute Hausfrau, oder polirt und eine Narrin. Eine Frau welche

LECTURE liebt, vergißt allemal das Mittagbrod zu besorgen; wenn sie das Clavier spielt, hat der Mann kein weißes Oberhemde anzuziehen, und wenn sie gar von Litteratur schwätzt, so kan man sicher glauben, daß der Concours in den ersten drey Jahren da ist. Der bekante Fabeldichter L * * *, hat zwey Töchter, die französisch, lateinisch, und, wenn ich nicht irre, sogar etwas griechisch verstehen. In diesen Sprachen, und dem Unterrichte in der Erdbeschreibung, Geschichte und schönen Wissenschaften, haben sie nie einen andern Lehrmeister als ihren Vater gehabt. Es thut uns in der Seele weh, daß wir dieses Beispiel als eine Vermessenheit, die Bestimmung der Natur umzukehren, dem öffentlichen Spotte ausstellen müssen, aber es kan nicht schaden, daß einmal an einem Dichter, da diese ohnehin zu schädlichen Denerungen sehr geneigt sind, ein Exempel statuirt werde.

Diensteifer.

Diensteifer bey Finanzbedienten, ist eine unermüdete Geschäftigkeit Plus zu machen. S. Plus. (Dieser Artikel wird wohl schwerlich bey des Verf. Lebzeiten abgedruckt werden.)

Bey Forstbedienten, in manchen Ländern: Die Holzungen so helle zu machen, daß sich keine Räuber darin verbergen können.

Bey Fiscälern: Acht zu haben, daß Niemand z. B. den 1ten April noch schwarz gekleidet gebe, wenn er den 3oten März Edictmäßig zu trauern hätte aufhören sollen.

Bey Policeybedienten: Die Laden des rer Fleischer und Becker zu visitiren, welche die Erlaubniß über die gefezte Laxe zu verkaufen, nicht durch Käiberkenlen und Aschkuchen gewonnen haben,

Bey Accis- und Licentbedienten: ist überflüssig zu erklären.

Bey Officieren, im Kriege: Keine Strapazen zu scheuen, und zu den gefährlichsten Unternehmungen, sich aus Liebe für das Vaterland, zu drängen. **Im Frieden**: Den Soldaten Tag und Nacht keine Ruhe zu lassen, damit sie keine Müßiggänger scheinen, u. s. w.

Bey Justizbedienten: Den firzten Ertrag der Sportulcasse heraus zu bringen.

Der Mann hat einen großen Diensteifer, heißt fast ohne Ausnahme, bey einem Minister: Er wil einen Orden haben; bey einem Andern: Er sucht eine höhere Stelle, oder Zulage.

Euer hierunter bezeigter Diensteifer ge- reicht Uns zum gnädigsten Wohlgefallen, heißt in dem Rescripten-Style mancher Länder: Die Sache ist hiemit abgethan und vergessen.

Für junge Leute welche in Bedienungen treten, setzen wir noch die Anmerkung hinzu, daß man sich bey seinem Hofe in den Credit eines Mannes von grossen Diensteifer setzen, und sich doch seinen Dienst da bey bequem machen könne. Die Kunst besteht bloß darin, alle Sachen welche nach Hofe gehen gut auszuarbeiten, und die welche in der Provinz bleiben, desto schlechter.

In Paris berühmt zu werden, dazu gehört so außerordentlich viel nicht, aber es zu bleiben, das ist die Kunst; und so ist auch mit dem Verdienst des Diensteifers. Genes beruht darauf, alle 8 Tage eine neue Brochüre u. s. w. bekant zu machen; dann wird man die Nouvelle du jour: und dieses, alle Monat ein neues Project zu erfinden, neue Verbesserungen vorzuschlagen u. s. w. dann heißt man: immer activ,

Gebrauchen gravitatische Leute als ein Schimpfwort, und doch pflegen eben diese Leute ihre Maximen mit einer Stelle aus irgend einem guten oder schlechten Dichter des Alterthums zu bestärken. Wenn man diesen Widerspruch erklären wil, so muß man annehmen, daß unter den alten und neuern Poeten ein grosser Unterschied sey, und in der That ist dies auch der Grund, warum: Er ist ein Poet, und: Er ist ein Narr, bey jenen Leuten gleich viel bedeutet. Geschöpfe, welche ihre Zeit damit zubringen, Sylben abzuzählen und die abgezählten Sylben zu reimen, verdienen allerdings einen Namen mit welchem ein Begriff des Schimpflichen verknüpft ist. Die Poeten sind aber in den Augen der mehresten Menschen solche Geschöpfe; denn ich höre aller Orten den einen Poeten nennen, welcher einige Geburtstags- oder Leichengebichte gemacht hat, und in manchen Städtchen hab ich von drey darin wohnenden Poeten reden hören, so, daß die Totalsumme aller lebenden Poeten in ganz Deutschland wohl nicht unter 30000 betragen kan. Man sagt, daß die mehresten dieser Poeten mit ihrer närrischen Handthierung noch ein närrisches Betragen verknüpfen sollen, und so ist es denn ganz begreiflich warum Poet und Narr, nicht selten synonymisch gebraucht werden. Sollten die zehn oder zwölff Männer in ganz Deutschland, welchen der engere Anschuß unter denen Leuten welche Gefühl und Kenntniß des Schönen zugleich haben, den Namen Poet privative zugesetzt, damit ebenfals geschimpft seyn: So müssen sie sich mit den Philosophen trösten, welchen es nicht viel besser geht. Es geht ganz füglich an, daß ein Mann der unter den Schriftstellern seiner Nation in der ersten Reihe steht, unter den

E.

Narren seiner Stadt einen ansehnlichen Rang behaupte, denn wir Autoren sind mehrtheils nicht für uns selbst, sondern für andere Leute klug. Indeß muß sich doch ein Poet im strengern Verstande, doppelte Sorgfalt anwenden, den edlen Character welchen er als Schriftsteller annimt, auch als Mensch zu behaupten. Er darf nur in irgend einem Stück ein Sonderling seyn, oder gern von schönen Wissenschaften reden, oder sein Steckenpferd vor den Leuten reiten: Gleich wird's von allen Orten und Enden heißen: Er ist ein Poet! und man weiß, was das zu bedeuten hat. Daher darf ich die Beobachtungen, welche ich im Umgange mit einigen der bekantesten Poeten Deutschlands gemacht habe, jungen Dichtern als zwey Maximen hieher setzen. Einer von diesen Poeten, ist eben das läse sich selbstgefällende Versemännchen in Gesellschaft, ohne Rücksicht auf die Personen woraus sie besteht, welches er in seinem Schriftgen ist, und ich habe oft leise hinter ihn her rufen hören: Er ist ein Poet. Die bittern Kritiken über ihn, sind zum Theil nicht daher entstanden, weil man seine Gedichte schlecht gefunden, sondern weil er selbst mißfallen hatte. Ein anderer Poet ist just das Gegentheil von jenem; er ist auch kein Dichter von Profession. Er liest selten oder gar nicht ein Journal, spricht nicht eher von schönen Wissenschaften bis er dazu aufgefordert wird, und auch dann nicht, wenn die Gesellschaft vermischt ist. Er gefällt allen als Schriftsteller, denn er ist eben so aufgelegt ein ernsthaftes Sujet zu behandeln, als ein Liebeslied zu machen. Jeder liebt ihn als Gesellschafter, weil er sich so sehr nach den gewöhnlichen Menschen zu bequemen weiß, und darum hab ich oft hinter ihn her rufen hören: Das ist ein Poet!

G * *

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

46te Woche. 1776.

Nachricht.

Der Verfasser des Lebens und der Schicksale des Martin Dickius ist hiemit so frey, dem Publika, das den Teutschen Merkur nicht liefert, ein Recension seyn sollendes Ding über seinen armen Dickius mitzuthellen. Sie lautet also: —

„ Tief unter aller Kritik ist das Büchlein Martin Dickius Leben und Meynungen, so dann noch tiefer als jenes, Martin Flachs eine Geschichte des 18. Jahrhunderts. Es ist wohl kein Land wie Teutschland, wo sich so elende Köpfe wie diese zum Verus aufwerfen, das Publikum zu unterhalten. Bey den Ausländern hat das Schlechteste dieser Art doch wenigstens ein zunftgerechtes Ansehen, und den Manufaktur-Zuschnitt, daß man weiß, was es ist. Dieser Waare ist aber kein Name zu geben, es wäre denn die große Rubrik Manufaktur darauf zu prägen. —

und steht im Monat Sept. 1776. Seite 261 und 62. schwarz auf weiß. Ich erwarte für diese Bekanntmachung den wärmsten Dank meiner lieben Landsleute, die den

Merkurweder lesen noch kennen, und auch derer, die ihn besitzen, weil ich sie des vielen Verleihsens, oder Abschreibens überhebe, da es gewiß nicht an einer Menge Zuschauer fehlen wird, die sich hinzu drängen werden, meine Hinrichtung mit anzusehen, und mir die letzte Ehre zum Grabe zu gönnen. Ob ich durch Mitlachen meine Sache wieder gutmache, steht dahin, da ich dies Mittel nicht für unfehlbar ausbebe, und eben so wenig verlang' ich einen blinden Glauben für meine Versicherung: daß mir dieser Aristarchische Ausfall kaum 6 Minuten Ruhe gekostet habe. Daß ich mich aber wenig um schale Urtheile der Getroffenen kümmerere, hab' ich deucht mir, schon längst gezeigt, und daß der Aufsatz qu. im T. Merkur allensals noch derber von einem Westphälinger hätte gemacht werden können, der eben mein bester Freund nicht wäre, darf nicht erst bewiesen werden. Das ganze Verdienst meines Beurtheilers besteht also in der Kunst, sein Endurtheil in den T. Merkur gebracht zu haben, doch gehörete noch nicht so viele Kunst dazu, als Coffee und Brantwein, trotz aller Scharfsichtigkeit des Torschreibers, in eine Stadt zu bringen. Denn das dieser Ausfall mit Herrn Wielands Vorwissen und Genehmi-

W a a

gung in den *L. Merkur* sollte gekommen seyn, bezweifelt ich sehr. Die Gründe davon sind triftig, doch kan ich sie nicht namhaft machen. Inzwischen ist mein Todesurtheil gedruckt, Martin Flachs wird mit mir abgethan, und wer weiß: ob ich Bagnadigung zu hoffen habe, und ob es zu erlangen stehe: daß die Acten zu einem anderweitigen Spruche an ein unpartheisches Collegium dürfen verschickt werden, wozu ich das Publikum in Vorschlag bringen möchte.

Freylich nehmen viele der Herrn Recensenten sich die Freyheit, das Publikum vorstellen zu wollen, und ihre Stimme sol mit Gewalt die Stimme aller seyn. Aber die viele Widersprüche der Herren machen es nothwendig, daß man das Publikum, wie die Marcken, theile. Demnach wäre bis dahin z. E. das Hamburger Publikum für mich, das Casselsche auch, das Büzowsche nur halb und halb, das Erlangsche ganz, und das Hallische ein Drittel. Wo solich nun gerichtet werden? Freylich würd ich mich die gnädigsten Richter aussuchen, aber würden alle, denen daran gelegen,

damit zufrieden seyn? ich glaube: kaum. Kann ich denn, ich, den die Sache nebst dem Verleger, am nächsten angeht, mit einer Sentenz zufrieden seyn, die ohne alle Rationes decidendi et dubitandi meine Sache verliehrend macht? kaum. Von diesem Schlage ist die Weimarsche augenscheinlich, und der Herr Recensent, der den Tittel nicht einmal recht las, las vielleicht das Buch gar nicht, oder man wies ihm eine Stelle, die ihm unangenehme Wahrheit sagte, und gleich beschloß er Mache. Daß die Recensenten nicht allemal die Bücher lesen, die sie beurtheilen, kan ich aus Erfahrung verrathen. Bey Rechtsachen gehts oft, wie man sagen wil, um kein Haar besser, und weil ein Referente eben sowohl ein Mensch ist, als ein Recensente; so kan das Erkenntnis bisweilen eben sowohl auf Neben Gründe, als auf den Acten Verlauf gegründet seyn. Recht wird deswegen das Unrecht noch nicht, aber der Referente kan uns den Deutel schwächen, und der Recensente die Ehre. Wer nicht das Herz hat, sich über diese Möglichkeiten wegzusetzen, bleibe vom Schriftsteller Leben und den Processen weg. *Boilleau* sagt:

Désque l'Impression fait eclore un Poete,
Je est Esclave né de Quiconque l'achete.
Il se soumet lui meme aux Caprices d'Autrui
Et ses Ecrits tout seuls doivent parler pour lui.
Un Auteur à Genoux, dans une humble Preface
Au Lecteur, qu'il ennuye a beau demander grace
Il ne gagnera rien sur ce Juge irrité
Qui lui fait son Procés de pleine Autorité.

Dies Schicksal wußt' ich voraus, und doch schrieb ich den verrufenen Martin Dickius, ein Dorn im Auge dem Narren und Devoten, eine Gelegenheit für die Herren, denen es nicht gefällt, meine Freunde zu seyn — und doch ward das Büchlein fleißig gekauft, und hat das Glück der zweiten

Ausgabe erlebt, das bey dem allen noch keine so ganz sichere Anzeig von Mufuslatur ist. Freylich entscheidet der Debit nicht allemal für die Güte und den Werth eines Wercks, wär' aber mein Dickius so entseßlich tief unter aller Kritik, und das Publikum hätte doch so allgemein Parthey

für ihn genommen; so gäbe sich das Compliment für den grossen Haufen von selbst, ein Compliment, das seinem Geschmacke nicht zu günstig wäre. Bey den Verbesserungen der zweyten Auflage hab' ich Dastrengung bewiesen, und gezeigt: daß ich mein Buch noch lange nicht für vollkommen hielt, und ich hatte es noch nicht dafür. Meiner Freunde Wincke (es giebt auch einige Recensenten mit darunter) hab' ich genutzt, und sollte es sogar eine dritte Auflage erleben; so hab' ich die Feile noch nicht aus der Hand gelegt. Ich sehe jeden vernünftig-tadelnden Critiker für meinen Freund an, der mein Bestes sucht. Dies sol seine Sorge seyn, wenn der Schriftsteller Belehrung verdient, er sol den Arm heilen, aber nicht gleich abschneiden, wenn er zu retten ist. Dies geschieht gewis nicht durch kritische Nachtsprüche und Donnerschläge. Die Kunst, ein Buch in den Himmel zu erheben, oder in die Hölle herab zu donnern, ohne zu sagen, warum, ist eine so leichte Kunst, daß ich sie einen meiner Bauerknaben wenigstens in acht Tagen lehren will, voraus gesetzt, daß er schreiben, lesen und hören kan. Alle Weisprüche und übliche Terminologie lernt er, in zweymal 24 Stunden, wenn er irgend seinen Catechismus hat in den Kopf kriegen können, und wie er mit diesen Schätzen wuchern sol, läßt sich ohne Hererey lernen. Diese kleine Nachricht empfehl' ich den Herrn und Damen samt und sonders, die etwa in dem Wahn stehen möchten: ein Criticus sey das grosse, das unfehlbare Geschöpf wirklich, wofür er sich gern gehalten sehen möchte; und da ich selbst von allem Verdachte eines Critikers nicht frey bin; so empfehlet sich mein Bekentniß auch ab Seiten der Aufrichtigkeit.

Daß aber mein Urtheil im Teutschen Merkur steht, giebt ihm vielleicht einen ungezweifelten Werth? Nicht doch! Im teutschen Merkur giebt's viel Säckelgen,

die Herr Wieland selbst für schlecht erklärt, und doch auftrichet. Wie sol er's auch anders machen? Als ein ehrlicher Mann muß er Wort halten, und die Anzahl der Boggen monatlich richtig liefern. Hat man nun nicht immer was guts, nu! so giebt man was man hat, — zuerst guten Wein, hernach den geringern. Alle Recensionen kan er ja auch nicht selbst machen, und er macht wirklich die wenigsten. Da biethet sich denn ein Freund zum Gehälfen an, schickt seine Beyträge ein, und sie werden gedruckt, womit der Leser, wenn er einiger massen gutherzig ist, herzlich gern für lieb nimt. Wenn nun auch Herr Wieland Unrath merken sollte; so muß er's doch, wie wir machen, und glauben, denn um eine Recension von ein Paar Zeilen verlohnt es sich doch der Mühe nicht, gleich das recensirte Buch selbst zu lesen, und zu prüfen. Wer sich immer diese Mühe geben wolte, müß' in der Welt Gottes nichts zu thun haben. Freylich sind wir arme, gestriegelte Autoren durch alle diese Entschuldigungen um kein Haar gebessert, aber wie viel liegt daran? Sehr wenig. Eigentlich dürfen wir nicht mehr schen, wenn's uns dereinst nicht noch weit schlimmer ergeben soll, und das Weidwort **Geschrey** beleidigter Autoren weist uns mit Nachdruck zur Ruh, und dabey hat es sein Bewenden. Aus Verzweiflung werden wir dann endlich selbst Recensenten, und schenken's einem Dritten noch derber ein, als wir weiland verdammt waren, auszutrinken. Daher häufen sich heut zu Tage die Recensenten Tribunale so sehr, und mit der Zeit tragen alle Zeitungen einen gelehrten Haarbentel, woran nicht viele mehr Mangel leiden.

Ich würde für meinen armen Märten freylich noch Eins und das andere zu mehrerer Entschuldigung sagen können, wenn ich meinem Nächsten alle Schadenfreude zu rauben graufam genug seyn könnte. Nein! ich wünsche einem jeden Freude und Verz-

gütigen, und murre nicht, wenn er sie sich auf meine Unkosten erkauft. Hanc veniam damus, petimusque vicissim, vorausgesetzt, daß ich Ursache zum Lachen habe. Dicitus hat bey mehr als einer frommen Cabale schon Hand- und Spanndienste thun müssen, und weil er gesunde Knochen hat; so wird er sich auch künftig dem Dienste seiner Brüder nicht entziehen. Diese Auerbietung allein verdiente, daß man ihm leben ließe, wenigstens so lange,

als ich lebe. Die Herren werden mein Gesuch nicht ungütig
Vernehmen!

N. S. Meiner Erwartung; daß sich die Herren Leser und Besizer des L. Merz kuns mit Abschreiben der Recension qu. sehr viel Zeit rauben müssen, der neugierigen Menge zu dienen, oder mein Todesurtheil zu publiciren, hat sich schon bewahrheitet, ich eile also, sie dieser Mühe zu überheben.

Strephon.

Wenn ich beim Strephon schmause, spricht
Er immer: Freund, du trinkst ja nicht,
Und wünschst die Ursach zu entdecken.
Mir schenkt er schlechten rothen Wein;
Und sich — wie kling! — Burgunder ein,
Ja — der mag freylich schmecken!

Lob des Weins.

Wein, du bist schon oft besungen,
Aber doch noch nicht von mir;
Jeder Dichter, der gesungen,
Sang gewiß einmal von dir.

Aber so, wie du nicht immer
Alt und rein und feurig bist:
So sind besser oder schlimmer
Lieber die man auf dich liebt.

Woher komt es? viele Dichter
Singen, trinken dich nur nicht,
Machen finstere Gesichter,
Wenn ihr Mund von Freude spricht.

Oder wenn sie ja dich trinken
Bist du doch nur schlechten Wein.

Wie kan Bacchus ihnen winken,
Und ihr Lied ihm würdig seyn?

Du nur feuriger Burgunder,
Schaffst das wahre Dichterblut.
Wer dich trinkt fühlt sich gesunder,
Fühlt Lyäens Heldenmuth.

Dich Burgunder wil ich singen;
Du verdienst mein heilig Lied.
Evan, laß es mir gelingen,
Daß gleich jeder Dichter sieht,

Daß ich Wein, nicht Wasser, trinke,
Wenn mein Lied nicht widerspricht.
Ach wie wird mir! — Freund ich sinke —
Helfst mir! Singen kan ich nicht.

M — c.

Mündensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

47te Woche. 1776.

Gedanken über die Viehseuche aus dem Voigtlande.

Es ist allerdings in vielem Betracht ein sehr großer Verlust, und besonders ein Schade, der in Absicht auf den Feldbau sich mehrentheils auf viele Jahre hinaus erstrecket, wo Viehseuchen von der Art sind, daß sie nicht nur einzelne Dörfer, sondern ganze Länder vom Rindvieh entblößen. Ob man nun wol bergleichen unglückliche Begebenheiten nicht sowol einem ohngefahr, als vielmehr einer höhern Zulassung zu einem guten Endzweck, zuzuschreiben hat, und gewissermassen unter die Landplagen rechnen kan; so ist doch nicht zu leugnen, daß manche Umstände anzugeben sind, welche nichts anders als Krankheiten unter dem Vieh verursachen müssen, und dagegen auch manche Hülfsmittel angegeben werden können, welche die Gesundheit desselben befördern und erhalten. Da nun lezthin in einem öffentlichen Blatte verlangt worden ist, daß zur Befreyung von der Viehseuche, und zur Verwahrung vor derselben, ein leichtes wolfeiles, und dem Viehe schmackhaftes Mittel angegeben werden möchte; so habe kein Bedenken getragen, vielmehr es mir zur Pflicht gemacht, dasjenige, was ich nach meinen Einsichten davon verstehe, und in vielen Jahren davon erfahren habe, hie-

durch zu eröffnen, und es der Beurtheilung anderer, die mehr Erkenntnis und Erfahrung davon haben, zu überlassen.

Es sind aber:

I. Die Gegenden zu untersuchen, wo solche Seuchen hfters entstehen. Dahin gehören unstreitig Westphalen, Niedersachsen, Böhmen, Pfalz, Ungarn ꝛc. Betrachtet man nun die Pflege des Viehes welche in diesen Ländern üblich ist, so ist fast kein Wunder, wenn häufige Krankheiten unter demselben einreißen. In manchen Gegenden, als Westphalen ꝛc. bleibt das Vieh den ganzen Sommer und Herbst, Tag und Nacht, auf freyem Felde, da denn Thau, Regen, Hitze und Frost abwechseln, vorzüglich aber die Fütterung durch 100 Zuffälle schadhast gemacht werden kan. Wie oft ist viele Wochen Regenwetter, da das Vieh in dieser Zeit lauter nasses Futter bekommt! wie oft fallen Mehl- und Hontgthau, die an dem Grase eine Art von Läusen ansehen! wie oft wird bey grosser Dürre das Saufen nicht in der gehörigen Ordnung gereicht! Und sind es Gegenden, wo Flüsse, und von denen selbst Ueberschwemmungen geschehen sind, so ist das junge Gras,

B b h

so davon aufwächst, allein hinreichend, eine Fäulnis, folglich eine ordentliche Seuche zu verursachen. Daß aber das beständige Weiben außer dem Stalle allem Vieh schädlich ist, siehet man theils am Schafovieh, so durch den ganzen Sommer und Herbst in Horden liegt; (Wie vielerley Krankheiten, Fäulnis, Raude, Kröpfe u. sind nicht solche unterworfen, so daß d'iers ganze Heerden zu schanden werden!) theils aber auch an denjenigen Schafen, so die Bauern halten, welche des Nachts im Stalle liegen, und ordentlich verpfleget werden. Denn da sind oft Dörfer, welche 1000 und mehr Schafe haben, und man findet in undenklichen Jahren kein Exempel, daß eine Hauptseuche darunter gekommen wäre u. Wird aber auch das Vieh in manchen Orten, als in der Pfalz, u. Aebends im Stall gebracht, so fehlt es doch mehrentheils an gehöriger Pflege nicht nur im Sommer, da weder die Fütterung noch auch das Tränken in der gehörigen Ordnung geschieht, auch dem Viehe entweder gar kein Salz, oder wenigstens dasselbe zur Unzeit gereicht wird, sondern auch im Winter, da man dem Vieh durch übel angelegte Ställe, als in Westphalen u. nicht die gehörige Wärme verschaffet, es wird nicht hinlänglich eingestreuet, und von warmer Fütterung weiß man fast gar nichts u.

2. Daß nun durch diese Art das Vieh zu verpflegen, Krankheiten und allgemeine Seuchen entstehen können, das lehret nicht nur die Natur der Sache, sondern es ist auch aus dem Gegentheil zu erweisen. Man richte sein Augenmerk auf Länder, wo Sommers und Winters sehr sorgfältig mit dem Vieh umgegangen wird, dahin ein Theil von Sachsen, Franken und Schwaben u. zu rechnen ist; so wird man ganze Jahrhunderte hindurch kaum ein Exempel finden, wo eine allgemeine Viehseuche sich ereignet hätte. Will man demnach der Viehseuche vorbeugen, und wenn auch dieselbe schon in der

Nähe seyn sollte, sich davor in Sicherheit setzen; so wäre folgendes zu beobachten: 1) Man lasse das Vieh im Herbst niemals auf solche Wiesen gehen, die vorher durch eine Fluth sind überschwemmt worden. 2) Man lasse dasselbe, besonders bey nasser Witterung, und wenn es sehr gehauet hat, niemals ganz nüchtern aus dem Stalle. Ist es eine Gegend, wo die Fütterung nicht häufig ist, folglich dieselbe bis auf den Winter gespart werden muß, so gebe man dem Vieh nur ein wenig Kleyen oder Gerstenschrot mit Salz vermengt. 3) Man lasse das Vieh, wo viel Alee und Sparcette gefüttert wird, niemals darauf saufen. 4) Man lasse dasselbe, wo Gelegenheit dazu ist, wöchentlich etliche mal durchs Wasser gehen, oder beschütte es mit Wasser, doch mit der Vorsichtigkeit, daß solches vorher nicht erhitzt worden ist. 5) Man gebe demselben, besonders im Winter, wenigstens einmal warme Siede und Saufen, NB. laulich. 6) Man halte es warm und lasse es, besonders im Winter, an tüchtiger Streu nicht fehlen; man halte es reinlich, wozu erfordert wird, daß dasselbe wenigstens dreyimal die Woche rein abgestriegelt und mit einem wollenen Lappen abgeputzt wird. Vornehmlich aber, bestehet ztens die Hauptpflege darinnen, daß dem Vieh fleißig Salz gereicht werde. Daß die Natur desselben solches vorzüglich verlange, siehet man, wie bey dessen Mangel das Vieh begierig ist, von Kalk- und Leinmauren ganze Stücke herab zu nagen, dagegen wird man dergleichen niemals wahrnehmen, wenn das Salz nicht gespart wird. Es ist aber nicht einerley, wann und zu welcher Zeit das Salz gereicht wird. Aus Erfahrung ist mir bekannt, daß es am dienlichsten ist, wenn das Vieh im Stalle sein Nachtfutter verzehret, und eine Stunde darauf geruhet hat, da sodann jedem Stücke eine Handvoll Salz unter etwas Kleyen- oder Gerstenschrot gegeben wird. Dieses kan wo

Hentlich drey mal geschehen, und ist außers dem auch sehr dienlich, wenn allemal unter das Saufen etwas Salz gemenget wird. Will man sich noch mehrere Vortheile davon versprechen, so bestreue man das Vieh wöchentlich etliche mal mit Salz auf den Rücken, das giebt Gelegenheit, daß dasselbe einander abbleckt, und zugleich ein jedes Stück etwas Salz genießt, welches zugleich verursacht, daß dasselbe auf der Weide und im Stall viel schärfer frist, die Reinlichkeit durch das Ablecken befördert, und als das beste Mittel gegen die Egerlinge hilft, welche dem Vieh öfters sehr schädlich sind. Zu dieser Hauptflege gehdret ferner, stens das Räuchern mit schwarzen Wacholderbeeren, oder Wacholdersträuchen, dergestalt, daß, so oft solches geschieht, der Stall etliche Stunden gehalten wird, oder wo dergleichen Wacholdern nicht zu bekommen, können auch Zwiebeln, Knoblauch und Esig genommen werden.

Würde dieses Alles in den Gegenden, wo die Seuchen sich öfters merken lassen, fleißig beobachtet, so könnte man (ohne besondere göttliche Gerichte) zuverlässig dafür stehen, und die Erfahrung würde lehren, daß niemalen keine gänzliche Viehseuche statt fände; von einzeln Fällen ist hier nicht die Rede. Sollte aber auch ztens in mancher Gegend, oder in einzelnen Ställen durch Unachtsamkeit und Nachlässigkeit eine Seuche entstehen, oder unreine Luft, verunreinigtes Gras u. Gelegenheit dazu geben, so haben die Nachbarn, die deswegen besorgt sind, weiter nichts zu thun, als ihr Vieh a. reinlich zu halten, wozu das Abwaschen mit lauem Wasser sehr dienlich ist; b. die Portion des Salzes zu verdoppeln, dasselbe c. wo möglich mit Weizenkleien zu vermengen, d. jedem Stück Abends nach der Fütterung einen oder zwen Röpfe von frischen Heringen aus der Tonne, ohne ausgewässert zu seyn, einzugeben, welches nach Ge-

legenheit die Woche ein bis zweymal geschehen kann, und dann e. das Räuchern mit oben gemeldeten Mitteln täglich mehrmalen zu widerholen.

Dieses alles schreibe ich aus der Erfahrung, die weil ich an einem Orte und Gegend gewohnt habe, wo den nachlässigen Hauswirthen etliche mal das Vieh gänzlich crepiert ist, diejenigen aber, die oben beschriebene Sorgfalt bewiesen, haben nicht ein Stück verloren.

Mich würde es unendlich freuen, wenn aus dem, was ich hier aus Erfahrung geschrieben, ein Vortheil könte gezogen werden, um so mehr, da die Viehseuche oft ganze Familien und Orte in die größte Armuth gebracht hat.

Mit wenig Worten dieses Alles zu wiederholen: So besteht die beste Verwahrung vor der Viehseuche, 1) in ordentlicher und sorgfältiger Pflege, dazu besonders die Reinlichkeit des Viebes, und der Fütterung gehörrig, 2) in Versorgung mit hinlänglichem Salz, und drittens im Räuchern.



Auf folgende Art, hat ein hiesiger Einwohner seine Kuh von der Seuche curirt: Sobald die Kuh vom Milchgeben und Fressen abgelassen, ist sie in eine im Garten am Aborte dazu erbaute Hütte gebracht, darin stets rein gehalten, und ihr 4 Tage nach einander Morgens, Mittags und Abends jedesmal ein Loth Salpeter ein halb Loth ordinaires Küchen Salz in ein halb Maß Wasser vermengt gereicht; sodann allemahl über ein und ein halb Maß warm Wasser mit zwei Handvoll gutem Rockenmehl und einen halben Orth Weizen esig vermischet zum Saufen, dabey aber wenig zu fressen gegeben, und solchergestalt glücklich durchgebracht worden.

Daß die Treue in der Ehe nothwendig sey, ist eine von den Wahrheiten, das von jedermann die vielen herrlichen Beweise kennt. Meinen Beweis will ich aber von den Thieren hernehmen, wenn man mir es anders nicht verübelt, von Thieren auf Menschen einen Schluß zu machen. Man gehe alle Thiere durch; so wird man finden, daß diejenigen, wo Männchen und Weibchen zugleich für die Nahrung der Jungen sorgen müssen, wie z. B. das mehrste wilde Geflügel einander wenigstens während einer Hecke getreu sind. Sie halten sich auch wohl mehrere Jahre oder ihre ganze Lebenszeit mit der größten Treue zu einander, und dies sehen wir häufig an den Tauben. In der Ehe liegt die Sorge für Erziehung und Nahrung der Kinder, sowol dem Mann, als der Frau ob; folglich liegt in der Natur der Ehe schon der Grund der Treue. Alle Thiere hingegen, wo das Weibchen allein die Sorge für die Nahrung der Jungen hat, wie bey den vierfüßigen Thieren, oder deren Junge gleich bey ihrem Eintritt in die Welt ihr Futter selbst suchen und genießen können, wie bey Enten, Gänsen, Hühnern, Fischen, u. s. w. und welchen das Weibchen nur eine Zeitlang ihren Schutz angeheihen läßt, wissen nichts von der Treue. Das Weibchen wählt sich vom männlichen Geschlecht, an wem sie Gefallen hat; dahingegen hat es aber auch die Sorge für die Nahrung der Jungen allein. Die Treue der Frau ist in der Ehe noch weit nothwendiger, als die Treue des Mannes. Die Ursache davon liegt gleichfalls in der Natur der Ehe. Beyden Ehegatten liegt die Sorge für die Nahrung und Erziehung der Kinder ob, eine Sorge, die in der That so vollwichtig ist, daß mancher Jüngling seinen Finger dreyimal mehr

an die Nase legen und sich bedenken würde, zu heyrathen, wenn er dieselbe näher hätte kennen lernen, und die Liebe seinen Puls langsamer schlagen ließe. Die Untreue der Frau macht nun, daß der Mann beschertzen muß, anderer Leute Kinder zu erziehen und zu ernähren, und das soll, der Sage nach, eine nagende Furcht seyn, der man es immer verzeihen kann, wenn sie die Stirne runzlicht, die Backen bleich, und die Augen finster macht. Des Mannes Untreue kann bey seiner Frau diesen Verdacht nicht erwecken. Sie weiß gewiß, daß sie auf keine andre Kinder die Sorgfalt der Erziehung verwendet, als die sie geboren hat. Daß die Natur diesen Unterschied selbst den Thieren eingefüßt, beweist das Beyspiel der Canarienvogel am nächsten. Man giebt dem Männchen mehrentheils zwey Weibchen und sie vertragen sich um ihr Männchen so ziemlich gut. Man gebe aber einem Weibchen zwey Männchen, so kämpfen sie sich so lange, bis das Stärkere den Platz behält, und das Weibchen darf sich auch nicht dem Schwächeren nähern. Sie haben Recht die Männchen! Sie würden nicht wissen, wessen Junge sie groß fütterten. Verzeihen Sie meine Damen, wenn es Ihnen scheint, als wenn ich der Untreue der Männer das Wort redete. Ich würde Ihr ganzes Geschlecht wider mich haben, und lieber wollte ich

Mit Ihnen mücht' ich es am wenigsten verderben, Sie sind und bleiben doch die liebenswürdigsten Geschöpfe in dieser sublunaren Welt. Alle Untreue der Männer tadl' ich sehr, sie mag vielleicht sonst traurige Folgen haben, nur aus meinem Gesichtspunkt betrachtet, hat sie's weniger.

Mindensche Beyträge

zum Nußen und Vergnügen.

48te Woche. 1776.

Der selige Pastor.

Ich weiß nicht, ob's Mäser sagte, oder ein anderer, oder ob ichs gar selbst war, woran ich jedoch zweifle, so oft ichs auch denken möchte: daß es gut sey, bisweilen einen verdienten Westphälinger durch ein ihm geweihtes Denkmal zu verewigen, den noch Lebenden Aufmunterung zu geben: genug! gesagt ist es, und wär' es noch nicht geschehen; so wär' es hohe Zeit. Aber ist Sagen genug? Gleim und Jacobi wolten auch einmal ungrabene, verdiente Gelehrten begraben, so viel ich aber weiß, liegen Wolf, Baumgarten, Hagedorn, Mosheim, ja Leibniz selbst noch ungrabene, nur einen Gellert haben wir in einem Denkmal verewigt gesehen. Wär' es also weiter nichts, als um ein Denkmal (biographisches, oder von Marmor,) dem Gelehrten zu thun — so wollt' ich unmaßgeblich ratthen, — sich weiter keine Nähe zu geben, wenn Nicolai nicht etwa Eur eben so warmer Freund ist als Kleists und Abbt's. Oder seyd ihr mit Niedels und Schmid's Pinsel zufrieden? — Doch ich spreche ja nur von Westphälingern — und wer sol ihnen ein Monument aufrichten? Welche sollen eines haben? Der speculative Gelehrte? Der tiefdenkende Philosoph, der

den Küffel einer Mücke zergliebert? oder der gute der nützliche Mann? Ich dächte, der letzte. Mäser's seliger Vogt verdiente tausendmal eher ein Denkmal, als mancher Fürst, oder Gelehrte, die man durch Gips und Kupferstiche vergeblich vor der Verwesung zu bewahren sucht.

Es ist freylich viel gewagt, mit dem Denkmale eines Geistlichen den Anfang zu machen, (denn wir denken noch mehr verdienten Männern Mausoleen zu bauen) man wird eher einen Weltmann, mit Ahnen über und über bepackt, einen Plusmacher auf Kosten des Schweisses der Untertanen, oder einen Helden erwarten, der unter den Waffen grau ward, weil er sonst nicht leben konnte, bey vielen Schlachten mit focht, weil er mußte. — Vor der Hand ist's ein Geistlicher, meine Herren, und wer dies Denkmal nicht lesen will, hat Erlaubnis, es bleiben zu lassen.

Weil ich aber diese Biographie für weiter nichts, als einen Versuch, und einen Schattenriß ausgeben, der ausgemahlt werden könnte; so kan ich vor der Hand meinen Helden noch nicht namentlich aufführen, und weil ich von seinen Jugendjahren nichts

C c c

weiß; so schweig' ich davon. Nach aller historischen Treue werd' ich ihn mahlen, wie er war, nicht die Seite allein, die im Licht steht, wie es Gönner und Freunde mit Lavatern machten, auch nicht die Warzen und Pockengruben allein, wie Hottin-ger.

Wer den Menschen lobt, ohne das Herz zu haben, seine Fehler zu sehen, macht Satiren, und wer die Fehler allein aufsucht — ist ein Schurke. Man seh auch zu: obs Warzen und Pockengruben sind? Die Medisance sieht mehr als da ist.

Unser seel. Pastor war ein erbaulicher Prediger.

Freylich trug er die Wahrheiten monotonisch, und mit zu wenig körperlicher Be-
reitsamkeit vor — aber er kaute dafür das menschliche Herz desto besser, drang in alle mögliche Falten desselben ein, schilderte den Heuchler, den Wüthwicht, den Sünder alles Schlags und Standes mit so treffenden Zügen, daß man oft über seine Menschenkenntnis erstaunen mußte. Ich gebe nicht viel für einen Prediger, der das Studium des Menschen nicht sein Vornehmstes seyn läßt. Wie willst du heilen, Freund! wenn du das Uebel nicht kennst, und nicht einmal weißt, wo der Schade sitzt? Ist der schon ein Arzt, der für alle Zufälle ohn' Unterscheid Ueberlässe verordnet? oder jeden Patienten durch Schwitzen curiren wil? Der Arzt, der von einem, oder einigen Symptomen auf alle schliesst, und dem Kranken seinen Zustand haarklein vordociert, ist des Zutrauens des Patienten gewis, und Zutrauen in diesem Fall ist die halbe Cur. Mir deucht, ich fordre nicht zu viel, wenn ich diese Kenntniß des Menschen eben so genau vom Prediger verlange, ich behaupte nicht zu viel, wenn ich ihr eben den sichtbaren Nutzen zuschreibe, den wir dem Arzte zugestehen, und meine

Zunge heißt Erfahrung. Sie ist schwehr, diese Kunst, aber sie steht zu erlangen. Das menschliche Herz ist sich nicht so ungleich, als die Gesichtszüge es sind, und ich habe andern oft Wahrheit, sie treffende und überraschende Wahrheit gesagt, wenn ich ihnen unter ihrem Namen die Geschichte meines eigenen Herzens erzälte. Der Nutzen war gedoppelt — denn ich lernte mich zugleich vor mir selbst schämen, und wehe dem Menschen, der den Muth nicht hat, Blicke, scharfe Blicke in seine Seele zu thun, und sich selbst zu gestehen: Du bist der Mann des Todes! Aus Büchern allein den Menschen kennen lernen, ist ein Weg, wo wir selten richtige Tritte thun können. Der Schriftsteller schildert Individua, oder Ideale, er mahlt den Menschen oft mehr, wie er seyn könte, seyn sollte, als wie er ist.

So sehr ich mir auch das Studium des Menschen von je her habe angelegen seyn lassen; so schäm' ich mich doch des Bekennnisses nicht: daß ich unserm seel. Pastor den Rang lassen muß. Niemand hörte ihn ungetroffen, und wenige schämten sich, es zu bekennen. Schilderte er Charaktere, die andre für mich fremd hielten; so sagte mir doch mein Herz: auch du bist geschildert. Der Mensch, der sich nicht getraute an seinen Schaden zu denken, ward dazu gezwungen, und wußte hundertmal nicht, wie ihm geschah, wenn ihm sein Lebenslauf richtiger abgelesen wurde, als er selbst im Stande war, ihn zu entwerfen. Weil das Herz des Vornehmen im Wesentlichen mit dem Herzen des Sünders, der um Tagelohn arbeitet, Aehnlichkeit, ja! Gleichheit hat; so fand Jeder seinen Theil, und das Unglaublichste ist: der betroffene Sünder haßte den Sittenrichter nicht. Nicht leicht genosß ein Prediger mehr Liebe, als der seel. Pastor, und hatte er den vornehmen Sünder das Gewissen geweckt; so ließ ihn dieser zum Essen bitten. Unglaublich wird dies freylich den meisten Lesern seyn,

aber Wahrheit bleibt deswegen Wahrheit. In der Stadt aber, wo unser seel. Pastor stand, war man dafür auch noch ein halbes Jahrhundert in der Religion zurück, und die Vornehmen waren noch keine Freygeister. Jetzt wird uns dies Phänomen schon leichter zu enträthseln seyn.

Ohnerachtet uns der seel. Mann oft die treffenste Wahrheit quasi aliud agendo sagte; so scheute er sich doch auch nicht, sich deutlich über individuelle Mißbräuche und Laster zu erklären. In seinem Orte fingen die bieder Sitten der Vorfahren an zu verschwinden, man sehnte sich nach modernen Lastern und vornehmen Mitteln, sich zu ruiniren, man wolte Comödien, Opern und Maskeraden haben, und errang sich dies Verderben, denn einen gelindern Namen weiß ich für diese Beutelschneidereyen in kleinen Städten nicht, die den simplen, unverbörbenen Sitten so gefährlich sind. Mein Zeuge heißt noch **Erfahrung**. Unser seel. Pastor schilderte die Folgen davon mit seiner gewöhnlichen, kalten, aber treffenden Beredsamkeit, und war man gleich schon zu vornehm, ihm zu folgen; so war man doch noch nicht weit genug im bon ton gekommen, Erfahrungen zu leugnen, denn seine Weissagungen trafen ein. Den Hazardspielern wagte er, im Vertrauen zu erbsuen: daß er sie für künftige Bettler oder Diebe hielte. Galant war also der Mann nicht, aber er predigte Wahrheit — und war zum Hosprediger verborben. Ob er der Verschwendung in Kleibern, die seine Gemeinde eben nicht besserte, und oft Brodtmangel gebiehet, dieser tödtenden Hyder, auch so kühn auf den Nacken getreten habe, weiß ich nicht, ich glaub es aber, ob ich gleich keine Früchte davon gesehen habe, und also gute Wirkung nicht für meine Hypothese anföhren kan.

Also macht' er sich keine Feinde? Freylich, aber sie erklärten sich selten, weil ihm

die Vornehmen anhängen, und Beyfall vornehm war. Nicht-Kenner wolten auch Kenner seyn, und was ihm noch am besten war, — er ließ sich durch das Gemüthel und Murren der Betroffenen in seiner Ruhe nicht stöhren.

Hey dem allen war der Mann gelehrt. Er war in seinem Fache überall zu Hause, und in Nebenwissenschaften gar kein Fremdling. Freylich war seine Gelehrsamkeit von etwas altem Dato, aber dafür auch desto solider. Er konte Kostbeef und Pudding verdauen, und wenn er gleich auch Wassersuppen, und neuere, weichliche Ragouts mit aufstischen ließ; so war er doch zu verwohnt, seinen Gästen sie aufzudringen. Man wil bemerkt haben, daß wir jetzt mehr Geschmack haben, unsre Vorfahren waren dafür gelehrter.

Orthodox war der seel. Mann von Herzen, und seine Gemeinde befand sich dabey desto besser. Es ist zu bewundern: daß die Sitten sich bey der strengsten Orthodoxy reiner erhalten, und ich glaube immer noch: daß der ehrbare Bürger sich bey Luthers körnigten Bibelübersetzung eben so gottesfürchtig betrage, als bey der modernisirten des Hn. D. Bahrtz. Wenn Meinungen sich auf Ueberzeugungen gründen, und dielleberzeugung redlichem Forschen ihr Dafeyn zu danken hat; so tragt euren Bruder, Freunde, der auf eure Ueberzeugung nicht schwören kan, er heiße orthodox oder heterodox — nur nicht hyperodox. Unser Pastor brachte indessen, meines Wissens, nie die Heterodoxen auf die Kanzel, er stellte sie nicht an den Pranger, warnte nicht vor guten Schriften der Dissidenten, weil Gift darin stecken solte, und war im Grunde weit toleranter, als insgemein unsre größten Toleranz-Prediger zu seyn pflegen. Er las selbst die neuesten Schriften noch nach seinem sechzigsten Jahre, nahm das Gute an, wovon er sich über-

zeugen konnte, was ihm Irrthum war, überging er, ohne mit einem tückischen Anbächeln den armen Verfasser zu allen Tauseln zu wünschen.

Der Catechismus war sein Hauptbuch. Der Catechismus? Ja, Freund! er war's bey der Anwendung, er verwies seine Zuhörer drauf, er war ein großer Catechete, und hat vernünftige Christen gezogen. Der Catechismus also in Abstracto — in Concrete wünscht' er sich freylich einen bessern, als der seines Orts übliche war — aber vergebens. Bessere Gefang- und Erbauungsbücher; nebst zweckdienlichern Catechismen, wünschten sich wohl mehr Leute, wenn unsre ökonomische Zeiten es nur erlauben wolten. Glücklich war indessen unser seel. Pastor, daß er Schulmeistere hatte, die ihm in die Hand arbeiten konnten und wolten, und daß er Früchte seines Fleißes sahe. Ein sehr ernsthaftes Gesicht hatte ihm die Natur gegeben, und doch liebten ihn seine Catechumenen wie ihren Vater. Liebe würkt Vertrauen, und Vertrauen macht folgsam. Doch hatt' er der Erziehung seiner Anvertrauten auch einen Theil der Liebe zu danken. Seine Gemeinde ist noch so altväterisch, daß sie für ihre Lehrer vorzügliche Achtung hegt, eine Achtung, die die Freygeister gar zu gern, als ein unnützes Ding, ausrotten mögten, und schon hin und wieder glücklich ausgerottet haben — sich selbst zu Päbsten zu machen, indem sie zu verhindern suchen, daß wir's nicht werden.

Dürfen wir unsern Pastor auch als Ehemann und Vater schildern? Ein Bischof soll ja unsträflich seyn u. also schweifen wir von unserm Haupt-Thema nicht aus. Als Ehemann hat ihn nie die Verleumdung selbst zu tablen gewagt, er lernte

seine Geliebte erst kennen, eh' er seine Hand antrug, und seine Ehe war glücklich. Der ernsthafte Mann heiterte im Kraise seiner Kinder sich auf, und ließ sich, wie einft Racine, zu ihren Spielen herunter, sie zu bilden, und ihrem Geiste die rechte Richtung zu geben. Noch eh' unsre neuere Pädagogogen Regeln für Erziehung und Unterricht erfanden, übte er sie schon aus, und sein lallender Sohn hieng schon an seinem Knie, und stammelte Latein. Freundlichkeit und Ernst gewann ihm Liebe und Ehrfurcht seiner Kinder, und so stand ihm ihr Herz offen, Tugend und Religion hinein zu stein, das er mit treuem Eifer that. Er lebt noch in einem Hofnungsvollen Sohne, der gegen seine Lehren folgsam, uns das Andenken seines verdienten Vaters in sich selbst erhalten wird.

So treu, so ganz er sich auch seinem Amte widmete, so durchgedacht und ausgearbeitet auch seine Reden an heiliger Stätte waren; so blieb ihm doch Zeit zu Erholungen übrig, und wer hat sie nöthiger, als ein Gelehrter, der es durch anhaltenden Fleiß noch immer mehr zu werden sucht? Die Geschichte war sein Lieblingsstudium mit, und aus Liebhaberey, die mehr, als ergötzt, die auch nutzt, samlete er Münzen zur Aufklärung der vaterländischen Geschichte. Niemand wird, der ihn kante, diese Neigung Schwachheit oder Steckenspferd nennen, oder ich empfehl' ihm ein ähnliches Steckenspferd, das ihn ergötzt und dem Nebenmenschen so unschädlich ist. Ich wünschte nur: daß unser seel. Mann seine Münzkennntnis uns mitgetheilt hätte; allein es war kein Schriftsteller, und wolte nichts drucken lassen, so gut ers auch gekont hätte. Dieser Eigensinn wäre hundert andern anzupreisen, die immer wollen, und nie können.

(Der Beschluß künftig.)

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

49te Woche. 1776.

Der selige Pastor.

(Beschluß.)

Etwaige Warzen und Pockengruben.

In Prediger soll vom Erbtheil der Menschheit nichts mit haben, er soll Engel seyn — und doch schuf ihn GOTT mit Fleisch und Knochen, mit Sinnen, Blut, Herz und Nerven, wie andre Erdenkinder. Ueberspannte Forderungen sollten wir an ihren Ort, in die Clostermoral schicken, und nicht durch übertriebnes Fordern den Geistlichen zum Heucheln zwingen — und ihn dann verachten. Siehts Tugenden, die ihr dem Prediger allein überlassen sollt? Habt ihr das Arkannum, ihn zu entmenschen? Gab euch der Schöpfer Vollmacht dazu? oder konnt' er ihn nicht vollkommner machen, und must' es euch überlassen, sein Werk zu vollenden? Gibt's gesellschaftliche Freuden, auf die ihr allein ein Monopolium habt, und die beyhm Geistlichen Sünde werden, wenn sie bey euch unschuldig sind? Bis ihr mir diese Fragen beantwortet habt, will ich euch vorläufig treuherzig gestehen, daß wir, eure Brüder, aus eben dem Keimen und Thon mit euch

geknetet sind, daß wir der Weisheit des Schöpfers eben so wohl Leidenschaften zu danken haben, als ihr, und daß wir, um eurer unverständigen Herzen willen, unserm Vater sein Geschenk nicht zurück geben wollen, wenn wir's auch könnten. Wir wollen euch aber auch bitten, wenn ihr die Lust aufsteigen fählt, uns zu verdammen, geschwind einen Blick in eur eigen Herz zu thun — und seyd ihr ohne Sünde — nun! so werft den ersten Stein auf uns.

Unserm sel. Pastor rechnetet ihr's zum Stolze oder Eigensinne an, wenn er eure Hochzeiten nicht besuchen wollte. An einem andern Ort hatt' ihn diese Entziehung canonisirt. Ich will ihn nicht ganz vom Eigensinne lossprechen, aber gebt mir den Schlüssel zum Räthsel: wie ers ward? Vielleicht war's gute Meinung, euch in unschuld'ger Freude nicht hinderlich zu seyn. Vielleicht hatten im Anfange ihm einige ungezogene Gesellen die Freude verleidet, sich mit euch zum Vergnügen zu vereinigten, oder es ärgerte ihn eure Verschwendung und läppi'sche Eitelkeit. Ausnahmen

D b b

hätt' er freylich machen können, aber der Unterschied, der ihn bestimmt hätte, wär' nur ihm, nicht euch, einleuchtend gewesen, und übel wär' ärger geworden. Ein Prediger bleibt ein freyer Mensch, und es muß ihm also erlaubt seyn, weg zu bleiben, wo es ihm nicht gefällt, wenn ihn Amt und Gewissen nicht hinruft. Geseht auch, er hätte sich euren Gesellschaften aus Eigensinn entzogen; so schadete dieser Eigensinn keinem Menschen, und freu't euch; wenn ihr dies von euch selbst auch sagen könnt.

Unser sel. Mann war sparsam und reich — einige nannten ihn geizig. Wer ist geizig? Der ungerecht gegen andre und sich ist, andre vortheilt, und sich selbst den nöthigen Unterhalt entzieht, dem die Thränen des Armuths keinen Pfennig abpressen können. War dies der Fall? Hat er sich und den Seinigen den nöthigen Unterhalt entzogen? Hat der Arbeiter zweymal um seinen Lohn zu ihm kommen müssen? Gieng der würdige Arme ungetröstet von ihm? Wäre seine Sparsamkeit (die Enthalten vom Verschwenden war) Geiz gewesen; so wolt' ich vielen seiner Tadler diesen Geiz als eine Tugend predigen, die in der Jugend, im Wohlstande unverantwortlich verschwenden, freigebig scheinen wollen, indem sie sich und ihre Weiber und Kinder bestehlen, um desto früher zum Bettelstabe zu gelangen. Und gegen wen wart ihr freigebig? Gegen den Armen? Habt ihr unglückliche Familien glücklich gemacht? Waisen zu guten Bürgern und nützlichen Gliedern der Gesellschaft erzogen? Armenhäuser fondirt? Die Kirchen bedacht? Fabriken errichtet? Predigern und Schulbedienten ihren kümmerlichen Gehalt verbessert? Summen euren Mitbürgern hingegeben, die die Hand des Herrn in einer Landplage getroffen hat? O nein! aber wir gaben kostbare Gastgebothe, die Summen erforderten, ließen uns die Moden

was Rechts kosten, waren gleichgültig, wenn uns ein verrätherisches Blatt Summen hinnahm, und entzogen unserm Aufwande nichts, wenn uns auch Theuring heimsuchte. Ich wil euch eure glänzende Thorheiten lassen, wenn ihr so gut seyn wolt, zu bekennen, daß unser seel. Pastor an seinem frögalen Tische, im Krause vergnügter Kinder und einer zufriedenen Gattin, reinere Freuden genoss, als ihr, von hundert Wachlichtern geblendet, und mit verdorbenen Säften. Und doch war unser Mann kein Häßer der Freude und des gesellschaftlichen Umgangs. Alles, was er Böses that, war: daß er sich seine Gesellschaften nach seinem Geschmack erwählte, und euch die Wahl nicht überließ — und er befand sich bey seinem Eigensinne wohl, ohne euren Schaden.

Sein Ende

war erbaulich, wie sein Leben. Er hatte von Jugend auf vor Gewittern eine unbeswingliche Furcht, und gerade in einem Gewitter, in dem Augenblicke, da er sein Bett verlassen und Sicherheit suchen wolte, traf ihn ein Schlagfluß, er tödtete aber nicht auf der Stelle, 8 Tage verfloßen noch zwischen diesem Augenblicke und dem Tode, die er nicht mit Zubereitung, sondern mit der fröhlichsten Erwartung seines seel. Abschiedes zubrachte. Fragte ihn ein trauriger Freund oder Verwandter nach seinem Befinden; so war herrlich, herrlich! die Antwort, und diese Entzückung nahm mit der Schwachheit zu — und so starb der Christ am 3ten August d. J. Mein Ende sey, wie das Ende dieses Gerechten!

Unparteilichkeit und Gerechtigkeit hat meine Feder geführt. Meine Verbindung mit dem Seeligen war nichts weniger als genau, soll' ich deswegen Verdienste verkennen? Sein Name thut, meiner Mei-

nung nach, nichts zur Sache, denn, wer ihn kannte, wird hier sein Bild wieder finden, und wer ihn nicht persönlich kannte, kan überzeugt seyn, daß ich kein Ideal

S.

geschildert habe. Ich wünschte seinen Verdiensten Nachahmer — andre Ursachen hatt' ich nicht, zu schreiben.

S.

Noch etwas zu Empfehlung der Stallfütterung. *)

In den Weidländern hat man die Gewohnheit, Pferde und Hornvieh, so bald das Gras hervorkommt, auf die Wiesen zu treiben, und sie so lange weiden zu lassen, bis die Kälte ihnen nichts mehr zu nagen übrig läßt. Dieses Verfahren ist ein unüberwindliches Hinderniß für die Verbesserung der Wiesen, oder vielmehr eine sehr wirksame Ursach ihrer Verschlimmerung. Diese Bemerkung hat man in Schweden, Italien, Frankreich, Deutschland u. s. w. gemacht.

Die beste Wiese, wenn sie also abgeweidet wird, verschlimmert sich von Jahr zu Jahr; man darf nur, um sich davon zu überzeugen, die Augen auf eine offene Hude werfen. Die Gründe davon sind sehr auffallend. Das Vieh zerreißt das Gras und zieht es aus bis auf die Wurzel; durch sein beständiges Herumgehen durchbricht, verhärtet es das Erdreich und macht es uneben; und durch diese Unebenheit allein wird die Production um ein Drittheil vermindert. Soviel Sorgfalt man sonst auf die Verbesserung der Wiesen verwenden mag, so wird man nie etwas ausrichten, so lange dieses Hinderniß nicht gehoben ist. Herr Joseph Courantlo eifert sehr wider diesen Mißbrauch, in einer Schrift, die im verwichenen Jahre von der landwirthschafts-

lichen Societät zu Velluno gekrönt worden, und berichtet, daß eine seiner Wiesen, die, so lange das Vieh darin geweidet wurde, nur drey Fuder Heu gab, im dritten Jahre, nachdem kein Vieh mehr hineinkommen dürfen, schon fünf gegeben, und daß sie sich noch täglich verbessere. Er schließt daraus, daß man nicht allein seine Wiesen nicht von seinem eigenen Vieh abweiden lassen, sondern auch alles fremde durch Gehäge davon abhalten müsse, wenn man seine Erndte und seine Heerden erhalten und vermehren wolle.

Eben diese Bemerkung findet man in den Schriften der Akademie zu Stockholm.

Dieser Gebrauch verursacht auch einen erheblichen Verlust an Dünger; denn das, was das Vieh draussen hin und wieder zerstreut und auswirft, ist gewiß nicht halb so viel werth, als was sie im Stalle gegeben haben würden. Diese Quelle der Fruchtbarkeit des Landes, verdient wohl, daß man sich Mühe gebe, ihre Früchte nicht zu verlieren.

Fürs dritte giebt es viele Pflanzen, welche das Vieh nur in der Krippe frisst; andre, die es mit den Füßen zertritt, oder hin und wieder stehen läßt, da hingegen der Stichel nichts entgeht, und beym Heumar-

*) Es ist schon so viel zum Vortheil der Stallfütterung gesagt, daß es endlich genug scheinen könnte. — Aber hat es schon merklich bey uns gefruchtet? — und kan man zum Besten einer guten Sache zu viel sagen?

Den der ganze Ertrag rein eingebracht wird. Das Vieh fresse draußen oder zu Hause, so verzehret es immer so viel, als es nöthig hat, und immer auf Kosten des Herrn. In der Stalle wird nichts verloren oder verdorben; in der Wiese sehr vieles. Das Erdreich verschlimmert sich und folglich auch das Produkt; auf die andre Art hingegen verbessert sich beydes.

Hierzu kommt noch, daß man auch den Grummet verliert, welchen die Sichel verschafft, aber der Zahn des Viehes nie werden läßt. Junge Füllen nehmen noch überdem, wenn sie auf Wiesen gehen, die Gewohnheit an, den Kopf nieder zu halten, und bekommen nie den schönen Hals derer, die an der Krippe großgezogen sind.

Man wird auch nicht sehr irren, wenn man einen Theil der Viehfeuchen der Feuchtigkeit und vielleicht auch der Eigenschaft des unvollkommenen Grases zuschreibt, welches das Vieh in den Wiesen genießt:

*) Die Bestätigung dieser Anmerkung haben wir im 3ten Stücke dieser Blätter gehabt. Wann wird man doch in diesem Stücke klüger werden?

Eine Anekdote.

Der verstorbene Großmeister von Maltha liebte den Aufwand; und da seine Einkünfte zur Bestreitung desselben nicht hinreichten; so hatte er unter andern eine ansehnliche Summe vom Gelde, welches zu Messen für die Seelen im Fegfeuer bestimmt war, verwandt. Sein Beichtvater hielt ihm auf dem Todtenbette diese

der entgegengesetzte Gebrauch wird also auch den Vortheil haben, ein sicheres Präservativ dagegen abzugeben *)

Soll man denn also immer die Pferde und das Hornvieh in den Ställen eingeschlossen halten, ohne sie je weiden zu lassen? Nein, ohne Zweifel lasse man sie zuweilen frische Luft schöpfen, sich freye Bewegung machen, man lasse ihnen die Nachweide des Grases, welches die Sichel nicht fassen können. Diese Vorsicht wird hinreichend seyn, alle die Zufälle abzuwenden, die man theils von einer immer trockenen Nahrung, theils von einer strengen Einsperrung zu fürchten hätte.

Wir wiederholen es noch einmal, weil der Gebrauch so gemein und so schädlich ist: die Wiesen haben keine schrecklichere Geißel, als das Abweiden durch Pferde und Hornvieh. Diese Thiere verzehren dadurch nicht so sehr das Gras, als sich selbst.

schwere Versündigung nachdrücklich vor, und zeigte mit vielem Eifer, wie nöthig es sey, das den armen Seelen zugefügte Unrecht zu vergüten. „ Seyd nur unbesorgt, mein Ehewürdiger Vater! antwortete der Sterbende: ich werde in kurzem selbst da seyn, und da will ich die Sache schon in Ordnung bringen.“

Mindensche Beyträge

zum Nutzen und Vergnügen.

50te Woche. 1776.

Ob eine Religions-Polizey nöthig sey?

Aufflossend mag die Frage freylich seyn, aber hindert das ihre Wichtigkeit? Der Mensch fühlt die Notwendigkeit einer Religion, er wird oft wider seinen Willen an Lob und Ewigkeit, an Vergeltung und Richter erinnert, womit sol er sich beruhigen? Wer weist ihn zurechte? Denn Gewisheit hätt' er doch gerne. Und wer gibt in unsern Tagen Gewisheit? Der gemeine Mann träumt in seiner Unwissenheit in der Grabe entgegen, wär's Sünde, ihn zu beneiden? O! ruft ihr, klärt seinen Verstand auf, aber machen wir ihn dadurch glücklich? Er steht mit festem Fuße auf festem Boden, und wir wollen ihn zu uns auf das hohe Gerüst ziehen, damit er mit uns schwanke, mit uns schwindlich werde. Denn leugnet es einmal, ihr fecke Prüfer, leugnet euren Schwindel, wenn ihr könnt, sagt's: daß ihr ohne Schwanken stehen könnt. Kommt ihrs (Aber ich fordre triftigen Beweis) so wir ich euch vollends nachklimmen. O! mögt ich die Stufe der Beruhigung finden! hoch oder niedrig — es ist mir beynabe gleichgültig — gebt mir nur Heberzeugung, schafft mir Ruhe.

Ich bin ein Christ — aber was ist ein Christ? Vormals war's der, der durch die Laufe der Gemeinde erleidet ward, der Jesum für seinen Heyland, d. i. Erlöser hielt, und nach seinen Vorschriften lebte. Der Name Christ ist geblieben, aber die Religion selbst ist sich nicht mehr ähnlich. Christus war bey unsern Vorältern Gott, unsre Zeitgenossen räumen ihm höchstens nur noch den Rang unter den Menschen ein, und auch diesen werden ihm vielleicht unsre Nachkommen nicht mehr lassen. Sokrates, Seneka und Kleinjogg werden ihn vielleicht bald vorgezogen. Vormals glaubte man noch in der Bibel zu finden: daß Gott um des freywillig übernommenen Leidens ic. Jesu willen dem Sünder vergebe, wenn er in Buße und Glauben sich zu Gott wende; jetzt findet man diesen Glauben abgeschmackt, und zwingt die Bibel, es auch zu thun. Vormals hielt man die menschliche Tugend für unvollkommen, jetzt soll alles durch sie geschehen, und schließt die Erlösung Jesu aus. Sind wir etwa vollkommener geworden? muß sich Gott nach unsern Einsichten und Träumen richten? kan sein Plan nicht mehr bestehen,

E e e

wenn er unsern Einsichten nicht entspricht? Ihr magt diesen Wahn gegen Gott, thut ihr's auch gegen den Monarchen und Minister? Den Regenten haltet ihr für fähiger, daß Ganze zu übersehen, als euch selbst, die ihr kaum die Wirkung eines einzigen Rades in der Maschine kennt, überseht Gott nicht ein größeres Ganze? Seyd ihr sehend genug, ihm einen Rath zu geben, der seine Einrichtung bessere? einen Fehler zu zeigen, den er unwissend begangen hätte? Hat er des Händchens von Vernunft nöthig, daß er euch gab, besser zu sehen, als er's bis dahin beym Lichte der Sonne seiner Weisheit that? Ihr steckt doch bey der Mittagssonne eur Lämpchen nicht an, wollt ihr dem Vater, dem Schöpfer des Lichts eur Lämpchen aufdringen? War die Lampe Newtons, Leibnizens, Boerhavens, Alex. Baumgartens, und so vieler nicht heller, als die eure? und doch bothen sie sie Gott nicht an. O! ihr Wärmchen, trozlet nicht länger auf geborgten Schein, und spricht nicht: wir sind die Sonne. Ihr goßt das Del der Eregese auf eur Lämpchen, kan der gemeine Christ dabey sehen? Kennt er eure Cobices? eure Varianten? eure Hebraïsmen? eure Sophismen? und beruhigen sie auf dem Sterbebette? Ist Jesus bloß Lehrer, warum nennt Gott nicht auch den Solon, Lycurg, Seneca, Sokrates u. a. seine Söhne? warum sind wir keine Paulisten, Kephisten, Petristen? warum nicht Mosaiten oder Anhänger der Propheten? Hängt die Seeligkeit allein vom tugendhaften Leben ab, was soll der alte Sün-der thun? Hat er noch Zeit, so viel Tugenden auszuüben, daß sie seinen begangenen Lastern die Schale aufziehen? Kan der Verschwender aus Leichtsinngigkeit, aus Mangel an Fahren, Erfahrung und Ueberlegung, kan er, verarmt, ohne Glück und Geschick, seinen Creditoren die verlohrene Summen erstatten? und kan ers beym besten Willen nicht, ist er dann ohne Gnade verlohren? Ja, spricht ihr, Gnädig

ist Gott, aber ihr gebt ihm Gesetze, wote er's seyn sol. Wie, wenn er seine Gnade nun um Christi, und des Vertrauens auf ihn, willen, ausspenden wolte, wenn seine Weisheit Ursachen dazu hätte, die wir noch nicht begreifen können, die aber doch des Ewigen Rathschluß zu bestimmen, wichtig genug wären?

Giebt's eine bessere Religion, als der Glaube an Christum? beruhigt eine andre mehr? Sind bey einer andern die Fürsten sicherer? Die Gesellschaft glücklicher? Stirbt sich's bey einer einzigen ruhiger und getroster? O! nennt sie mir! Noch fand ich sie nicht. Die Erfahrung hat noch für das Christenthum entschieden, und selbst für das orthodoxe Christenthum, mit allen seinen Zerthümern, die ihr ihm anrechnet. Wir wollen sie, diese göttliche Religion, nicht von allem menschlichen Zusätze, von Mißverständnissen freysprechen, aber sind wir nicht Menschen? Können wir rein glauben, Gott seyn? Wer am wenigsten falsch sieht, ist der Haibsehenste, aber wo ist der Leibniz ohne Irthümer? Was pocht ihr denn, ihr Milben! Chamälions und Luchsaugen habt ihr nicht, und was wär der Himmel, wenn er uns nicht eine größere Klarheit seyn solte? Stecht also den Menschen die Augen nicht aus, um ihn sehend zu machen, und hascht dem Unglücklichen nicht den letzten Trost weg.

Man wendet die Bibel auf alle Seiten, — sein System zu finden; man geht ins Alterthum hinein, sie unzuschmelzen, fragt nicht Kirchenväter, sondern sich selbst: wie ist sie zu verstehen? Unter hundertz neuen Auslegern sind sich noch keine zwey gleich — was sol der Prediger thun? An jeder neuen Meynung kleben? sie vortragen? eregeren? beweisen: Christus war bloß Lehrer? Christum und seine Apostel lehren lassen, was wir nach 17 Jahrhunderten erst ausbrüteten? Varian-

ten sammeln und predigen? Nein, spricht ihr, das fan der Pöbel nicht verbauen. Wohl! wozu müht uns die Reuerung?

Verdient die Religion eine Aufsicht? Im alten Testament bestellte Gott selbst die Aufseher, ist sie unbedeutender geworden? Aber wer sol für ihre Reinigkeit wachen? Ich dünkte, die Summi Episcopi, und ihre Sub-Episcopi. Von Belang ist die Sache genug, denn hat der Mensch was heiligers, als seine Religion? Wer mir meinen Coffer beraubt, wagt seinen Hals, sol derjenige, der mir meine Religion nimt, ungestraft bleiben? Hat der Vergifter der Sitten, der Räuber der Unschuld, der leichtsinnige Mörder tausend reiner Seelen keine Gesetze wider sich? O Freunde, laßt uns nicht zu sicher seyn, die Zeiten sind bedenklich! Freiheit! Freiheit! schreyt ihr, Freiheit im Denken! ich tadle sie nicht, ich fähle ihren Werth, aber darf sie über alle Schranken treten? Ist ein freyer Staat ohne Gesetze und Strafen? Hab ich einmal Freiheit, meine Grundsätze öffentlich auszubreiten; was folgt natürlicher, als

daß ich auch Freiheit haben muß, nach meinen Grundsätzen zu handeln? Die Quelle ist vergiftet — o ihr Väter der Menschen, reinigt nicht den Bach, reinigt die Quelle! Ich nenne unsre Religion ja nicht Engelsrein, gebt uns eine richtige Bibelübersetzung, schont keine Mühe, Vorsicht und Kosten, und gebt ihr ein Kirchliches Ansehen.

Reinigt dann die Erbauungsbücher, wachet über die Diener der Religion, laßt keine Dummköpfe und Schwärmer, keine Schurken noch Leichtsinrige hinzu — Brodt — und ihr werdet Leute finden. Päbste wollen wir nicht, wir wünschen Apostel.

Das wäre Religions-Polizey in einer Skizze. Auch um Sitten-Polizey flehen wir euch an. Bey verderbten Sitten kommt keine gereinigte Religion auf, und bey Gleichgültigkeit reinigen sich die Sitten nicht. O ihr Väter, ihr Hirten der Völker! laßt euch unser Heiligstes empfohlen seyn!

Anekdoten, oder wie man es sonst nennen will.

Ein Reisender stieg, ganz erfroren, in einem Wirthshause ab. Er fand aber den Ofen so sehr mit Menschen besetzt, daß er nicht hinzu kommen konnte. Ein glücklicher Einfall machte ihm Platz. Er frug: ob man hier gute Ausern haben könne? Der Wirth antwortete, wie alle Wirthe zu antworten pflegen: Ihnen zu dienen, mein Herr! sehr gute! Nun so gebt meinem Pferde einen Korb voll, erwiederte der Fremde! Der Wirth bezugte seine Verwunderung und schüttelte den Kopf. Er ging indessen, weil der Reisende seinen Besfel wiederholte. Alle Anwesende folgten

ihm und lachten. Der Fremde ließ sie lachen, und warimte sich am Ofen. Das dachte ich wohl, schrie ihm der Wirth, da er zurückkam, entgegen: das Pferd mag sie nicht! Ey nun, antwortete der Reisende, der sich durchgewärmet hatte, so wil ich sie essen.

2.

Eine seltsame Unterredung.

Zween Freunde, die sich seit langer Zeit nicht gesehen hatten, begegneten sich unermuthet auf einem öffentlichen Spaziergange. Hier ist ihr Gespräch:

A. Ich freue mich herzlich, dich wieder zu umarmen; wie ist es dir bisher gegangen?

B. Nicht allzu wohl; denn ich habe mir einfallen lassen, eine Frau zu nehmen.

A. O! das ist eine gute Nachricht.

B. Nicht allzu gut. Meine Frau machte mir vielen Verdruß; indessen erhielt ich doch 2000 Guineen zur Mitgabe.

A. Nun das konte helfen.

B. Nicht viel; denn die Schafe, die ich dafür kaufte, sind mir an der Seuche gestorben.

A. Das war in der That übel.

B. Nicht so gar übel. Ich verkaufte die Felle, setzte das Geld in die Lotterie, und gewan zehntausend Thaler.

A. O! so bist du wieder in den besten Umständen?

B. Nichts weniger. Ich kaufte mir ein Haus; aber das Haus brante ab.

A. Das nenne ich ein großes Unglück.

B. Nicht so gar groß; denn ich verlor mein böses Weib mit meinem schönen Hause.

3.

Ein junges Bauermädchen ritt in ihren Geschäften auf einem ziemlich widerspenstigen Esel von Hause. (Dies geschah in Frankreich, wo die Esel häufiger sind und mehr gebraucht werden als hier zu Lande.)

Unterwegens setzte sie das Thier ab. Ein Bauer, der es sahe, war nicht so galant, sie wieder aufzuhelfen; er bemächtigte sich vielmehr des Esels, und ritt davon. Das arme Mädchen schrie vergebens um Hülfe — und verlor den Räuber, der besser reiten konte in kurzem aus dem Gesichte. So bald sie das nächste Dorf erreicht hatte, wo sie jedoch Niemanden fand, brachte sie ihre Klage vor den Richter. Dieser ließ sogleich dem Flüchtigen nachsehen. Man hohlte ihn ein, und führte ihn vor. Nach einem langen und heftigen Wortwechsel, der nichts entschied (denn der Bauer blieb dabey, daß es sein Esel sey) sagte endlich das Mädchen: es ist ein Unglück, daß mein Esel weder reden noch schreiben kan: Indessen erlauben Sie, mein Herr! diesem Betrüger eine Frage vorzutragen, die vielleicht unsern Streit entscheiden kan. Indem warf sie ihre Schürze über den Kopf des Esels und fügte hinzu: mein armes Thier ist auf einem Auge blind; lassen Sie ihm ohne Anstand sagen: auf welchem? Der Bauer antwortete ziemlich unverschämt: auf dem rechten Auge. Ha! rief sie: da sehen wirs; mein Esel siehet gar gut und ist nicht blind. Und das zeigte sich auch wirklich, da sie die Schürze wegnahm. Sie erhielt ihren Esel, und der Dieb wurde ins Gefängniß geworfen.

Matern und Finette.

Matern war krank, und vor dem Bette

Saß seine junge Frau, Finette,

Und weinte bitterlich.

Wie kont es anders seyn? Finette grämte sich.

Ich fühl es, spricht, mit blassem Munde,

Der arme kranke Mann, sie kömmt, die letzte Stunde,

Mich jammert, liebes Weib, mich jammert dein Geschick,

Drum höre meinen Rath; es ist gewiß dein Glück.

Nim, wenn ich todt bin, dir den Lucidor zum Mann,

Den Lucidor — ? fing sie mit einem Seufzer an,

Den Lucidor mein Schatz? — So eben dacht ich dran.

Mündensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

51te Woche. 1776.

Copia eines Briefes eines in Pflicht stehenden Mannes
an den Verfasser des Neuen Beytrags zu einem
deutschen Wörterbuche.

S. 44-46. Woche d. Beyträge laufenden Jahrs 1776.

Sören Sie einmal, Sie hätten mit Ihrer Weisheit auch wohl können zu Hause bleiben, daß Sie über Leute meines gleichen spotten, die in Pflicht stehen, und ihre Pflicht thun. Ich dünkte, Sie hätten in Ihrer eigenen Provinz wohl gnug zu thun, den Leuten die Köpfe warm zu machen, und da wir leider bey uns schon mit solchen Plagegeistern Ihres Schlages gestraft gnug sind, die einem auf die Finger passen; so war Ihre Bosheit überflüssig, denn ein Satyrenschreiber ist die boshafteste Art auf Gottes Erdboden.

Ich stehe auch in Pflicht, und thue gewis meine Pflicht so genau, als ein Mensch, daß es aber nicht jedem gefalle, hat seine grossen Ursachen. Zuerst thu ich meine Pflicht gegen meinen Herrn, und dann schon ich, wenns die Umstände erfordern, keinen Menschen, und wenn es

auch eine Witwe ohne Brod und mit einem Duzend Kinder wäre. Was kan ich dazu, daß es das Recht so mit sich bringt, oder aus dem Recht erwiesen werden kan, daß es so kommen mußte? Gnug, und wenn ich auch einen armen L** die Haut über die Ohren zöge, so wil ich den sehen, der mir sagen kan, daß ich meine Pflicht nicht gethan hätte.

Wenn ich nun gegen meinen Herrn meine Pflicht gethan habe, so muß ich auch an die Pflicht denken, die ich mir, meiner Frauen und Kindern schuldig bin, denn wer die Seinen nicht ernährt, ist ja ärger, als ein Heide, und hat den Glauben verleugnet. Nun sind die Zeiten bekanters Massen sehr schlecht, und eine Familie kans demäßig zu ernähren, doch noch was zu erübrigen, und oben drein ein ehrlicher Mann zu bleiben, kostet schon Nachdenken und Mühe. Ich denke also so; wenn mein

S f f

Herr von den Contravenienten nur das Seine bekommt, und ich bin überzeugt: daß der Schurke noch wohl härtere Strafe geben könnte; so rupf' ich ihm die übrigen Federn, zum Exempel und Warnung für andere, auch noch aus, jedoch auf eine so honette und schickliche Art, daß meine Methode keiner Verbesserung mehr fähig ist. Ich weiß es den Leuten so ad oculum zu demonstriren: daß ich, so weit ich kan, ihr Bestes suche, und Mitleiden mit ihrem Unglück habe, ich stelle ihnen die Gefahr so gros vor, aus der ich ihnen dann zum Theil helfe, daß sie mir mit Freunden; den letzten Heller bluten, mich ihren Vater und Erretter nennen, und sich eh ein Nag aus dem Kopfe reißen liessen, als ihren Wohlthäter zu verrathen. Sind sie nun kahl, wie eine Nahe; so hab ich auch fürs künftige Gedult mit ihnen, und laße Gnade für Recht ergeben, bis sie sich erhohlt haben. Kan ein ehrlicher Mann seiner Pflicht treuer nachleben, Herr Satyrenmacher? Sie sollten sich an unsre Stelle setzen; so würden Sie schon anders pfeifen, und fühlen, wo unser einen der Schuh drückt.

Ich muß Ihnen aber auch sagen: daß Sie sich an das Murren meiner Feinde nicht kehren müssen, die einem ehrlichen Manne alles zu Wolzen drehen. Diese werfen mir oft vor: daß ich in meiner Pflicht wider meine Feinde am schärfsten wäre. So viel ist wohl wahr: daß ich das Gesicht vieler Leute nicht ausstehen kan, aber dies ist ein Naturfehler, den ja auch wohl unvernünftige Thiere, als die Hunde nämlich haben können. Man hat sich ja selbst nicht gemacht, kan ich also dafür büßen, was ich doch nicht ändern kan? Zuredem könnten die Leute auch wohl bisweilen ein bißchen dran denken: wen sie vor sich hätten, und mir mein bißchen Respect geben. Wer das Kreuz hat, heißt's im Sprichwort, segnet sich zuerst, und wenn ich bisweilen einen ungehobelten Flegelwores lehre; so

sind ich darin noch lange so viel Böses nicht, als andre Leute. Was man nicht weiß, kann man nicht richten. Nun wird einem von einem Feinde noch wohl ehe was überbracht, als einem guten Freunde, und weiß man erst eine Contravention; so kan man sich seiner Pflicht notorisch nicht entziehen. Dies sollten sich billig alle Mofdrs merken. Die Geistlichen selbst machen es ja oft um kein Haar besser. Wer ihnen auf den Fuß getreten hat, oder nach ihrer Pfeife nicht tanzen will, wird gewis abgecanzelt, und mag sich zur Hölle verpacken, dis will die Pflicht nicht anders. Ein bißchen Rache, zumal mit der Legalität gestempelt, könnten Sie uns auch leicht lassen, der Mensch ist ja kein Engel. So kann ichs z. E. nicht lengnen, daß ich Ihnen grosse Lust eins anzuhängen hätte, wenn ich Sie unter meiner Jurisdiction hätte, damit Sie ins künftige caucius mercari lehreten. Doch vielleicht schrammt meine Pflicht Sie künftig einmal, oder einer meiner in Pflicht genommener Herren Collegen gewöhnt Ihnen das verfluchte Satyrisiren ab. Wollen Sie aber ohne Zwang ihre Spottfeder ablegen; so wollen wir gute Freunde seyn, und da mich Gott noch so gut gesegnet hat, daß ich einem guten Freunde ein Glas Wein vorsehen kann, das kein Cavalier im Lande so gut hat; so besuchen Sie mich, und versuchen Sie es einmal: wie angenehm die Früchte der Pflichtleistung schmecken. Ich denke, Sie sollen anders Sinnes werden, wenn ich Ihnen den Glauben in die Hand thue. Wie gesagt, besuchen Sie mich, denn am besten ist es doch wohl, mit Leuten, die einem Schaden können, auf einem guten Fuße zu stehen. Ich fürchte mich vor sonst keinem Menschen, denn in meine Karren laß ich Niemand sehen, aber vor dem Teufel kan man sicherer seyn, als vor einem Satyritus. Der Henker mag wissen, wo ihrs alle hernehm, denn ihr gukt einem bisweilen tiefer ins Herz, als man sich selbst Lust hat, hinein zu sehen, und wenn

ihr so einen Traie erwischt habt, gleich wißt ihr alles. Man möcht euch nur dreißt mit in die Litaneen setzen lassen.

Zu Hofnung, daß Ihnen das Herz eben da sitze, wo es mir und andern Leuten sißt, werd' ich per Fuhrmann N. N. in 14 Tagen die Ehre haben, ein klein Probchen aus meinem Keller zum Vorgeschmack und zur desto reellern Einladung zu übersenden, bloß Ihnen meine Hochachtung für Ihre Verdienste zu bezeugen, und wenn Sie auch das Satyriscen nicht las-

sen können; so gibts ja ohne mich noch Leute genug. Ich werde Ihnen schon Massere verschaffen. Können Sie es doch machen, wie Ihre Herren Collegen, und den Pfaffen was am Zeuge flicken; die Orthodoxie verlachen n. s. w. Auf diese Art können wir die besten Freunde seyn, eine Kette ziehen, und ich werde mit der äuffersten Hochachtung und Erkenntlichkeit beharren &c. &c.

pro vera copia

v. G.

Die letzte Guinee.

(Aus dem Englischen.)

Armes Ueberbleibsel meines ehemaligen Reichthums! Soll ich dich nun wechseln? und sol ich nun kein Geld mehr haben? Ich habe alle meine Kräfte angewandt, dich zu erhalten. Die Belohnung war schlecht, aber die Mühe angenehm. Du hast meinen Kummer bey Tage gelindert, und meine Seele beruhiget; wenn ich zu Bette ging. Auf der stürmischen See und auf Reisen zu Lande hatte ich einen Freund, und so lange ich über dich befehlen konnte. Du bist mir immer ein guter Führer und Beschützer gewesen. Aber nun sollen wir uns scheiden? — Das ist überaus hart! — Du trägst Karls Bildnis? — Er war ein freygebiger Herr; mußte aber viel austehen, ehe er zur Regierung kam. O! mögte mir das eine glückliche Vorbedeutung seyn! O! mögte sich doch meine kümmerlichen Tage in Jahre von Ueberfluß endigen! Das Bildnis zeigt seine große Seele, es scheint zu lächeln, und sich zu bemühen; gütig zu seyn. Auf der andern Seite prangt die Wapenkunst. Doch das ist ein schlechter Trost für eines armen Mannes Herz! —

Hier liegt ein Löwe; und da brüllet er. Die Menschen sind ungeduldig bey'm Mangel und ausgelassen bey'm Ueberfluß. Kein eitles Ding kan immer groß, und wer heute reich ist, wird vielleicht Morgen arm seyn. — Die Harfe hänget dabey mit ihren traurigen Saiten; denn ach! die Musik macht ein denkendes Gemüth nur trauriger. — Ihr Guineen seyd doch ein recht gutherziges Volk! ihr macht euch niemanden zum Feinde; einzeln seyd ihr stumm; aber in einem Haufen macht ihr Lärm. Ihr kommt mit Vergnügen; und scheidet mit Unlust, wie etwa Liebhaber kommen und scheiden. Dem Unwürdigen bezeigt ihr Ehrfurcht, und vernachlässiget den Guten, wie die Thoren von schmeichelnden Betrügnern verehrt werden. Wer euch am wenigsten brauchen kan, verdirbt euch am besten; wie ein Verschnittener ein schönes Frauenzimmer. Wenn ihr am sichersten seyd; so werdet ihr gestohlen. — Eben so gebet es mit dem Vergnügen; das wir zu genießen glauben. Ihr ersetzt den Platz aller Tugenden — Verstand in der Seele, und Schönheit im Gesicht. —

Gute Guinee! wenn du verwechselt bist; so übe deine Gewalt für mich aus, was sonst noch keine Guinee gethan hat. Durchrenne die Welt; suche alle alte Bekannten; durchgehe alle Schätze, versamle alle deine Freunde; bis du prächtig, glänzend, mit tausenden in deiner Folge, siegreich wieder in meinen Beutel zurückkommst! Wenn du nun, wie ein Monarch, ein so großes Gefolge mitbringst; so sol dein Lob von meiner tönnenden Leier wiederschallen, und du sollst mit unsterblichen Liedern besungen werden, wenn ganze Haufen deines Gleichen in der Bergesferne begraben liegen. Doch diese Betrachtungen stillen meinen Kummer nicht. Er wächst mehr und mehr, wie ich deine Gewalt besinge. Du nimmst Antheil an meinen Schmerzen; da ich dich ansehe, und deine Farbe bewundere, wirst du blaß. Ich sehe deinen geheimen Zug, und ein Nebel bedeckt deinen Glanz. Dein Mitleiden verhindert dich zu schmelzen. — Du findest sonst kein Vergnügen bey den Künstlern, und haffest die Dichter tödlich. — Eine Klage, die schon alt ist, und welche schlechten Reimen erblich bleibt! Aber nun, da du von meinen herben Kummer überzeugt wirst, scheinst du gerührt; und mögtest gerne bey mir bleiben. — Doch die Natur befiehlt; und dieses ist ein unwidertreiblicher Schluß. Wir müssen gehorchen; wir müssen uns trennen! Kostbares Stück! Lebe wohl! Ach bringet mir einen Schluck! das insgeheim empfindende Glas zittert wie ich, und scheint an meinem Kummer Antheil zu nehmen. Lebe wohl Vergnügen! Ich beweine meine Guinee. Und solte der nicht trauern, der kein Geld mehr hat? — Durdzten wir in glücklichen Zeiten wieder zusammen kommen! Wenn Gold an Gold harmonisch tönt, wollen wir das Vergnügen eines erhabnern Standes theil-

ten, und uns über die Veränderungen des Schicksals wundern. Wir wollen nach vieler Erfahrung in lauter Lust unsere Tage feyern. — Diese silberne Schlingige scheinen lange so schön nicht; das als meine Lippen, sind sie vielleicht nur wenige Tage mein. Und wo werde ich alsdann frische Recruten hernehmen, meine Wohnung zu bezahlen, oder mir ein altes Kleid zu kaufen? Befreye mich vom Schuldthum! Sey mein Trank, mein Essen und mein Wein; der Geizhals mag Bier trinken! Dichter müssen Nektar haben, um, wie Herkules das Ungeheuer der Armuth zu überwinden; und wenn mich ja das Schicksal nicht erhören solte; so verschaffe mir eine Pfeife, damit ich meine Sorgen wegzblasen kan! — Doch nunmehr ist es Zeit, daß ich anfang zu sparen. Denn der Wein ist das flüssige Grab des Silbers, und wenn der Beutel nicht mit Gold gefüttert ist, so ist es ein Verbrechen, den Nebenfaß zu trinken.

Das Geld wird immer kleiner, wenn man es wechselt, und gehet uns stillschweigend aus den Händen, wie Quecksilber, wenn man es ausschüttet, immer kleinere Tropfen macht. Ich sehe schon im Geiste die Anzahl dieser silbernen Freunde sich vermindern; Sie werden vom Kupfer verfolgt, wie sie das Gold verfolgten. Die Krouen haben den Schillingen Platz gemacht, und diese weichen den Pfennigen. Doch ich verzage noch nicht. Die Hoffnung erhält mich. Wenn sie weg sind, wil ich nachrechnen, wo sie hingekommen sind. So pflügen ja auch gesunde Menschen nicht eher an das Grab zu denken, als bis das Leben auf die Reize ist. Wenn Schrecken in allen Gedanken aufsteigen, und die Ewigkeit in dunkeln Schatten erscheinen, dann wollen sie die verlohene Zeit nutzen und sich bessern.

Mindensche Beyträge

zum

Nutzen und Vergnügen.

52te Woche. 1776.

Untersuchung der Frage: Ob und woher die Heiden von der künftigen Geburt eines Heilandes der Welt Kenntniß gehabt haben.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche glaubte man, es gereiche unser heiligsten Religion zum Vortheile, und die Heiden würden leichter zu der Annehmung derselben geführt werden, wenn man sie überzeuge, daß ihre Orakel und Propheeten von der Zukunft des göttlichen Stifiers derselben geweissaget hätten. Man überlegte nicht wie viel eine gute Sache verlieret, wenn man zu ihrer Unterstützung und Werthetdigung, erdachte und falsche Gründe braucher. Besonders gab man sich die Mühe Aussprüche alter Wahrsagerinnen, die Sybillen genant wurden, von unserm Erzähler zu erklären. Dieses desto besser zu bewerkstelligen, verfertigte ein Christ, eine Wahrsagung, den sybillischen ähnlich, und gab sie für ein achttes Werk einer solchen Wahrsagerin aus. Dieses hat sich auf unsre Zeiten erhalten. Aber es wird sich sehr nicht leicht jemand finden, welcher es nicht für das hält was es ist. Eine dieser sybillischen in Versen verfaßten Weissagungen drucket durch die Anfangsbuchstaben aus: Jesus Christus, der Sohn Gottes, der

Heiland, das Kreuz. Die persische Wahrsagerin sagt: Der Sohn der Jungfrau, der liebliche Fürst, der den Gefallenen allein das Heil wiederbringen kan, wird auf einem Esel reiten, und dieser grosse Gott von einer keuschen Jungfrau geboren werden. Die crimmische Wahrsagerin verkündiget: daß die heilige Jungfrau den Herrn der himmlischen Heerschaaren mit ihrer Milch speisen, ein Wunderstern vom Morgenlande erscheinen, und die Weisen ihr Lob und Geschenke, Myrrhen, Gold und sabäischen Weihrauch darbringen werden, und endlich lässet die tiburtinische Sybille die heilige Jungfrau in den Grenzen von Nazareth den gebären, welchen die Gesilde von Bethlehem, als Gott im Fleische sehen würden. Haben die Sybillen dergleichen geweissaget, so hat ihnen Gott weit mehr, als den Gläubigen seines Volks, als allen seiner Propheten offenbaret, und wer kan sich getrauen, solches zu behaupten? Gott zeigte im alten Bunde Jacob sein Wort, und Israel seine Sitten und Rechte, aber so that er keinen Heiden, noch ließ sie wissen seine Rechte.

G g g

Diese Erdichtungen bey Seite gesetzt, wurden dennoch viele bewogen, den Sybillen eine Kenntniß von der Zukunft Christi zuzuschreiben, weil sie die 4te Ecloge des Virgils, worin er seinem Vorgeben nach, die Weissagung der cumäischen Wahrsagerin vorträgt, von Christo erklärten. Schon Augustin war dieser Meynung, und behauptete, daß verschiedene Ausdrücke des Poeten auf niemand, als auf Christum passeten, fürnemlich der: „du unser Führer, wirst jede Spur unsrer Verbrechen auslöschten, und die Erde von der sie stets drückenden Furcht befreien.“ Ferner: „Er wird mit väterlichen Tugenden den beruhigten Erdkreis regieren,“ und „jetzt wird ein neues Geschlecht vom Himmel herabgesandt.“ Eusebius vit. Const. macht aus der Göttin Orreichtigkeit, welche uns die Fabel als Jungfrau abbildet, und wovon Virgil hier sagt, daß sie in dieser neuen goldenen Zeit auf den Erdboden zurück kommen werde, die Jungfrau Maria. Jetzt glaubt niemand mehr daß die Sybille, wenn es auch wahr ist, daß Virgil den Stoff zu diesem Gedichte von ihr entlehnet, oder dieser selbst von einem künftigen Heilande der Welt etwas gewußt, und ohne den Sinn des Dichters zu verdrehen, kan seine Ecloge nicht für eine Weissagung von Christi Geburt gehalten werden. Ihr wahrer Sinn ist leicht zu finden. Auch die Heiden wußten vielleicht aus der ersten Tradition, daß es in den ersten Zeiten weit besser in der Welt ausgesehen, oder sie konten sich nicht überzeugen, daß die Menschen immer so ruchlos und lasterhaft gewesen. Sie stellten sich das erste Weltalter, als ein Paradies, und die ersten Bewohner der Erde ohne Laster und Bosheiten, ohne Kummer, Mühe und Elend vor. Die Menschen glaubten sie, hätten sich stufenweise, verschlimmert, und der Erdboden zugleich mit ihnen seine erste Schönheit und Fruchtbarkeit verloren. Aber dabey gaben sie doch auch die Hoffnung besserer Zeiten, die so viel Erquickendes mit sich führet, nicht auf,

Sie wünschten, und hoffeten, so oft sich eine glückliche Aussicht in die Zukunft zeigte, die Wiederkehr jenes ersten Zeitalters. Rom hatte aber als Virgil dies Lied sang, nach so vielem Blutvergießen erträgliche Aussichten, die ein bißchen Schmeicheley des Dichters erhdhete. Cäsars Nieder waren besetzt, und umgekommen, August und Antonius waren nach ihrer ersten Entzweyung versöhnt, beyde hatten sich auch mit dem jungen Pompejus, der von Sicilien und dem Meere Meister war, und Rom durch die gesperrete Kornzufuhr in Hungernöth gesetzt hatte, vertragen, und das römische Reich genoß nunmehr des so lange vermisteten Friedens. Der Consul Pollio hatte am meisten dazu beygetragen, und Virgil war ihm besonders seine Bekanntschaft mit dem Mäenas, und hiez durch die Gunst des Augusti schuldig. Dem Pollio wurde damals eben ein Sohn geboren, Virgil bediente sich beyder Umstände, dieser Geburt und der hergestellten Ruhe im Staate, wie auch des Ueberflusses an Lebensmitteln, der nun wieder in Rom herrschte, er prophezeeyete dem Staate die Wiederkehr der goldenen Zeiten, und dem Pollio, daß sein Sohn der Wiederbringer und Befestiger derselben seyn würde. Siehet man nun dies Gedicht aus diesem Gesichtspunkte an, woraus man es allerdings ansehen muß, so wird man nichts darin finden, was auf den Messias gedeutet werden könne. Nicht dieser, sondern der junge Pollio soll, nach dem Sinne des Dichters, mit den Tugenden, die den Vätern zieren, die durch den Frieden zwischen August, Antonius und Pompejus beruhigte Erde, das ist das römische Reich, regieren. Denn es ist bekannt, daß die Römer ihr Reich die ganze Welt nannten, wie denn auch der Evangelist Lucas in der Anführung des Gebots des Augustus von der allgemeinen Schätzung zur Zeit der Geburt Christi sich eben dieses Ausdrucks bedienet. Unter des alten Pollio Consulat, fährt Virgil fort, werde, wenn auch von dem

Laster der Römer noch ein Ueberrest seyn sollte, dasselbe nicht wieder die Oberhand gewinnen, noch dem Reiche aufs neue Gefahr und Schrecken drohen. Und anstatt des lasterhaften Geschlechts der Menschen, welches jetzt die Erde bewohne, sollte eine neue, den ersten Menschen aus jenem Zeitalter ähnliche Art, vom Himmel herabgesandt werden. Dann würde, wie damals, die verjüngte Erde, aller Orten Syrischen Balsam geben, sie würde weder Hacke noch Pflug mehr bedürfen, der wilde Dornbusch rothe Trauben tragen, und die harte Eiche Honig, wie Thau, tröpfeln.

Wir sind indessen nicht der Meinung, daß die Heiden ganz und gar keine Nachricht von der Zukunft des Erldöfers gehabt. Sie konnten dieselben von den Juden bekommen, und haben sie wirklich von ihnen erhalten. Die Juden kamen nach der Endigung der Gefangenenschaft nicht alle wieder nach Jerusalem, sie blieben zum Theil, wo sie ihre Nahrung und Gewerbe fanden, und zerstreueten sich unter den syrischen Königen noch mehr in alle Länder des Orients. wie der Evangelist Lucas Actor. 2. 9, 12. beweiset. Ihnen waren die Weissagungen von der Zukunft des Messias bekannt. Sie glaubten an denselben einen irdischen König zu erhalten, der sie zu Herren der Völker machen würde, denen sie jetzt unterthan seyn müßten. Diesen Begriff machten sich selbst die Jünger JESU von demselben. Die Mutter der Kinder Zebedäi, die sich für ihre Söhne die ersten Stellen in diesem Reiche ausbat, und die Jünger, die nach Emaus giengen, beweisen es Matth. 20, 20. Luc. 24, 20.

Sie wußten aus der Zeitrechnung des Daniels, aus dem Umsturze des syrischen Reichs, und aus den Propheten Haggai und Malachias, daß die Erscheinung dieses Königes nicht weit mehr seyn könne, und verhehlten diese ihre Hoffnung auch den Heiden nicht, unter denen sie wohnten. Die meisten dieser Länder gehörten schon vor Christi Geburt den Römern, und wie

diese, welche nichts von den Propheten Gottes wußten, alle Weissagungen den Sybillen zuschrieben, aber auch auf ihren Staat deuteten, der unter Cäsarn angefangen hatte, eine monarchische Gestalt zu gewinnen, so glaubten sie, daß der mächtige König, auf den die Juden hofen, bey ihnen zum Vorschein kommen würde. Die Römer erklärten diese aus dem Orient empfangene Verkündigung zuerst von ihren August. Ein unverwerflicher Zeuge hievon ist Sueton. Dieser berichtet Aug. 94. aus des Julius Marathus Leben dieses Kaisers, man habe wenig Monate vor dessen Geburt sich öffentlich mit der Weissagung getragen, daß die Natur dem römischen Volke einen König gebären würde. Der Senat wurde darüber bestürzt, und faßte den Schluß, alle Kinder männlichen Geschlechts, die in dem Jahre geboren würden, zu tödten. Allein diejenigen Rathsherren, deren Frauen schwanger waren, und davon jeder sich die Hoffnung machte, daß die Weissagung an seinem Hause erfüllt werden sollte, verhinderten die Gältigkeit dieses grausamen Rathschlusses. Wenn die Weissagung kein von der Schmeicheley erdachtes Märchen ist, so verkündigte sie die Geburt des Messias, aber die Römer deuteten sie auf einen König von Rom, und das Schrecken des Staats war um desto größer, da man ehedem die königliche Gewalt auf ewig verschworen hatte. Sie verriethen aber durch das Senatus Consult eine grosse Einfalt. Denn war die Weissagung wahr, so war sie auf keine Art zu hindern, war sie aber falsch, warum sollten so viel tausend unschuldige Kinder sterben.

Die Juden wolten Jesum von Nazareth nicht für den Messias erkennen, und fuhrn fort, auf einen irdischen König zu hoffen. Sie sahen ein, daß die Zeit der Ankunft desselben da seyn müsse, und von dem falschen Begriffe, welchen sie sich davon machten, verblendet, griffen sie gegen die Römer zu den Waffen, und beförderten dadurch die Erfüllung der kurz vorher an-

geführten Weissagung des Daniels. Flavius Vespasian fing ihre Befiegung an, und sein Sohn Titus vollendete sie um das Jahr 79, durch die Zerstörung ihrer Hauptstadt und ihres Tempels. Sie hatten bey ihrer Rebellion abermal ihre Hoffnung auf einen weltlichen König ausgebreitet, und die Römer zogen diese Prophezeiung abermals auf ihre Prinzen, die Vespasianer, Vater und Sohn. Tacitus sagt Hist. I. V. 13. die Juden hätten sich überredet, die alten Schriften der Priester enthielten, daß zu dieser Zeit der Orient wieder mächtig werden, und Prinzen die aus Judäa kämen, die Herrschaft erlangen würden. Diese Weissagung hätte auf Vespasian und Titus gedeutet, aber die Juden hätten von

Eigenliebe verblendet, geglaubt, daß das Schicksal ihnen dies große Glück bestimmet habe, und sich auch bey allem Verlust und Unglück nicht von diesem irrigen Bahn abbringen lassen. Sueton Vesp. 4. sagt dieses mit eben den Worten. Hieraus siehet man, daß alles, was die Heiden von der Zukunft eines Messias und grossen Königes gewußt haben, ihnen nicht unmittelbar offenkundig, sondern daß sie solches durch die Juden denen er durch die Propheten verkündigt worden, empfangen haben. Wir nehmen hier die grosse Offenbarung an, welche Gott den Erstlingen aus den Heiden, den Weisen aus Morgenlande, auf eine uns nicht völlig bekannte Art bey dessen Geburt gemacht hat. H.

Ode von den vorzüglichsten

Du bist, o Vater aller Frommen!
Und aller Heiden Heil und Gott!
Zu uns herab ins Fleisch gekommen,
Unendlich großer Bedacht!
Werdoppelt euch ihr Freudenlieder!
Die Gottheit kommt zu uns hernieder,
Und mit ihr kommt die Seligkeit!
Also geschah des Vaters Wille,
In der nunmehr entdeckten Fälle
Der ungelos entstehenden Zeit.
Die ihr zum Ruhm der Welt geboren
Mit weiser Seele richtig denkt,
Und die Vernunft zum Weg erkoren,
Wornach ihr eure Schlässe lenkt!
Verkümmt hiebet mit euren Schlässen!
Wie kann der blinde Mensch das wissen,
Was Engelst Muth einsehen?
Der Herr der Himmel kommt auf Erden,
Ein Mensch, ein Heil der Welt zu werden;
Kannst du Vernunft dies Werk verstehen?
Er kommt, und lebt uns zu erretten?
Er stirbt am Kreuz uns zum Gedenk!
Schon schwinden Fluch und Todt und Ketten,
Und Heil und Lust zieht bey uns ein.
Der Du, GOTT! im Verdorbenen wohnest,
Und höher als im Himmel thronest,
Dem Herz zerfließt von Lieb und Huld.
Zu gütig um uns recht zu lobnen,
Hast Du, uns göttlich zu verkönnen,
Unendlich vielmehr als Geduld.
Es strömt aus Deiner Wundenquelle
Dein Blut, das mehr als Abels schreit,
Und löset bis in die tiefste Hölle
Den Zorn, der mit Verdammniß dräut.
Noch größte Liebe zu beweisen,

Wohlthaten des Erlösers.

Muß uns dein Leib zum Leben speisen,
Tränkt uns Dein Blut, das uns erhält.
Ja, wenn es uns erprieslich wäre,
Kannst Du, Herr aller Himmelsheere!
Noch einmal menschlich in die Welt,
Getreuer Erhalter! dessen Pflege
Mich meinem Heiland zugeföhrt!
Wie heilig sind doch deine Wege!
O selig, wen ihr Handeln rührt!
Ich kam den Heiland zu genießen,
Dahin, wo Himmels Manna thaut.
Wie himmlisch ward ich aufgenommen,
Von ihm, der in die Welt gekommen,
Von ihm, dem alle Welt vertraut.
Laß mich, laß mich in deinen Armen
Holdseligster Erlöser! ruhn!
Wie wird mich deine Lieb erwärmen!
Wie sanft wird Deine Gnade thun!
Mit Dir vereint wird lauter Segen
Sich zu mir nahen, sich um mich legen,
Und meines Lebens Leben seyn!
Gereinigt von dem Gift der Sünden,
Geh ich mit frohem Ueberwinden
Dereinst in Deine Wohnuna ein!
O zeige mir in deinem Wilde,
Im Wilde Deiner Masekat,
Das Hohe, Gültige und Milde,
Wodurch die ganze Welt besiehet.
Hast Du Dich selbst für uns gegeben,
O so befordere, daß dies Leben
Ein Dank für Deine Güte sey.
Und meiner Jahre frohe Tage
Beschütze vor der Sündenplage
Zum Denkmahl Deiner Vaterkren.

Mindensehe Beyträge

Nutzen und Vergnügen.

53te Woche. 1776.

Der letzte Abend des Jahres.

In diesem Feyerabende eines ganzen Jahres wil ich mich hinsetzen, und mich den Betrachtungen und dem Nachdenken überlassen; wozu mich dieser Abend so laut auffordert. Sammeln wil ich mich aus allen Zerstreuungen, die mich nur alzuoft von dem Nachdenken über mich selbst zurückhielten, und mit allem Ernst eines Christen, dem jeder Tag eine Saat für die Ewigkeit seyn sollte, an die unwiederkräftlich verfloffenen Tage dieses Jahres denken, meine Fehlritte und Thorheiten erkennen, und gute Entschliessungen für die Zukunft fassen. Ich wil mich so angelegenlich mit diesen Gedanken unterhalten, als wäre dieser Abend — der letzte meines Lebens! — Und wer weiß, ob er es nicht ist? — Wenn ich diesen Abend entschlagen bin, erwache ich vielleicht in einer andern Welt, wo nicht, wie hier unten, Tage und Jahre, sondern eine unaussprechliche Ewigkeit, der Maasstab meines unsterblichen Lebens seyn wird. Gewiß war doch, dieses große Fehlritenabend des verfloffenen Jahres, für tausende meiner Brüder, der letzte ihres irdischen Lebens. Wie viele die es nicht meynen, die auf Jugend, Gesundheit und Stärke baueten, die noch weit aussehende Entwürfe für die Zukunft machten, gingen mit dem Ende dieses Jahres zugleich

in die Ewigkeit hinüber! Bin ich besser, wie sie? Und ihr Hingang nicht ein lauter Ruf, der tief in meine Seele schallt? — Mein ich wil auf ein so unsichres Leben keine gewisse Rechnung machen, wo ich an jedem Morgen zum Tode reis bin, und an jedem Abende besorgen muß, daß die Nacht des Todes meine Augen verschlossen werde.

War die für mich der letzte Tag auf Erden? Got dieser Schlaf mein Todesstummer werden? So wecke mich, daß ich dir meine Seele,

O Vater anbefehle!

Dann leg ich mich getrost zur Ruhe nieder, Geh ich gleich nicht die Morgenfonne wieder, So seh ich doch in Gegenden voll Licht

O Gott! dein Angesicht;

Erwache dann an einem schönern Morgen, Nicht mehr gedrückt von dieses Lebens Sorgen, Im Lande der Unsterblichkeit und Sonne

Jenseits der Sonne!

Ich befinde mich bey dem Beschluß des Jahres gleichsam auf einer Anhöhe, von welcher ich das lange Thal, das ich bisher durchwandelt habe, mit allen seinen Pfaden und Krümmungen übersehen kan. Hier wil ich einen Augenblick ausruhen und einen Blick auf den zurückgelegten Weg werfen. Und wie belehrend ist dieses Zurückschauen für mich! Ich sehe nun, wo ich irrte, und den richtigen Weg verfehlte. Hier strauchelte ich, und wäre gleich gefallen, wenn mich nicht eine höhere Hand gehalten hätte. Dort ging ich

H h

Gedankenlos fort und wäre halb in jenen Abgrund versunken, an dessen Rande ich schon stand. Ich zitterte und danke Gott, daß er mich aus denen Gefahren rettete, in welche mich meine Unbedachtsamkeit verwickelt hatte. — Freilich hatte ich auch manchen mühsamen Weg; er war oft mit Dornen verwachsen; aber Dank sey Gott, der mir durchgeholfen hat! Er stärkte mich, wenn ich kraftlos und ermüdet hinsinken wolte. Und es war doch auch sehr gut, daß ich auf manchem rauhen Pfade gehen mußte. Wäre mein Weg immer mit Rosen besreut; wäre mein Pfad immer sanft und angenehm gewesen; hätte sich mein Fuß an keinen Stein gestossen; Sicherlich wär ich dann noch öfter von dem guten Wege gewichen und vielleicht ganz von meinem Ziele abgekommen.

Aber ich wäre auch undankbar, wenn ich nicht an das Gute, an die Erquickungen und Stärkungen, an die Freuden und Annehmlichkeiten gedenken wolte, die ich auf meinem Wege bis hieher, bis zu diesem Ruheposten, genoss. Er war immer die Güte und Liebe selbst auf meinem ganzen Wege, der gute und gnädige Vater der Menschen! Er vergaß mich nicht, wann ich gleich seiner oft unter tausend Zerstreungen vergaß. Er dachte an mich, wenn ich an mich selbst nicht dachte, und oft Tage hingehen ließ, ohne mich mit ihm, dem Beschirmer meines Lebens zu unterhalten. — Und dennoch, mit wie mancher Wohlthat beseligte er mich nicht! Geistliche und irdische Freuden empfing ich immer aus seiner Hand, ehe ich noch darum gebeten hatte. — Und ach nicht immer sah ich dankbar und gerührt zu dieser Hand hinauf, die mich so milde segnete! Mit jeder Morgensonne kam ein Beweis seiner Güte und Treue auf mich hernieder und jeder Strahl ihres Lichts hätte mich zum Dank und zur Anbetung erwecken sollen. An jedem Abende der mich zu einem erquickenden Schlafe einludete, bedeckte mich die Flügel seiner Allmacht und Liebe. Und o wie sicher habe ich nicht unter seinem Schutze geruhet; wie gestärkt und erheitert bin ich nicht durch seine

Gnade erwacht! Jeder Auftritt der Natur in seiner mannigfaltigen Schönheit ruhte meine Seele auf zum Preise des Allgärtigen und Majestätischen, der mir meinen Weg durch dieses Leben angewiesen hatte. Viele Erquickungen genoss ich auf meiner Reise und manche Stärkung kam von oben herab, wenn ich die Beschwerlichkeiten meiner Wanderschaft empfand. Oft wäre ich ermüdet und kraftlos hingsunken, und hätte nicht diese Anhöhe erreicht, wenn nicht eine höhere Hand meine Schritte geleitet und mich als ein freundschaftlicher Begleiter sicher geführt hätte. — Ich erkenne auch, daß ich vielen von meinen Begleitern auf meinem Wege Dank schuldig bin. Ihr Rath kam oft zur rechter Zeit, wenn ich mir durch Uebereilung und Thorheit, Schaden und Nacht heil zugezogen hatte. Ein freundschaftlicher Wirth, wies mich oft zurechte, wenn ich irrte; ein Wort der Ermahnung stärkte meinen Eifer und belebete meinen Muth; ein Blick voll Mitleid und Trost erheiterte mich, wenn ich traurig und niedergeschlagen war. — O meine Freunde, meine Brüder, meine Reisegefährten, euch allen sage ich Dank! Wir wollen gemeinschaftlich vor dem Regierer unserer Schicksale anbeten, dessen Gnade uns bis zu diesem Ruhepunkte geleitet hat. Unsere Aussicht in das vor uns liegende Thal ist zwar noch sehr dunkel; aber sie wird sich nach und nach aufklären, so wie wir unsern Weg fortsetzen. Wir können uns sicher unserm bisherigen Führer überlassen, der immer so unverbesserlich gut, unsern Gang geleitet hat. Er leitet uns nach seinem Rath und nimmt uns zu Ehren an!

Noch einer andern Betrachtung kan ich mich an diesem Abende nicht erwehren; und sie ist mir zu wichtig, als daß ich ihr nicht mit aller Sammlung des Gemüthes nachdenken sollte. — Nicht alle von denen, die mich bisher auf meinem Wege begleiteten, sind mit mir bis zu diesem Ziele gekommen. Nicht alle haben mit mir diesen feyerlichen Abend erlebt. Viele von denen, die dis Jahr anfangen, haben es nicht beschlossen; und sind

schon in ihre Heimath zurückgerufen worden. Blühende Jünglinge, die noch einen weiten Weg vor sich sahen, noch manches Decennium zu durchleben dachten und nach menschlichen Wahrscheinlichkeiten, die schönste Aussicht vor sich hatten — sind nicht mehr! Sie sind in ihrer Blüthe abgemähet und ihre Früchte sind nicht zur Reife gekommen. Männer, die der Welt noch die wichtigsten Dienste leisten konnten, starben; und Väter und Mütter wurden von ihren weinenden Kindern weggerissen. Wohlthäter verließen dies Leben, die manche Thräne den Armen abtrockneten, und für ihre ganze Gegend ein Segen waren. — Aber auch viele Glende, Bekümmerte, Trostlose, Kranke haben mit diesem Abend das Ende aller ihrer Leiden erreicht. Wohl ihnen, ihre mähseelige Laufbahn ist vollendet! Sie werden nicht mehr die Morgenröthe des kommenden Jahres sehen. Sie sind entschlafen um am Morgen des jüngsten Tages zu einem neuen Leben zu erwachen. Wie glücklich sind sie vor vielen ihrer noch unglücklichen Brüder und Schwestern, die noch hiennten disseite des Grabes, nach ihrer Erlösung seufzen! Sie sind im Hafen, wo keine Stürme des Lebens sie mehr beunruhigen. — Manche gute, fromme Seele, die ihre Auflösung entgegen sahe, ist ihres Wunsches gewähet. Ihr Prüfungen haben ein Ende; ihr Glaube und Vertrauen haben gesiegt.

Vollendet ist die Arbeit ihrer Tage;
Und aus ihr Kampf, der Sieg ist da!
Anstatt des Achs, der Thränen und der Klage,
Singt nun ihr Mund Halleluja;
Empfängt die Krone, ihren Lohn,
Und bätet an vor Gottes Thron!

Freilich wurden auch viele ein Raub des Todes, die zu diesem letzten, wichtigsten Auftritte nicht bereitet waren. Sie gingen sorglos dahin; und ehe sie daran dachten, kam ihr letzter Abend und der Ruf in eine andre Welt. Es fehlte ihnen nicht an liebevollen Winken, nicht an starken und nachdrücklichen Erinnerungen; aber sie achteten nicht darauf. Ihre Seele war zu tief in eine moralische Unempfindlichkeit versenkt, als daß sie auf die Stimme der Religion und des

Gewissens hätten merken sollen. Sie sahen zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken, diesen oder jenen ihrer Brüder fallen, der mit ihnen auf einem gleichen schlüpfrigen Pfade gewandelt hatte. Und doch gingen sie leichtsinnig weiter. Kaum warfen sie einen Seitenblick auf irgend ein Grab, das einen Mitgenossen ihrer Lüste verschloß. Wenn auch etwa in einer einsamen Stunde ein ernsthafter Gedanke in ihre Seele hernieder kam — wie bald wurde er durch die herrschende Sinnlichkeit vertrieben! Wie gern würden sie igt einen von ihren verlohrnen, verschwundenen Tagen zurückrufen; wie gern ihn mit Blut erkaufen, wenn es möglich wäre. Jede verlorne Stunde, jeder nicht geachteter Wink, jede verworfene Ermahnung, jede zurückgewiesene Warnung tritt nun als ein Zeuge wider sie auf.

Es ist wahr, ich habe viele von meinen Begleitern verloren, die ich nicht kannte, und die mit mir doch einen Weg gingen. Aber auch, nahe und fern, hat mich einer oder der andre meiner Bekannten und werthen Begleiter verlassen, und ist vor mir in das bessere Land des Friedens hinüber geeilet. Von der frühen Zeit meiner Jugend an, bis auf diesen Abend; die Gefährten meiner Jugend, oder meiner männlichen Jahre; wie viele sind nicht mir entrisfen! Sie traten mit mir die Reise durch dieses Leben an; aber schon lange haben sie sie geendigt. Mancher Freund, den meine Seele geliebt hatte, lebt nicht mehr hierunter, u. ließ mich schon lange verwaist zurück. Mancher, dessen Leben mir Beyspiel und Aufmunterung war, genießt schon den Lohn seiner Jugend. Er war mein Führer auf dem Wege des Lebens, mein Ermunterer, wenn ich träge ward; und an seiner Hand ging ich freudiger und getroster meinen Gang. Sein Herz war stets offen für jede meiner Bekümmernisse und in seinem Schoos konnte ich alle meine Klagen ausschütten. — Und noch viele andere von meinen Begleitern, Gute und Böse, Weise und Thoren, sind schon längst und noch vor diesem Abend nicht mehr an meiner Seite. Wie viele Entwürfe sind mit ihnen vereitelt;

wie viele Hoffnungen verschwunden; wie viele Entschliessungen vergeffen; wie viele Wünsche unerfüllt geblieben! Freilich waren die auch zum Theil eitle Entwürfe, leere Hoffnungen, thörichte Wünsche, unerlaubte Entschliessungen. Aber das Gute, was sich doch hier und da noch fand, ist nicht ganz verlohren. Es ist eine Saat, die noch irgend einmal keimen, hervorwachsen, blühen und Früchte tragen kan: So gewiß es ist, daß das geringste Böse seine unabsehbliche Folgen bis in die Ewigkeit hat.

Wenn ich nun diesem allen, heute mit dem Ernste nachdenke, den die Wichtigkeit der Sache verdient; so frage ich mich billig: Warum bin ich noch hier? Warum habe ich allein vor tausenden meiner Gefährten, diesen Aufhepunct, dies feierliche Ende eines ganzen Jahres erreicht, die mich theils im Anfang, theils an der Hälfte, oder noch am Ende des Weges verließen? — So viel weiß ich; es ist immer Weisheit und Güte; es müssen immer sehr wichtige Absichten seyn, warum ich noch da bin. Meine Bestimmung hienieden ist noch nicht erfüllt. Ich soll immer vollkommener, besser; immer reiser zur Ewigkeit werden. Meine Tugend hat noch viele Dängel, mein Herz noch viele Schwächen, meine Seele noch viele Flecken. Diese soll ich ausbessern, ablegen, und immer unfehllicher zu werden, mich betreiben. Mein Glaube ist oft schwach, mein Vertrauen, mankend, meine Liebe nicht thätig, mein Eifer nicht feurig, meine Andacht nicht innbrünstig genug. Dieser Glaube soll sich durch göttliche Gnade stärken, mein Vertrauen wachsen, mein Eifer immer wärmer, meine Liebe immer thätiger, meine Andacht immer glühender und Geistvoller werden. Darum gab mir der Herr meines Lebens und meiner Tage noch dieses Jahr, das ich heute vollende; darum stärkte er meine Lebenskraft; darum erquickten mich seine Wohlthaten; darum bedeckten mich die Flügel seiner Liebe; darum habe ich unter dem Schatten des Allmächtigen bisher so sicher geruhet!

Allein habe ich auch dies alles erkannt und von dieser Gnade die getreue Anwendung gemacht? Habe ich keinen von den versprochenen Tagen dieses Jahrs übel angewandt? Wird keiner mich gerühen; keiner an jenem Tage als ein Zeuge wider mich auftreten? Mühte ich die Erinnerungen, die mir gegeben wurden? Wernar ich keine gutgemeinte Ermahnung? Hörte ich auf jeden auch noch so leisen Ruf meines Gewissens? Nahm ich die Wohlthaten mit Dank an, die ich aus der Hand eines allgütigen Vaters empfing? Verstoßte ich nie mein Herz gegen die Nahrungen der Gnade? War es immer empfänglich für die Eindrücke des göttlichen Wortes? Vergab ich dem, der mich beleidigte? Habe ich selbst keinen gekränkt, kein Bruderherz beunruhigt? War ich verfohllich und nachgebend? Betried ich den Zorn und war ich auch bey empfindli-

chen Beleidigungen sanftmüthig? Liebte ich Geduld? Stihtete ich Frieden, wo ich Zwietracht fand? Beneidete ich meinen glücklicheren Nächsten, sondern gönnete ich ihm von ganzen Herzen kein besseres Loos? Freute ich mich, wenn es ihm wohlging, und trauerte ich, wenn er Schaden litten? — Ging ich immer auf dem guten Wege des Lebens fort, und ließ ich mich durch kein Lächeln der Welt, durch keinen Wink der Eitelkeit, durch keinen blendenden Schimmer auf den gefährlichen Pfad des Lasters hinreißen? Kämpfte und besiegte ich meine Lieblingslinden? Bin ich in diesem Jahre reicher an guten Werken geworden? Habe ich meinen Schwag auf die Ewigkeit vermehrt? Habe ich mich keiner Unbarmerzigkeit schuldig gemacht? Hatte ich Mitleiden mit meinen dürftigen Brüdern? Beschloß sich mein Herz nicht gegen die bittende Armut? Wäre dieser Abend der letzte meines Lebens; könnte ich dann getroßt in die Ewigkeit hinübergehen? Könnte ich vor dem Throne des Weltgerichts mit freudiger Unerschrockenheit erscheinen? —

Wenn ich mir diese und viele andere Fragen vorlege; wie besammt werde ich dann! Wie beuge ich mich vor dem, der mich bisher mit großem Erbarmen getragen hat; Ich denke zurück an viele Tage dieses Jahrs, die ich besser hätte nützen; an viele Fehlstritte, die ich hätte vermeiden können. Manche Gelegenheit Gutes zu thun habe ich entlassen lassen; aber manche Verenghaft hätte ich den Sieg erhalten können, und — ich ließ mich besiegen! Manche Erinnerung habe ich aus Verächtniß nicht zu Herzen genommen, und auf die Stimme meines Gewissens habe ich nicht allemal geachtet. Ich machte zwar im Anfang gute, schöne Entwürfe; aber ach wie wenig habe ich davon ausgeführt! Ich thate wohl bestimnte Entschliessungen; aber ich bin ihnen nicht so weit nachgekommen, wie es meine Pflicht gewesen wäre.

Mit tiefem Schmerz erkenne ich dies alles an diesem prägenden Abend. Ich klage mich selbst an, erneure meine Vorsätze und bitte um stärkende Gnade. Dieser Abend soll mir einer der feierlichsten meines Lebens werden. Ich will meine Rechnung in Richtigkeit bringen; denn ich weiß nicht, ob ich wieder ein Jahr, wie dieses, beschließen werde. Immer standhafter in meinen Entschliessungen; immer thätiger in allem Guten, immer eifriger in meiner Andacht; immer vorsichtiger in meinem Thun und Lassen; immer reicher an jeder christlichen Tugend zu werden; das sey von nun an mein großes und tägliches Geschäft! — Mit heiterer Zuversicht sehe ich dann dem kommenden Jahre entgegen. Allgütliche Sorgen wegen der Zukunft sollen mich nicht beunruhigen. Der Herr wird sorgen. Wäre dies Jahr auch mein Sterbejahr; wenn es nur ein Jahr der Tugend, der Heiligung, der Weisung gewesen ist; wenn ich nur an jedem Tage desselben Saat für die Ewigkeit angeeignet habe; wohl mir! dann ist es das glücklichste Jahr meines Lebens, und dieser Abend soll mir unvergeßlich bleiben.